

Badische Heimat

Juni

2/1991

Handwritten:
K
G
B
W

**Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz**



Wir machen den Weg frei

Der erste Schritt zum eigenen Haushalt

Wenn Sie einen eigenen
Haushalt gründen wollen,
sagen wir Ihnen, wie
Sie Ihre Entscheidung
auch finanziell ver-
wirklichen können.



Volksbanken Raiffeisenbanken

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:

Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:

Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:

Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg
Tel. (0761) 7 37 24

Geschäftszeiten:

Mo. 14.00—18.00 Uhr,
Di. 8.00—12.00 Uhr,
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:

Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse
Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung

und Anzeigenverwaltung:
G. Braun, Druckerei und Verlage,
Karl-Friedrich-Straße 14—18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (0721) 165-0
Telex 7 826 904 vgb d
Reproduktionen:
Reprotechnik Specht, Karlsruhe

Inhalt

I. Bodensee

Naturschutz am Bodensee
Siegfried Schuster, Radolfzell 211

Der Bodenseeraum – Peripherie, Brückenland
oder Kernraum
Bertold Rudolf, Karlsruhe 223

II. Wirtschaft

Industrialisierung im ländlichen Raum:
Nordostbaden im 19. und 20. Jahrhundert
Wolfram Förster, Mannheim 235

Das Dampfroß dringt in den Wald vor –
Eisenbahnlinie Offenburg – Hausach
Kurt Klein, Hausach 251

III. Geschichte

Ludwig Sütterlin (1865–1917)
Clemens Siebler, Freiburg 253

Das Bild der Französischen Revolution bei
Franz Schnabel
Sabine Diezinger, Karlsruhe 275

Die Inzlinger Rebellion (1600–1613)
Claudia Ulbrich, Wiebleskirchen 287

Das Gefecht bei Karlsdorf – Eine Kriegs-
episode aus den Kämpfen des Jahres 1849
Bernhard Huber, Karlsdorf 297

„... geschlagen wurde überall“ –
Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion
Bernd Boll, Freiburg 309

Teufelskreis von Befehl und Gehorsam –
Ein Kriegsverbrechen im Kreis Rastatt 1944
Thomas Adam, Bruchsal 317

Das Haslacher „Bürgermilitär“ – Aus
seiner Geschichte
Alois Kraftczyk, Haslach 327

Ein Revoluzzer auf der Kanzel
René Löffler, Waldkirch-Kollnau 335

IV. Zum Tode von Max Frisch

Die Schweiz als Heimat? 339

Fragebogen 345

V. Geburtstage

Alban Spitz zum 85. Geburtstag
Ludwig Vögely, Karlsruhe 353

Leif Geiges (1915–1990)
Adolf Schmid, Freiburg 359

VI. Ehrungen

Unverhoffte Ehrung – Dr. Beat Trachslaer
mit der Johann-Peter-Hebel-Plakette
ausgezeichnet
Elmar Vogt, Hausen 367

VII. Aus den Regionen

1. Karlsruhe
1000 Jahre Grötzingen
Hans Knab, Grötzingen 369

„Stadtbibliothek im Ständehaus“
Die Badische Heimat stellt ihren Vorschlag
zur Gestaltung vor
Heinrich Hauß, Karlsruhe 377

Ortsgruppe Karlsruhe
Ilse Vögely, Karlsruhe 382

Anlauf- und Informationsstelle der Badischen
Heimat im Medienhaus des Verlages Braun
Heinrich Hauß, Karlsruhe 383

2. Lahr
Feier zum Geburtstag von Emil Bader
Annemarie Kaiser, Lahr 385

„Alemannische Moderatheit“
38. Hebschoppen der Badischen Heimat,
Ortsgruppe Lahr 387

VIII. Buchbesprechungen 391

Naturschutz am Bodensee

Siegfried Schuster, Radolfzell

Naturschutz am Bodensee – da denkt man an das Wollmatinger Ried, an den Mindelsee, an die Halbinsel Mettnau oder an den Hohentwiel bei Singen. Naturschutz hat in der Bodenseelandschaft – insbesondere im badischen Teil, über den hier vorrangig berichtet wird – eine lange Tradition. Im Jahre 1926 kaufte der Radolfzeller Bürgermeister Blesch einem Stuttgarter Fabrikbesitzer die Halbinsel Mettnau ab und ließ sie sofort zum Naturschutzgebiet erklären. Vier Jahre später erfolgte die offizielle Unterschutzstellung durch den badischen Staat zusammen mit mehreren anderen Gebieten am Seeufer. Schon 1928 war die Süddeutsche Vogelwarte e. V. in den von Victor von Scheffel umgebauten ehemaligen Gutshof auf der Mettnau eingezogen. Sie betrieb hier unter dem Vorsitz von Dr. C. Floericke und N. v. Bodman eine Beobachtungs- und Naturschutzstation.

In den dreißiger Jahren rettete der Hör-Dichter Ludwig Finckh durch persönlichen Einsatz den Hegau-Berg Hohenstoffeln vor der Zerstörung durch Basalt-Abbau. Nach dem Krieg führten G. A. Jauch und dessen Sohn Dr. W. A. Jauch und vor allem der „Naturschutzbaron“ Nikolaus von Bodman die Tradition der Pioniere fort. Als in den sechziger Jahren der Wirtschaftsboom alles zu überrollen drohte – typisch dafür waren Anträge zur Verkleinerung des Wollmatinger Riedes, Pläne für ein riesiges Freizeitzentrum im Naturschutzgebiet Mettnau und die Vermarktung des Hohentwiels –, zog der Konstanzer Landrat Dr. Seiterich alle Rechtsregister, um wenigstens die Uferzonen zu retten. Seiner vorausschauenden Initiative verdanken wir die fast lückenlose Ausweisung der Uferzonen am Untersee und Überlinger See

als „Naturschutzgebiet Bodenseeufer“ mit über 800 ha Fläche und die Erklärung eines über 5000 ha großen Landschaftsschutzgebietes Bodmanrück. Mitte der sechziger Jahre gab es im Landkreis Konstanz 13 Naturschutzgebiete und 10 Landschaftsschutzgebiete.

Als diese progressive Politik nach dem Wechsel des Landrats stagnierte, begann am Bodensee eine neue Naturschutzära. Um die Untätigkeit und Interesselosigkeit mancher Behörden zu überwinden, schlossen sich 1970 der Deutsche Bund für Vogelschutz und der Bund Naturschutz Bodensee-Hegau mit anderen Verbänden zur Arbeitsgemeinschaft Naturschutz Bodensee zusammen. Sie schrieb einen zukunftsweisenden, sehr weit gefaßten Naturschutz auf ihre Fahnen und wurde unter der Führung von Prof. Dr. Thielcke bald zu einem politischen Faktor. So beantragten Mitglieder der Arbeitsgemeinschaft zwischen 1968 und 1990 insgesamt über 50 neue Naturschutzgebiete, wovon bisher 40 realisiert sind, darunter alle Hegauberge und fast alle Riede. Der Landkreis Konstanz liegt mit einem Flächenanteil der Naturschutzgebiete von 4,4% der Kreisfläche weit an der Spitze aller Landkreise Baden-Württembergs, gefolgt vom Landkreis Freiburg mit 2,3% – der Landesdurchschnitt beträgt dagegen nur 1,1%.

Der schwäbische Landkreis Friedrichshafen liegt mit 1,4% Naturschutzgebietsfläche nur knapp über dem Landesdurchschnitt.

Im Landkreis Konstanz vergingen zwischen Antragstellung und Ausweisung durchschnittlich 7,7 Jahre. Dabei entwickelte sich eine fruchtbare Zusammenarbeit mit den Unteren und vor allem mit der für die Schutzge-

bietsausweisungen zuständigen Höheren Naturschutzbehörde – sehr zum Mißfallen einiger Lokalpolitiker.

Neue Wege mußten beim Schutz von Teilen der Wasserfläche des Bodensees beschrritten werden. Wasservögel beispielsweise konnten zwar in den geschützten großen Bodenseerieden ungestört brüten, aber der ausufernde Bootsverkehr behinderte ihre Nahrungssuche in den Flachwasserzonen mehr und mehr. Da der See jedoch internationales Schifffahrtsgewässer ist, müssen Schutzverordnungen, die Wasserflächen betreffen, auch vom baden-württembergischen Verkehrsminister nach oft schwierigen Verhandlungen mit der Schweiz unterzeichnet werden. Inzwischen sind vor fast allen großen Rieden Wasserflächen für den Bootsverkehr gesperrt – damit steht etwa 1% des Bodensees für den Wassersport nicht mehr zur Verfügung, was zu wütenden Protesten geführt hat. Diese gesperrten Wasserflächen haben sich ausnahmslos zu hervorragenden Mauserplätzen für Wasservögel entwickelt. So mausern im Ermatinger Becken vor dem Wollmatinger Ried im Juni/Juli/August – also zum Höhepunkt der Fremdenverkehrssaison! – viele tausend Schwimm- und Tauchenten, in den Mettnaubuchten und an der Mündung der Stockacher Aach jeweils weit über hundert Haubentaucher und zahlreiche Bleßhühner. Als wichtige Schutzzonen fehlen jetzt noch die Mündung der Radolfzeller Aach, die Mainaubuchten und die Flachwasserzone vor der Hornspitze im Untersee.

Neue Wege im Naturschutz

Neue Wege werden im badischen Bodenseegebiet auch bei der Betreuung von Naturschutzgebieten beschrritten. Die dafür zuständige Behörde sitzt in Freiburg, also rund 100 km entfernt. Das reiche Bundesland Baden-Württemberg kann sich Naturschutzfachbehörden auf Landkreisebene bisher nicht leisten. Nach und nach übergaben des-

halb die Behörden die Betreuungsaufgaben für zwanzig Naturschutzgebiete an die beiden Naturschutzverbände BUND und Naturschutzbund (DBV). In den nunmehr zwölf Jahren der Ausübung der Betreuungsrechte haben die Verbände vor allem in den vier großen Naturschutzgebieten Wollmatinger Ried, Mindelsee, Halbinsel Mettnau und Weitenried im Hegau gezeigt, was durch intensive Betreuung zu erreichen ist. Das gelang nur mit hauptamtlichem Personal und über feste Stationen vor Ort. Es stünde einem reichen Industriestaat wie der Bundesrepublik gut an, wenn wenigstens die großen Schutzgebiete hauptamtlich betreut würden – in afrikanischen Nationalparks ist das selbstverständlich!

Die beiden Naturschutzverbände sind am Bodensee noch weiter gegangen und haben in den Landkreisen Konstanz und Friedrichshafen insgesamt acht hauptamtlich besetzte Naturschutzzentren und Geschäftsstellen gebildet. Als vorerst letzte Aktion gründete der Naturschutzbund 1988 in Singen ein Institut für Landschaftsökologie und Naturschutz. Es soll praxisorientierte Naturschutzforschung betreiben – insbesondere in Form von Pilotprojekten – und den Naturschutzbund fachlich beraten.

Naturschutz auf 100% der Fläche

Die Naturschutzverbände haben nicht nur über die mangelhafte Zahl und Qualität der Schutzgebiete geklagt, über die wenig eingeschränkte land- und forstwirtschaftliche Nutzung in den Naturschutzgebieten, über die unbegrenzte Jagd und Fischerei, über die zahlreichen Freizeitaktivitäten, die selbst in Naturschutzgebieten geduldet oder genehmigt worden sind, beispielsweise das von alljährlich über 10 000 Besuchern frequentierte Hohentwiel. Die Verbände haben viel Kraft, Zeit und Mitgliedsgelder investiert, um überall Verbesserungen zu erreichen. Das ist in vielen Gebieten auch gelungen. Im Woll-



Algenwatten des überdüngten Sees zerstörten das Schilf

Bild: H. Volk

matinger Ried, im Eriskircher Ried, am Mindelsee und auf der Mettnau, im Weitenried und am Bodenseeufer bei Bodman beispielsweise sind qualitative ökologische Verbesserungen erzielt worden, die in Baden-Württemberg einmalig sein dürften. So wurden bei Bodman 1986 zwei Sportplätze aus dem Naturschutzgebiet heraus verlegt – heute blühen auf diesen Flächen über 13 000 Sibirische Schwertlilien und fast hundert Lungenenziane. Im gleichen Gebiet konnten fünf große, im Naturschutzgebiet gelegene Maisäcker stillgelegt werden – heute sind das Oasen für Wild und Vögel.

Es gibt im Bodenseeraum Gemeinden mit weit über 10% Naturschutzgebietsflächen auf ihrer Gemarkung, z. B. Gaienhofen, Konstanz oder Radolfzell. Trotzdem ist die Natur auch hier bedroht, sterben auch hier Arten aus. Naturschutzgebiete sind Inseln – ringsum wird der Ozean immer bedrohlicher, die Wellen der Intensiv-Nutzungs- und Freizeitgesellschaft schlagen immer höher: Ein Hinüberspringen von Insel zu Insel gelingt vielen bedrohten Arten immer seltener. Straßen, Autobahnen, geteerte Wirtschaftswege bilden extrem gefährliche, für zahlreiche Arten sogar unüberwindliche Hindernisse. Vie-



Intensiv-Obstplantagen werden 20mal gespritzt

Bild: S. Schuster

le wissenschaftliche Untersuchungen belegen diese für das Aussterben nicht zu unterschätzende Tatsache. Auf Initiative des Naturschutzbundes wird jetzt in einer großangelegten Millionenuntersuchung die Wirkung von Grünbrücken über die Bodensee-Autobahn bei Überlingen geprüft – eine Untersuchung, die eigentlich vor dreißig Jahren hätte durchgeführt werden müssen. Erste Ergebnisse sollen 1994 vorliegen. Dabei geht es darum, Vernetzungen über Straßen hinweg zu finden, die sowohl vom Wild als auch von Kleintieren bis zu Laufkäfern angenommen werden. Gelingt das nicht, dann werden zahlreiche Arten in den viel zu klein gewordenen Lebensinseln an Inzest-Erscheinungen zugrunde gehen.

Es ist also notwendig, Naturschutzbelange nicht nur in den wenigen Naturschutzgebieten zu verfolgen, sondern bei allen menschlichen Aktivitäten, nicht nur im flächenmäßig großen Bereich der Land- und Forstwirt-

schaft, nicht nur bei Bau und Unterhaltung von Straßen und anderen Verkehrswegen, sondern auch beim Bau und bei der Entwicklung von Baugebieten, von Gartenanlagen, von Gewässern usw. Das will das Konzept „Naturschutz auf 100% der Fläche“ erreichen: ökologische Belange überall viel stärker beachten, auf die Soziale Marktwirtschaft muß die Ökologische Marktwirtschaft folgen.

Intensiv-Landwirtschaft

Die moderne Landwirtschaft – durch Konkurrenzdruck aus dem Ausland und durch EG-Vorgaben entstanden – arbeitet mit einem hohen mechanischen und chemischen Einsatz. Dies ist nicht nur am Bodensee so, aber durch die klimatischen Vorteile für bestimmte Erwerbszweige wie Obst, Gemüse und Hopfen doch hier an manchen Stellen besonders kraß. In einer Obstplantage bei Bodman verringerten sich in über zwanzig



Telegraphenmasten als einzige Struktur in der Landschaft – Umgebung Singen

Bild: S. Schuster

Jahren die Vogelbestände in erschreckendem Ausmaß (Tabelle 1). Ursache war die Umstellung von Hochstämmen über Halbstämme zu Pilar-Anlagen mit 3000 Apfelbäumchen pro Hektar Fläche. Hier wird rund zwanzigmal pro Vegetationsperiode gespritzt und 10 bis 20mal das Gras zwischen den Baumreihen gemäht. Nur wenige als Naturdenkmäler ausgewiesene riesige Mostbirnenbäume und einige weniger intensiv genutzte Parzellen ermöglichen noch 13 Vogelarten das Überleben. Am schweizerischen Bodenseeufer ist bei noch intensiverer Nutzung diese Zahl auf 7 Brutvogelarten gefallen. Auf solchen Flächen ist der „Stumme Frühling“ Realität geworden!

Tabelle 1: Entwicklung der Brutvogelbestände in einer 20 ha großen Intensiv-Obstplantage bei Bodman

	Vogelarten	Vogelreviere
1970	23	77
1980	17	65
1990	13	46

Siedlungsdruck

Die Uferzone des Bodensees ist mit über 400 Einwohnern pro Quadratkilometer auf weiten Strecken genauso dicht besiedelt wie die Ballungsräume um Stuttgart, Heidelberg-Mannheim und Karlsruhe. Die Einwohnerdichte auf der Bodmanrückhalbinsel zwischen Konstanz und Radolfzell übertrifft den Landesdurchschnitt von 266 Einwohnern pro Quadratkilometer um weit mehr als das Doppelte. Seit den fünfziger Jahren lag die Bevölkerungsentwicklung im Landkreis Konstanz stets weit über dem Landesdurchschnitt (Tabelle 2).

Tabelle 2: Bevölkerungszunahme in Prozent

	Landkreis Konstanz	Land Baden-Württemberg
1961 gegenüber 1950	26,3	20,7
1970 gegenüber 1961	18,3	14,6
1975 gegenüber 1970	4,7	3,4
1982 gegenüber 1981	0,4	0,1



Iris sibirica – eine Charakterpflanze der Bodenseeriede

Bild: A. Hafen

Dieser Bevölkerungsdruck war gekoppelt mit einer entsprechenden Zunahme an Industrie und Gewerbeflächen. Davon blieb auch die Uferzone nicht verschont. Zwar sind seit 1965 die Zeiten endlich vorbei, zu denen die großen Seeanlieger ihren Müll einfach in den See schütteten – der Konstanzer Müllplatz lag östlich des Hafens an der Grenze zu Kreuzlingen, der Radolfzeller Müllplatz im Markelfinger Winkel – aber bis in die siebzi-

ger Jahre hinein wurden Flachwasserzonen und Riedgebiete zur „Landgewinnung“ aufgefüllt, so beispielsweise der Kurpark Mettnau, die Uferpromenade Bodman und das Schilfgebiet Herzen bei Radolfzell.

Die Inanspruchnahme des Seeufers durch Hafenanlagen und Bojenplätzen für Sportboote ist immer noch nicht endgültig gestoppt. Für den gesamten Bodensee muß man mit mehr als 50 000 Sportbooten rech-

nen. Der Bodensee-Uferplan des Regionalverbandes Hochrhein-Bodensee verzeichnet 1984 allein im Landkreis Konstanz 42 Häfen und Steganlagen. Hinzu kommen noch über 20 Bojenfelder, die wegen des unverhältnismäßig großen Platzbedarfes die biologisch wichtige Flachwasserzone des Sees stark belasten.

In den Sommermonaten kommen auf den Bodensee und die Landschaft weitere Belastungen durch den Fremdenverkehr hinzu. Zu zaghaft sind bisher noch die Versuche zur Umstellung auf einen umweltverträglichen, einen sogenannten „sanften Tourismus“. Immerhin haben sich 1990 am Untersee sechs Fremdenverkehrsorte zusammengeschlossen, um dieses Ziel anzustreben.

Mit jeder weiteren Bevölkerungszunahme – und sei es nur zeitweise während der Urlaubszeit – wird die Realisierung von Naturschutzkonzepten schwieriger. Dies ist der letztlich entscheidende Faktor.

Typische Pflanzenarten

Der Bodensee ist der einzige große Voralpensee ohne Regulierwehr. Das natürliche Pegelregime mit Niedrigwasser von November bis April, Wasseranstieg durch die Schneeschmelze in den Alpen und durch ergiebige Sommerniederschläge von Mai bis Juli/August um anderthalb bis zwei Meter blieb erhalten. Drei Staaten hätten sich einigen müssen, um den Wasserstand zugunsten von Stromgewinnung und Schifffahrt zu verändern – das hat zum Glück nicht geklappt. Dadurch ist ein Lebensraum erhalten geblieben, der von hochspezialisierten Arten – teilweise Endemiten – besiedelt wird: die offenen Kiesufer des Bodensees. Man könnte das winzige Bodensee-Vergißmeinnicht und den ebenso winzigen und dazu unscheinbaren Strandling als „Wapppflanzen des Bodensees“ bezeichnen.

Strandschmiele und Ufer-Hahnenfuß gehören ebenfalls zu dieser einzigartigen Pflan-

zengesellschaft. Sie sind allesamt Frühblüher im April/Mai und gehen anschließend für mindestens vier Monate im wahrsten Sinne des Wortes auf Tauchstation. Zwei weitere Arten sind durch die Eutrophierung des Bodensees und die dadurch bedingte Anspülung dicker Fadenalgenwatten an die Kiesufer erstickt worden und ausgestorben: die Purpur-Grasnelke und der Bodensee-Steinbrech.

Auch die Bodenseeriede sind einzigartige Pflanzenreservoir. Hier herrschen ähnliche Bedingungen wie am Kiesufer: im Winter trocken, im Hochsommer stehendes Wasser – in Hochwasserjahren wie 1965 oder 1987 auch einen Meter hoch und mehr. Dabei werden Eindringlinge von der Natur eliminiert. So hält das Hochwasser beispielsweise die Bodenseeriede goldrutenfrei. Auch Rote-Liste-Arten wie Orchideen, Mehlprimeln und Enziane werden vom Wasserstand nachhaltig beeinflusst und zeigen krasse Bestandschwankungen von Jahr zu Jahr.

Die eigentlichen Glanzpunkte der Riedwiesen am See werden aber vom Hochwasser nur wenig beeinflusst: mit geschätzten fünf Millionen Pflanzen dürfte die blaue Sibirische Schwertlilie im Eriskircher Ried bei Friedrichshafen ihren dichtesten Bestand in Deutschland erreichen. Charakterpflanze ist sie auch in allen anderen Bodenseerieden. Auf nicht ganz so hohe Zahlen, aber auch in Millionen-Nähe, kommt der Lungen-Enzian mit einem Verbreitungszentrum im Radolfzeller Aachried. Auch die Riedwiesen beherbergen Pflanzenarten, die in Baden-Württemberg mit wenigen Ausnahmen nur noch hier vorkommen, z. B. das Hohe Veilchen im Radolfzeller Aachried oder die Sumpf-Siegwurz und das Wanzen-Knabenkraut im Wollmatinger Ried.

Im Hochwasserjahr 1987 mit maximalen Pegelständen von 538 cm am Konstanzer Pegel – also fast einen Meter über dem mittleren Hochwasser – zeigten viele seltene Pflanzenarten, aber auch Tiere, die Schwachstellen der Ausweisung von Naturschutzgebieten auf:

Wo die per Verordnung geschützte Fläche endet, beginnt in der Regel die intensive Nutzung der Landschaft, z. B. aufgeschüttete Straßen, Wohnsiedlungen, Gewerbegebiete, Maisfelder, Dreischnittwiesen usw. Da beim Hochwasser 1987 die meisten Naturschutzgebiete in Seenähe totales „Land unter“ meldeten, war ein Ausweichen für Tiere und Pflanzen in das lebensfeindliche Hinterland nicht mehr wie früher möglich. Der Naturschutz muß deshalb um jedes Schutzgebiet ausreichend breite Pufferzonen fordern – sonst werden unsere Schutzgebiete Todesfallen, aus denen es bei Extremsituationen kein Entweichen mehr gibt. Die Natur im Reservat ist heute gleichbedeutend mit „Natur im Ghetto“. Dieser gefährliche Zustand kann nur durch „Naturschutz auf 100% der Fläche“ durchbrochen werden.

Typische Tierarten

Der Bodensee übt mit seiner riesigen Wassermasse eine große Anziehungskraft auf Wasser- und Sumpfvögel aus. Im Spätherbst beherbergt der See nach Zählungen der Ornithologischen Arbeitsgemeinschaft Bodensee etwa eine viertel Million Wasservögel aus Nord- und Osteuropa bis Sibirien. Durch die starke Eutrophierung des Sees in den sechziger Jahren nahm die Nahrungsmenge stark zu – für durchziehende Arten und Wintergäste war der Tisch reich gedeckt. Dabei dominieren aber nur drei Arten mit einem Anteil von etwa 75%: Bleßhuhn, Reiherente und Tafelente sind Nahrungsgeneralisten und können neue Nahrungsquellen rasch ausschöpfen, z. B. die riesigen Bestände an Wandermuscheln, die etwa ab 1968 den See übervölkert haben. Ökologisch ist die Massenentwicklung einiger weniger Arten allemal ein Alarmsignal.

Dagegen demonstriert der „Wappenvogel des Bodensees, die bunte (südeuropäische) Kolbenente die ökologischen Veränderungen im See in geradezu „klassischer“ Weise: Bis 1962

wurden im Spätsommer und Herbst bis zu 9000 gezählt. Mit dem rapiden Sauerstoffschwund durch die Seegrüne 1962/63 und den anschließenden Phosphatanstieg durch Waschmittel verschwand die Nahrungsbasis des Spezialisten: Kolbenenten fressen bevorzugt Armleuchteralgen. In den achtziger Jahren nahm durch die Inbetriebnahme dreistufiger Kläranlagen der Phosphatgehalt im Bodenseewasser fast auf die Hälfte ab – und Armleuchteralgen und Kolbenenten wieder zu. So einfach sind ökologische Zusammenhänge nur in wenigen Fällen.

Vor allem gravierende Rückgänge bei ehemals für das Bodenseegebiet kennzeichnenden Brutvogelarten sind oft schwierig zu erklären. Am ehesten gelingt dies noch beim fast völligen Verschwinden von Zwergdommel und Drosselrohrsänger. Der Lebensraum dieser beiden Arten, der seenahe Teil der großen Schilfwälder, ist durch das in den sechziger und siebziger Jahren beobachtete Schilfsterben sehr stark eingeengt worden. An vielen Stellen betrug der Schilfrückgang vom See her in Richtung Land 50 Meter und mehr. Als Ursachen werden Hochwasserjahre, Wellenschlag, aber auch die Eutrophierung des Sees diskutiert. Völlig im Dunkeln tapen die Experten beim Rückgang von Bekassine, Graumammer und – in den letzten Jahren – Kiebitz. Bei anderen Tiergruppen ist die Situation ähnlich, aber wegen des geringen Datenmaterials oft viel unklarer. Über Veränderungen in der Artenzusammensetzung bei Fischen erschienen zahlreiche Arbeiten. Danach wären die Bodensee-Felchen um 1970 beinahe ausgestorben, wenn man nicht durch eine Änderung der Netzmaschenweite gegengesteuert hätte. Die Nährstoffanreicherung im See hatte zum überschnellen Wachstum der Felchen geführt, so daß der noch nicht geschlechtsreife Jungfischanteil abgefischt wurde. Gleichzeitig vermehrten sich die Barsche – am Bodensee Kretzer und Egli genannt – explosionsartig. Zur Zeit kehrt sich das Häufigkeitsverhältnis der beiden Arten wieder um.



Kolbenenten – der Bodensee ist der wichtigste deutsche Brutplatz

Bild: H. Volk

Die Schwierigkeiten liegen darin, daß bei den Fischen immer nur von den Fangergebnissen auf die realen Bestände geschlossen werden kann und daß durch millionenfachen Einsatz von Fischen bestimmter Arten ein totales Management betrieben wird wie bei keiner anderen freilebenden Tiergruppe.

Von den zahlreichen Insektengruppen sei nur kurz auf die Libellen und die Heuschrecken verwiesen: Im Wollmatinger Ried fand B. Schmidt 1987/88 insgesamt 43 Libellenarten und konstatiert: „Eine solche Artenvielfalt ist für kein ähnliches mitteleuropäisches Feuchtgebiet nachgewiesen“.

Auch die 26 auf der Mettnau und im Wollmatinger Ried in den Jahren 1987 und 1988 gefundenen Heuschreckenarten geben einen Hinweis auf die Artenvielfalt in den Bodenseerieden. Die Heuschrecken besiedeln vorrangig trockene Biotope und deshalb verwundert es nicht, daß beispielsweise der Hohentwiel mit einer großen Artenfülle an Heuschrecken aufwarten kann – die drei seltensten, dort gefundenen Arten tragen so exotische Bezeichnungen wie Italienische Schönschrecke, Rotflügelige und Blauflügelige Öd-

landschrecke – sie sind in der Bundesrepublik stark gefährdet bzw. sogar vom Aussterben bedroht.

Schwierig gestalten sich Untersuchungen bei den Fledermäusen. Wie W. Fiedler in einem genauer untersuchten Gebiet auf der Halbinsel Mettnau belegen konnte, kommt dem Bodenseeraum für den Fledermausschutz offenbar eine besondere Bedeutung zu. Unter den Fledermausarten, die große, saisonale Wanderungen quer durch Europa durchführen, sind vor allem der Große Abendsegler und die Rauhauffledermaus auf den Insektenreichtum der Seeniederung angewiesen. Beide Arten suchen in großen Anzahlen – vom Abendsegler können allein auf der Halbinsel Mettnau Ansammlungen bis 250 Tiere beobachtet werden – im Frühjahr und Herbst vor allem die seenahen Riede auf, um in diesen Rastgebieten ihren Nahrungsinsekten nachzustellen.

... und der Mensch?

Gerade im Fremdenverkehrsgebiet Bodensee wird oft die Frage gestellt, warum im Naturschutz der Mensch so wenig zähle.

Naturschutzgebiete – die höchste Schutzkategorie, die in Baden-Württemberg verwirklicht ist – sind Räume, in denen die Natur ihre Ruhe haben soll. Wenigstens auf diesem einen Prozent der Landesfläche soll es möglichst wenig Störungen durch Menschen geben. Um aber die Neugier wißbegieriger Bürger zu befriedigen, muß es wenigstens Schlüsselöcher geben, durch die man in die Stube der Natur hineinschauen kann. Am Bodensee wurde dies – wie in kaum einer anderen Region – realisiert: Fünf öffentlich zugängliche Beobachtungsstände ermöglichen einen Einblick über das hohe Schilfröhricht hinweg in besonders interessante Teilbereiche von Naturschutzgebieten, je zwei im Wollmatinger Ried und auf der Halbinsel Mettnau, eine im NSG Bodenseeufer bei Bodman. Drei weitere Beobachtungsstände sind derzeit in Planung.

Insbesondere im Wollmatinger Ried wurden in der Besucherlenkung durch H. Jacoby vom Naturschutzbund Deutschland neue Wege beschritten. Neben zwei kleineren Beobachtungsständen gibt es dort eine erhöhte Plattform, Sichtschutzwände aus Schilfmatten und einen völlig gedeckten Beobachtungsgang mit Sehschlitzen in unterschiedlicher Höhe. Dadurch können Besucher – unter fachlicher Anleitung – selbst in der Kernzone das Leben im Ried kennenlernen, ohne zu stören.

Natürlich sind öffentliche Wege in den Naturschutzgebieten begehbar, aber auf den (Trampel-) Pfaden gibt es Einschränkungen. Neue Pfade werden im Entstehungsstadium unbrauchbar gemacht. In allen größeren Naturschutzgebieten werden Führungen unter fachkundiger Leitung angeboten – rund 5000 Bürger und Gäste nutzen alljährlich dieses Angebot. Für die wichtigsten Naturschutzgebiete liegen farbige Broschüren vor, die über das Arteninventar, aber auch über die Beobachtungsmöglichkeiten orientieren. Dem gleichen Zweck dienen auch die gebietsbezogenen Naturschutzzentren im Wollma-

tinger Ried, auf der Halbinsel Mettnau und in Möggingen am Mindelsee. Weitere Zentren sind in Planung. Die Grundregel lautet: Naturschutzgebiete so weit für Besucher öffnen, daß die Gebiete dabei keinen Schaden nehmen.

Es sei – für die Naturschutzarbeit am Bodensee allerdings eine Selbstverständlichkeit – noch erwähnt, daß alle Besucherlenkungs-, Pflege- und Gestaltungsmaßnahmen zwar in der Regel von den Naturschutzverbänden vorgeschlagen, aber natürlich erst nach Genehmigung durch die zuständigen Naturschutzbehörden realisiert werden.

Bilanzen

Wo soviel Kraft, Zeit und Geld in Bemühungen um den Schutz der Natur investiert wird, muß man hin und wieder Bilanz ziehen. Auch dies ist am Bodensee mehrfach geschehen.

Daß diese Bilanzen häufig auf der Basis von Vogelbeständen erstellt wurden, hat zwei einfache Gründe: einmal sind Vögel Spitzenglieder in Ökosystemen und zeigen Veränderungen recht genau an, zum andern sind Vögel – weil relativ einfach zu beobachten – am genauesten erforscht.

Eine erste Bilanz 1979 ergab für 41 Brutvogelarten des Bodenseegebietes negative Bestandsentwicklungen, für 23 Arten dagegen positive.

Auf der Grundlage eines viel genaueren Zahlenmaterials kommen zwei neuere Arbeiten 1986 zu folgenden Ergebnissen:

Die Vogelwarte Radolfzell konnte für 70% der von 1974 bis 1983 in Netzen gefangenen Zugvögel negative Bestandstrends bzw. Tendenzen nachweisen. Die Ornithologische Arbeitsgemeinschaft Bodensee registrierte zwischen 1980 und 1985 bei 39 Brutvogelarten deutliche Abnahmen und bei 11 Arten deutliche Zunahmen. Im Vergleich zur ersten Bilanzierung von 1979 hat sich die Situation in den achtziger Jahren also eher noch verschlechtert. Die Hauptursache dafür liegt in

der immer intensiveren Nutzung der Landschaft. Beispielsweise gab es 1980 noch keine Bodensee-Autobahn, die Gewerbe- und Wohnbaugebiete waren noch kleiner, die Verkehrsmenge geringer. Einen Einblick in die verheerenden Folgen von Intensivobstkulturen für die Vogelbestände gibt eine schon erwähnte Arbeit von 1985: In einer Intensiv-Obstplantage bei Bodman mit 20 Pestizidspritzungen pro Saison nahmen von 1970 bis 1984 insgesamt 14 Brutvogelarten ab oder verschwanden ganz aus der 20 ha großen Fläche – nur zwei Arten nahmen zu. Derzeit brüten in dieser baumbestandenen Fläche noch 13 Vogelarten – in Mitteleuropa kann man aber auf 20 ha baumbeständiger Fläche 25 Brutvogelarten erwarten! Hier ist der „Stumme Frühling“ eingeleitet.

In den Naturschutzgebieten ergibt sich bei der Artenvielfalt der Brutvögel ein weitaus günstigeres Bild: Auf der Halbinsel Mettnau beispielsweise konnte von 1929 bis 1987 ein Zugewinn an Arten festgestellt werden, bei den in den „Roten Listen“ stehenden gefährdeten Arten gab es jedoch auch hier eine negative Bilanz! Beim Arteninventar der Gefäßpflanzen auf der Mettnau – also in einem

seit 1926 geschützten Gebiet – wies M. Peintinger kürzlich innerhalb von 60 Jahren einen Verlust von 13% der ursprünglich vorhandenen Artenzahl nach.

Ausblick

Die schlimmen Naturschutzbilanzen in einem anscheinend so gut geschützten Raum wie dem Bodenseegebiet werfen die Frage auf: Was wurde falsch gemacht?

Ganz offensichtlich reichen auch 10% Naturschutzgebietsfläche in einer Landschaft nicht aus, wenn ringsum intensiv gewirtschaftet wird. Wer den Verlust des Weißstorchs beklagt, der muß die Vernichtung von mindestens 90% des Froschbestandes durch das dichte Straßennetz und die Vervielfachung des Motorfahrzeugbestandes genauso zur Kenntnis nehmen wie die sicherlich noch krassere Dezimierung aller Wiesenbewohner wie Heuschrecken, Laufkäfer usw. durch die Erfindung und den Einsatz des Kreiselmäher. Es gehört zu den zahlreichen Fällen von Alibi-Naturschutz, den Storch stattdessen durch das tägliche Auslegen einer Portion toter Eintagsküken halten zu wollen.



Der Weißstorch findet nicht mehr genügend natürliche Nahrung

Bild: H. Volk

An der Forderung nach umweltverträglichem Wirtschaften auf der gesamten Fläche – „Naturschutz auf 100% der Fläche“ – führt kein Weg vorbei. Unter und über Straßen müssen in regelmäßigen Abständen Wanderwege für alle nicht flugfähigen Tierarten geschaffen werden – Krötentunnel, Grünbrücken u. a. – sonst wird jede Biotopvernetzung zur Farce werden. Jeder neue Eingriff in die Landschaft muß einer strengen Umweltverträglichkeitsprüfung unterzogen werden. Auch derzeit bereits eingesetzte Geräte wie der Kreiselmäher müssen nachträglich einer solchen Prüfung unterworfen werden. Mit Sicherheit ist die Industrie in der Lage, die verheerenden Eigenschaften dieser schnellen und bequemen Maschine durch eine Neukonstruktion abzustellen.

Die verhängnisvolle Intensivierung der landwirtschaftlichen Nutzung – immer mehr Korn, Früchte, Fleisch auf immer kleiner werdender Fläche – muß gestoppt werden. Die Kulturlandschaft kann nur durch neue Formen einer extensiven Nutzung erhalten werden. Wetterfeste Fleischer, Schafe und Ziegen können die Landschaft sicherlich viel umweltverträglicher offenhalten als Traktoren, Kreiselmäher oder Spezialraupen. Dieser Weg kann nur mit der Landwirtschaft beschränkt werden, niemals gegen die Landwirtschaft. Vom Bodensee sind immer wieder wichtige Impulse ausgegangen, dies gilt auch und besonders für neue Wege im Naturschutz. Vom Bodensee ging zwar nicht die Idee aus, auch „Biotop aus zweiter Hand“ als wertvolle Lebensräume, die der Dynamik des Lebendigen genügend Spielraum lassen, anzusehen und sie entsprechend zu schützen; im Bodenseegebiet aber wurde diese Idee umgesetzt wie wohl nirgendwo sonst: Im Landkreis Konstanz sind auf Antrag der Naturschutzverbände – insbesondere des BUND – bisher sieben ausgebeutete Kiesgruben als Naturdenkmäler ausgewiesen worden, und für zwanzig weitere wurde ein Schutzstatus beantragt.

Neue Dimensionen erschließt auch ein Projekt des Instituts für Landschaftsökologie und Naturschutz (im Naturschutzbund Deutschland) zur Renaturierung der Radolfzeller Aach. Dieser Fluß ist vor rund hundert Jahren auf fast voller Länge kanalisiert worden. Ein Dammbau führte 1989 zur Bildung einer ersten Mäanderschleife. Inzwischen arbeitet der Fluß selbst am zweiten und dritten Mäander unterhalb der Initialstelle. Das Institut versucht, für diese neue Eigen-dynamik des Flusses im bisher eher starren Denken tangierter Behörden und Interessengruppen Verständnis und Unterstützung zu finden. Auf diese Weise soll der Aach-Kanal wieder zu einem Fluß voller Leben werden.

Zum Schluß sei noch das „Bodensee-Projekt“ der Deutschen Umwelt-Hilfe mit Sitz in Radolfzell erwähnt. Mit Hilfe eines industriellen Sponsors werden dabei so anspruchsvolle Vorhaben des BUND und des Naturschutzbundes Deutschland unterstützt wie „Umweltgerechtes Verkehrssystem für den Bodenseeraum“, „Pestizidfreies Bodenseegebiet“ oder „Temporäres Schutzgebiet Gnadensee“. Mit der „Stiftung Europäisches Naturerbe“ unter der Präsidentschaft von C. P. Hutter hat sich schließlich eine europaweit tätige Naturschutzorganisation in Radolfzell niedergelassen.

Im Naturschutz vollzieht sich derzeit eine tiefgreifende Wandlung: Die Bewahrung von „Landschaft als Museum“ wird durch andere Ziele sehr stark erweitert. Dabei wird ein „Naturschutz durch extensive Nutzung“ eine genauso wichtige Rolle spielen wie „Dynamik statt Erstarrung“. Naturschutzaufgabe in der Zukunft wird es nicht vorrangig sein, Entwicklungen zu bremsen, sondern vielmehr, Entwicklungen in eine umweltverträgliche Richtung zu steuern. Der positive Wettbewerb zweier starker Naturschutzverbände wie am Bodensee ist für solche Zukunftsaufgaben ein wichtiges Stimulanz.

Der Bodenseeraum – Peripherie, Brückenland oder Kernraum?

Bertold Rudolf, Karlsruhe

Kernräume des Industriezeitalters waren die Reviere der eisenschaffenden Industrie. Die Basis der Eisengewinnung bildeten die Steinkohlelagerstätten, in deren Nachbarschaft die Großunternehmen der Montanindustrie aufwuchsen. Auf deren Werke waren meist Zulieferung und Weiterverarbeitung einer ganzen Region ausgerichtet. Ein Jahrhundert lang wuchsen die Kernräume der „Industriellen Revolution“ heran, bis eine weitere Entwicklung die totale Verlagerung der Wachstumsschwerpunkte mit sich brachte.

Neukerne

Für die neu entstehenden Industrien („neotechnisch“) waren die Gebiete industrieller Monostruktur nicht attraktiv. In England, das in dieser Entwicklung wieder vorausging, orientierten sie sich an den Märkten des Südens. Schon 1932 sprach Dickinson von einer zweiten industriellen Revolution. Mit einer Zeitverzögerung von zwei Jahrzehnten setzte das Gefälle in der Bundesrepublik Deutschland ein. Es bezog seine Kraft aus dem räumlichen Gegensatz der paläotechnischen Schrumpfs- und der neo-technischen Wachstumsindustrien. Ein Nord-Süd-Gefälle wirtschaftlicher Prosperität zeichnete sich ab.

Strukturwandel

Das Muster des Strukturwandels ist fast überall gleich. Der Verlust industrieller Arbeitsplätze erschüttert die wirtschaftliche Basis der alten Industrienationen. Wachstumspole entstehen andererseits in Regionen, in denen

sich Innovationsindustrien niederlassen. Sie scheinen dem alten Fabrikssystem neue Formen aufzuprägen. Eine dritte, eine mikroelektronische Revolution kündigt sich an. Sie wird zu neuen Verfahren der Arbeitsteilung, mit der die Industrialisierung begann, führen. Welche Chancen entstehen in der Fabrik der Zukunft für den Menschen, wenn nicht nur Fertigung, sondern auch Konstruktion, Materialbeschaffung und Qualitätskontrolle durch Computer gesteuert werden können! Arbeitsgruppen werden lediglich überwachen, selbst befreit vom Arbeitsrhythmus der Maschine, wohl aber ständig gefordert und befähigt, auf Sonderwünsche und Bedingungen der jeweiligen Kunden einzugehen, der bloßen Massenproduktion ein Ende setzen.

Verlagerungen

Wird eine ortsungebundene Kommunikation die bisherigen Standortbedingungen revolutionieren? Ein anschauliches Beispiel für die Verlagerung wirtschaftlicher Aktivitäten bieten neben England die Vereinigten Staaten (J. Donges, Hrsg. Mehr Strukturwandel für Wachstum und Beschäftigung, Tübingen 1988, S. 104) „von den alten industriellen Zentren im Norden und Nordosten in den Süden und an den Pazifik, die ehemalige Peripherie“. Hier entstanden seit dem Ende der 30er Jahre ganz neue Wachstumszonen.

Man ist heute immer schneller bereit zu vollmundiger Vergabe von Attributen. So spricht man von einem zweiten Silicon Valley an der sonnigen Côte d'Azur, einem zweiten Kalifornien in Spanien. Sicher bildet sich Südbayern zu einer Wachstumsregion der Mikro-

elektronik heraus, in der sich innovative Fertigungsindustrien der verschiedensten Art und Nationalität häufen (J. Donges, S. 96). Die Lage Münchens im Alpenvorland regt im Blick auf den Bodenseeraum zu vergleichender Betrachtung an. Als Vergleichsebenen sei neben der naturräumlichen Ausstattung die kulturräumliche Entwicklung angesteuert. Eine weitere Fragestellung nach der Wirkung der neuen Technologien auf die Standortmuster bei weitgehender Verfügbarkeit von Arbeit und Kapital, steigender informationstechnischer Vernetzung und der Globalisierung der Märkte mit dem Rückgang der Transportkosten wird offen bleiben müssen. B. Grabner ordnet in einer Untersuchung zur „Stadtentwicklung im Wandel technologischer und sozio-ökonomischer Rahmenbedingungen“ (K. Wolf, Hrsg., Frankfurt 1986) den Konzepten der Zukunft zwei polare Tendenzen zu, eine zentralisierende, besonders auf das technische Arsenal bezogene und eine dezentralisierende, stärker auf den Mensch gerichtete, dessen Kreativität und Innovationsbereitschaft notwendig ist, dem dafür ein großes Maß an Autonomie bei der Organisation seiner Arbeit zugestanden werden muß und dabei Entspannungsmöglichkeiten im unmittelbaren Nahraum.

Nahraum Alpenvorland

Der attraktivste Standortfaktor des Bodenseeraums, wohl auch der stabilste, ist die Nachbarschaft des Hochgebirges. Die Wirksamkeit des Gebirgskörpers reicht weit in das Vorland hinaus, von der Arbeit der tektonischen Kräfte, den vielfältigen Eingriffen des Menschen bis zu dem nostalgischen Potential, das aus dem Mißtrauen zu dem Technisierungsschub in der Gegenwart besonders angewachsen ist. Die „Brandungsstirn“ der Nordalpen als Ergebnis einer weltweiten Gebirgsbildung ist nach unserer heutigen Vorstellung mit dem Schub der afrikanischen Kontinentalplatte auf die europäische Platte

zu erklären, wobei Teile des Materials als „Decken“ überschoben und sogar übereinander gestapelt wurden. Zusammensetzung und Abfolge der Schichten sind Dokumente der Bewegungsphasen der Alpenbildung. Weit in das Vorland hinaus wirken diese Schubkräfte. Die starre Platte zerreißt unter ihrem nordwärts gerichteten Druck mit Fugen, die bis in den Mantel der Erde hinabreichen. Magma dringt auf, dessen Förderkanäle heute in den Hegauvulkanen als Härtinge freigelegt wurden.

Tektonische Struktur

Von der Vorstellung einer Bruchzone im Bereich des Überlinger Sees mit herzynischem Streichen – analog dem Bonndorfer Graben (NW-SO) nimmt man heute Abstand. Sicher aber verdankt das mächtige, 8–10 km breite Quertal des Alpenrheins seinen Verlauf tektonischen Kräften. Als eine Art Nahtlinie zwischen dem Helvetikum, dem penninischen und ostalpinen Decken scheidet es i. w. die großen Baueinheiten der Alpen.

Ist damit von der Natur eine besondere Disposition dieses Raumes vorgezeichnet? In der Außenzone des Gebirges sind diese Strukturlinien verborgen. Gleichzeitig mit dem Gebirgsbau entstand hier eine Vortiefe und damit ein Gefälle, das eine intensive Abtragung bewirkte. Die große Mächtigkeit der Sedimente („Molasse“) ist ein Maß für die Absenkung des Molassetrogs.

Die Flußgeschichte gibt uns weitere Auskunft über das tektonische Geschehen im Voralpenraum. Der Ur-Alpenrhein entwässerte zu der in das pannonische Becken gerichteten Sammelrinne, der Ur-Donau. Spätere Ablagerungen des Alpenrheins finden wir in Sundgau und Saône-Becken. Dann erscheint seine Geröllfracht im Oberrheingraben und läßt uns an ihrer schwankenden Mächtigkeit die Phasen der Senkung ablesen. Die Umlenkung des Alpenrheins zur nahen Nordsee mit der dadurch auflebenden Ero-

sionstätigkeit mag die NW-SO-Richtung des Bodensees erklären.

Eiszeitliche Prägung

Die Grundstrukturen der heutigen Landschaft waren zwar gebildet, ihre Modellierung erfuhr sie erst während der Eiszeiten des Pleistozäns. Die Hebung des Massivs und der Rückgang der Temperatur führten zu einem solchen Anwachsen der Gletscher, daß sie weit in das Vorland hinaustraten. Von allen Gletscherströmen, die aus den Nordalpen quollen, war der Rheingletscher aus dem Tal des Alpenrheins der größte. Zur Zeit des weitesten Vorstoßes überfuhr er die Molassetafel, schob sich über die Donau zur Alb, 80 km vom Hochgebirgsrand entfernt. Mit wachsender Entfernung vom Nährgebiet werden die Einwirkungen des Rheingletschers geringer, werden die glazialen und fluvioglazialen Ablagerungen gleichförmiger, ausgeglichener. Markante Endmoränenwälle kennzeichnen Rückzugsstadien der letzten Eiszeit im Hegau. Besonders ausgeprägt ist die Konstanzer Girlande vor dem Stammbecken des Rheingletschers, dem Obersee. In dem weit in das Trogtal hinein ausgehobelten Seebekken sammelten sich nach der Eisschmelze zentripetal die Gewässer. Die Größe ihrer Deltabildungen läßt auf ihre Sedimentführung schließen. Die gewaltigsten Schuttmassen werden aus dem Einzugsgebiet des Alpenrheins geliefert. Der Obersee wird zu seinem Klärbecken und erfüllt damit eine wichtige Funktion, besonders in der Zeit der sommerlichen Hochwässer. Dort, im Hochgebirge, intensivste Abtragung, im Becken Beruhigung und Ablagerung.

Das Klimageschehen

Im Bereich des mitteleuropäischen Westwindklimas bewirkt die Gebirgsmauer einen Luftmassenstau mit oft tagelangen Niederschlägen. So erhält der Gebirgsrand ozea-

nische Züge, ist also feucht und wolkenreich bis weit in das Vorland hinaus. Wolken auflösend wirken Föhnwetterlagen. Im Druckgefälle zu vorbeiziehenden Zyklonen, gesteigert durch den engen Strömungsquerschnitt des Rheinquertals (Düseneffekt!) erreicht der Südföhn eine große Heftigkeit bis weit nach Norden. Das Meridionaltal wird zur Leitfuge, zur „Föhngasse“ mit mannigfachen, aber je nach Disposition unterschiedlichen Wirkungen auf Mensch und Natur.

Der Stauereffekt der Luvlage bewirkt einen höheren Jahresniederschlag ebenso wie eine größere Ergiebigkeit der Einzelniederschläge. Der Gang der Temperatur ist komplexer, durch das Übergangsklima und die im Becken oft lang andauernden Hochnebelbildungen bestimmt. Der See sorgt für Ausgleich.

Das Ursache-Wirkung-Beziehungsfeld, das wir beschreibend und analysierend zu erfassen versuchten, erschließt es uns Lösungen für die immer dringlicher werdenden Fragen nach der Zukunft? Zur Komplexität der natürlichen Ausstattung eines Raums fügt sich eine nicht minder komplexe Art pflegerischer Nutzung oder des Mißbrauchs. Im Bewußtsein des Doppelgesichts menschlicher Entscheidungen und Eingriffe müssen wir uns immer wieder die Frage nach dem Wozu stellen.

An der größten Talpforte und dem mächtigsten Vorlandbecken der Nordalpen empfindet man besonders beispielhaft die Empfindlichkeit der übergeordneten Ökosysteme: des Hochgebirges und des Seenvorlandes; dort wegen der gewaltigen Materialverlagerungen, in den Randseen wegen der wachsenden Belastung durch die Abwässer des weiten Einzugsgebiets. Die sich beschleunigende und immer mehr als bedrohlich empfundene technologische Entwicklung führt heute oft zu rein emotionalen Reaktionen und damit einer Verweigerung analytischen Denkens. Entspricht aber die Suche nach Identität und Beständigkeit nicht dem Verlangen nach Sinn

und der Einsicht in das haushälterische Zusammenwirken von Mensch und Natur?

Die Besiedlung des Bodenseeraums

Der Bodenseeraum gehört zu den frühbesiedelten Landschaften. Es sind vor allem die Seeufer und die Flußterrassen, die durch ihre Trockenheit, aber auch ihre Grenzlage zu Feuchtgebieten den vorgeschichtlichen Menschen anlockten. Wir dürfen annehmen, daß die lichten Eichenmischwälder in den tiefen, alpenfernen Lagen das Eindringen erleichterten. Einer Verdichtung in der Metallzeit folgt dann unter römischer Herrschaft eine systematische Verbindung dieser Flächen mit einem Netz von Straßen zwischen den Alpen und der Donau, der großen Sammelrinne der dort austretenden Gewässer. Nach Westen bildete der Hochrhein die Leitlinie.

Die in diese römische Grenzprovinz Rätien vordringenden Germanen gestalteten die heutigen Siedlungskerne, die Ortsnamen mit der Endung -ingen, gelegentlich auch die Endung -heim weisen auf jüngere Siedlungen hin. Endungen auf -hausen, -hofen, -stetten oder -weiler lassen Ausbauorte vermuten. Nicht nur Ortsnamen unterscheiden die Siedlungen des früh besiedelten Raums von denen des Jungsiedellandes; Siedlungsgröße, Ortsbild und Flurform sind weitere Merkmale. Klein parzellierte Streifenfluren der Dörfer des Altsiedellandes werden hier von Blockfluren abgelöst. Die Ortsnamenendungen -reute oder -schwende weisen auf die Rodezeit des Mittelalters. Die Blockfluren sind das Ergebnis einer „Flurbereinigung“ der Neuzeit mit dem Ziel einer Schaffung wirtschaftlich sinnvoller Grundstücksgrößen, der „Vereinödung.“ Zur Arrondierung der Grundstücke kam die Aussiedlung der Höfe in die Feldflur.

Schon im 16. Jahrhundert hatte man in der Reichsabtei Kempten, einem Gebiet vorherrschender Grünlandwirtschaft, zu vereinöden

begonnen. Die agrarwirtschaftliche Innovation breitete sich weit nach Westen über das Jungsiedelland aus, fand aber in den Dorfgebieten des Altsiedellandes, im Hegau, die Grenze ihrer Verbreitung. Erst im Zuge der Verbesserung der Agrarstruktur wurden auch die Gebiete, deren Besitzheiten in der Zeit der Landnahme über die Gemarkung im „Gemengelage“ zerstreut und durch Erbteilung weiter parzelliert worden waren, in den Nachkriegsjahren „bereinigt“ (W. D. Sick, Der Bodensee, S. 126).

Bestand und Wandel

Im Zuge eines sich mit dem „neuen Denken“ regenden Regionalismus, auf der Suche nach Identität und Selbstdarstellung des Bodenseeraums scheint sich nichts als beständiger zu erweisen als der Wandel. Täte man nicht gut daran, die Heterogenität nach Art der chinesischen Landschaftsmalerei als Ergebnis des Zusammenwirkens polar geordneter Kräfte zu sehen, symbolisiert durch die Berge, die dem Himmel zustreben, männliche, Leben zeugende Bewegung verkörpernd, und dem Wasser, das Tiefe sucht, aus dem neues Leben entsteht, das sich im allgemeinen Geschehen bewähren muß?

Kernraum alemannischen Volkstums

Obwohl in der Mitte des alemannischen Stammesgebiets gelegen, entwickelte sich der Bodenseeraum nicht zum politischen Kernraum. Nirgendwo sonst herrschte wie in diesem lockeren Stammesverband eine ähnliche Zersplitterung der Herrschaft. Eine zentralistisch angelegte Organisation des Gesamtstammes existierte nicht.

„Das alemannische Gesamtherzogtum dürfte aus einem fränkischen Amtsherzogtum hervorgegangen sein“ (Th. Mayer, Grundfragen der alemannischen Geschichte, Sigmaringen 1970, S. 21). Mit dem Kloster Reichenau wurde 724 durch Karl Martell ein „Stützpunkt für

die Frankisierung der widerstrebenden Alemannen“ (K. Schreiner) geschaffen. Um die Jahrtausendwende kann es als Kulturzentrum des Reichs bezeichnet werden.

Seit dieser Gründung ist am Bodensee eine schwer überschaubare Zahl von Klöstern entstanden. A. Borst hat ihrer Geschichte ein umfangreiches Werk gewidmet (Mönche am Bodensee, Sigmaringen 1978) und zeigt, daß der Raum geistig und wirtschaftlich zum „hochmittelalterlichen Gottesgarten in der Mitte der Christenheit“ kultiviert wurde, fern aller romantisierenden Darstellung V. v. Scheffels, fern auch der harmonisierenden Vorstellung einer paradiesischen Landschaft, wurde sie doch „immer neu aus dem Hinterland gespeist und verändert“ (S. 13).

Die Vielfalt der Orden dokumentiert die Vielzahl der im Lauf der wechselvollen Geschichte wirkenden Strömungen, die die Gemeinschaften zu besonderen Aufgaben verpflichteten. Mit der freien Abwahl hatten sich die frühmittelalterlichen Klöster zu autonomen Herrschaften entwickelt, die die zahlreichen Adelsterritorien an Gelehrsamkeit und Kulturleistungen überstrahlten. Zu einer Zentralgewalt, um die sich der Bischof des Bistums Konstanz, der ältesten nachantiken Gründung nördlich der Alpen (A. Borst, S. 26) bemühte, bestand immer ein gespanntes Verhältnis, wenn auch die Reichenauer Äbte, ähnlich denen der Pfortenstadt Salzburg, oft den Bischofsstuhl inne hatten. Mit der Gründung des Klosters Petershausen auf sumpfigem Grund der rechten Rheinseite versuchte der Bischof Gebhard, ein Sproß der Grafen von Bregenz, ein Eigenkloster zu schaffen, um es zum Magnet für seine Reformideen auszubauen. Zwar hatte der Bischof die geistliche Macht über die damals umfangreichste Diözese, die bis an die Stammesgrenzen heranreichte, wohl war er auch Herr seiner Stadt, doch seine weltliche Herrschaft war klein und stark zersplittert. Weilte auch der König oft auf dem Domhü-

gel, dem Sitz des Bischofs, er wurde nie fester Pol des Herzogtums.

Stadt und Bürgertum

Dagegen entwickelte sich bei der Bischofskirche der bedeutendste Markt des Bodenseeraums und mit ihm das städtische Bürgertum. Schon zu Beginn des 13. Jahrhunderts hatten die durch den Fernhandel reich gewordenen Bürger Selbstverwaltung erstritten. Mit ihrer Leinenweberei war ihnen Reichtum und Macht zugewachsen. H. Ammann spricht von Oberschwaben als einer „mittelalterlichen Industrielandschaft“. Städteland wäre wohl eine geeignetere Bezeichnung, hatte sich doch, analog den oberitalienischen Städten, Konstanz in diesem städtereichen Raum zu einem Zentrum der Leinwandindustrie entwickelt, in dem die Produkte der Flachserzeugung und der Hausindustrie des Umlands veredelt und marktgerecht zubereitet wurden, um dann auf den alten Fernhandelswegen bis in die Absatzgebiete am Mittelmeer und in Ostmitteleuropa verfrachtet zu werden.

Oberdeutschland lag vor der Nutzung der Seewege an den wichtigsten Fernhandelsrouten Europas. Sie führten bis zur Erschließung der Gotthardlinie über die Bündner Pässe (Splügen, Julier, Septimer). Mit der sich entfaltenden innereuropäischen Stadtwirtschaft und wachsender Komplexität der Arbeitsteilung entstanden neue Organisationsstrukturen, eine neue Schicht zunehmend spezialisierter Gewerbetreibender (L. Bauer), die „Tuchherren“, die mit dem Verlagswesen Land und Stadt zusammenbanden, durch die Akkumulation von Handelskapital („kommerzielle Revolution“) aber auch neue Abhängigkeiten schufen. Mit der Trennung von Kapital und Arbeit entstanden Ansätze der Industrialisierung: „Proto-Industrialisierung“. Das wachsende Selbstbewußtsein des Bürgertums sprengte die feudale Wirtschaftsordnung und ließ neue Formen von Bil-

dungs- und Versorgungseinrichtungen entstehen.

Noch war der See ein „mächtiger Vermittler“, besonders für den Seewein, der keine zu langen Frachtwege zuließ, aber auch keine Fläche für eine „Alleinherrscherin“ (Fr. Metz). Eine Metropole wie München findet hier keinen Platz, wohl aber Girlanden von Städten und stadähnlichen Siedlungen. Einige haben römische Wurzeln, einige haben sich Reichsfreiheit erkämpft oder verdanken ihre Blüte den zahlreichen Territorialfürsten, die an der Gunst der Seelage teilhaben wollten. Die Städte mußten die Ordnungsgewalt übernehmen, nachdem sich keine zentrale Macht auszubilden vermochte.

Zerfall der europäischen Einheit

Und doch trafen sich in Konstanz die Großen der christlichen Welt, um die den Zerfall der wirtschaftlichen und sozialen Ordnung begleitenden religiösen Erneuerungsbewegungen der europäischen Peripherie einzudämmen, eine Kirchenspaltung zu verhindern. Konstanz war über die nahen Alpenpässe leicht zu erreichen; die geistliche Stadt konnte in ihren Klöstern einen Großteil der Konzilsväter mit ihrem Gefolge unterbringen und über den See versorgen.

Aus dem Zerfall der europäischen Einheit hatten die Waldstätte, seit sich über den Gott hard ein größerer Verkehr entwickelte, der ihnen zu Wohlstand verhalf, Kapital geschlagen und von den Stauferkaisern, deren Italienpolitik auf sichere Alpenpässe angewiesen war, Reichsunmittelbarkeit erlangt. Der Aufbau der Eidgenossenschaft war eingeleitet. Der Bund der Innerschweizer wurde gegen die Territorialmacht Habsburg, die staufisches Erbe übernommen hatte und im Zuge einer Hausmachtspolitik ihren Streubesitz zu arrondieren versuchte, offensiv verteidigt. Mit der Abtretung des Thurgaus an die Eidgenossen im Frieden von Konstanz 1461 verlor der bisher größte Machtfaktor alle Besit-

zungen südlich von Bodensee und Hochrhein. Der Bodensee wird Grenzraum und durch den Westfälischen Frieden als Reichsgrenze bestätigt. Der Thurgau wird von seiner „natürlichen“ Hauptstadt getrennt. Die stolze Reichsstadt verliert ihr Hinterland, wie es alle eidgenössischen Städte umgibt. (Grenzverlauf um Schaffhausen!) Alle späteren Grenzänderungen wurden vereitelt.

Als Konstanz schließlich in den „Strudel der Glaubensspaltung“ geriet, wurde das Problem der Grenzziehung noch komplexer. Unter den Eidgenossen wuchs der reformatorische Eifer besonders stark. Das nahe Zürich verweigerte unter Zwingli dem Bischof die Gefolgschaft. Im Klettgau und Hegau erhoben sich die Bauern, kurz darauf (1525) schloß sich der Rat der Stadt der Reformation an. Der Fürstbischof verließ mit Hofhaltung und Verwaltung die Stadt und ließ sich in Meersburg nieder. Konstanz verfiel der Reichsacht und, alleingelassen von den konfessionell gespaltenen Eidgenossen, die erstmals Nichteinmischung demonstrierten, mußte sich den kaiserlichen Heeren ergeben. Ähnlich wie im Hegau folgte der Niederlage die Rekatholisierung, der sich viele Protestanten durch Auswanderung entzogen. St. Gallen profitierte vom Zuzug Konstanzer Tuchherren. Die im Mittelalter blühende Stadt verlor ihre Reichsfreiheit und wirtschaftliche Spitzenstellung. Am Ende des 18. Jahrhunderts war sie zu einer österreichischen Landstadt von wenigen Tausend Einwohnern geschrumpft.

Auf dem Gegenufer entstand über Meersburg eine neue fürstbischöfliche Residenz. Noch einmal läßt der Barock mit Vertretern wie Balthasar Neumann, Peter Thumb und Bagnato den Glanz der Bodenseelandschaft aufscheinen. Was also bleibt, ist nicht nur der Wechsel (M. Walser) wohl aber die „wechselnde Mannigfaltigkeit der Zuordnungen“ (A. Borst).

Politische und wirtschaftliche Neuordnungen

Mit den napoleonischen Neuerungen des 19. Jahrhunderts wurde die Außenleitung des Bodenseeraums zur Regel. Durch die Säkularisation verliert das Fürstbistum seine Autonomie. Die alte Bischofsstadt gerät in Randlage zu den Schaltzentralen des neu gebildeten Flächenstaats, wird Badens einzige linksrheinische Stadt. Schließlich wurde auch das Restgebiet der Diözese Konstanz aufgelöst und in die staatlichen Grenzen eingegliedert mit den neuen Bischofssitzen Freiburg und Rottenburg.

Nach der Glanzzeit im Mittelalter wird es provinziell im Bodenseeraum. Die Entwicklungsdynamik des Industriezeitalters ist erst spät und nur punkthaft zu spüren. Zoll- und verkehrspolitische Maßnahmen zur Anregung der innerstaatlichen Wirtschaft wirken sich nachteilig auf die Randlage aus. Zunächst war Wasserkraft die einzige Energiequelle. So finden wir frühindustrielle Anlagen an Wasserläufen.

An der Aach kommt am Ende des 18. Jahrhunderts in einer ehemaligen Singener Lohmühle langsam Tabakverarbeitung in Gang. Mit der Wasserkraft der Aach und holländischem Kapital entsteht 1837 die Baumwollspinnerei Arlen. Die Dampfkraft beginnt zaghaft, die Flußläufe für die Kraftgewinnung entbehrlich zu machen und ermöglicht mit der Eisenbahn (Anschluß Friedrichshafen 1850, Singen 1863) den Massengüterverkehr.

Die Grenze als Standortfaktor

Nun wird Schweizer Kapital aktiv: Die Landesgrenze wird als Zollmauer zum Standortfaktor. Viele Schweizer Fabrikanten sahen sich gezwungen, in Produktionsstätten jenseits ihrer Staatsgrenze die Produktionsfaktoren Kapital und technisches Können zu investieren. Das Arbeitskraftpotential der

großen kleinbäuerlichen Hegaudörfer kam ihnen dabei zustatten. Anstelle der Aach wurde die Bahnstrecke zur Leitlinie der Industrieansiedlung. Mehrere Industrialisierungsschübe machten Singen zum größten Einpendlerzielort des westlichen Bodenseeraums. Unter dem Dach des Aluminium-Riesen Alusuisse entwickelte sich in der Nähe der Maggi-Werke (Schweizer Kapital!) der Teilkonzern Alusingen, seines hohen Strombedarfs wegen nahe dem Stromangebot des Hochrheins.

Eine der Textilindustrie vergleichbare, aber kürzere Blüte erlebte der Maschinenbau in Gottmadingen. In einer mechanischen Werkstatt hatte J. G. Fahr vor der Jahrhundertwende begonnen, stationäre Handdresch- und Häckselmaschinen zu fertigen. Mit einer Erweiterung ihrer Produktpalette drängte sich die Fahr-AG in die vorderste Linie der deutschen Landmaschinenerzeuger. Eine Kapazitätsausweitung im Zuge der Mechanisierung der Landwirtschaft steuerte in eine Übersättigung des Marktes, auf den auch Weltkonzerne mit immer größeren Maschineneinheiten einströmten. Fahr mußte 1984 die Gießerei in Stockach schließen, um schließlich selbst im Konzern Klöckner-Humboldt-Deutz aufzugehen. „Im Sog der Schrumpfungprozesse“ im Landmaschinenbau ist inzwischen der größte Teil der Arbeitsplätze abgebaut, ein Schock für den Industriestandort wie die ihm zugeordneten Pendlergemeinden.

High-Tech am Bodensee

Eine „Keimzelle für zukunftsweisende Technologien“ ist am mittleren Bodensee in Friedrichshafen entstanden, einem Zusammenschluß der kleinen Reichsstadt Buchhorn und des Klosterorts Hofen. Mit dem politischen Anschluß an Württemberg und der Verbindung mit dem Eisenbahnnetz dieses Mittelstaats wird die Hafenstadt zur Sommerresidenz eines Königs gewählt. Durch eine wei-

tere Standortwahl wird Friedrichshafen Sitz des Luftschiffbaus Zeppelin und der Flugzeugwerke Dornier, deren Arbeit am Kriegsende durch Demontage beendet wird. Man versucht einen Neuanfang durch Diversifikation. Schließlich bieten Luft- und Raumfahrtindustrie Möglichkeiten der Wiederaufnahme von Entwicklungen und Forschungen. So entstand hier ein Kristallisationspunkt modernster Technologie und, eingebunden in den größten deutschen Industriekonzern Daimler-Benz, ein Startplatz der dritten industriellen Revolution, angetrieben durch den steigenden Bedarf der Raumfahrt an hochkomplexen Speziaisystemen.

Wachsende Gefährdung der Umwelt

Vielfalt und Hektik der Außenbezüge brachten auch erhebliche Beeinträchtigungen des Bodenseeraums. Sein Reiz, die landschaftliche Schönheit, konnte durch menschliche Macht gesteigert, aber auch ins Verderbliche gewandelt werden. Der See, die hydrographische Mitte des Beckens, registrierte die negativen Wirkungen einer ständigen Intensivierung der Produktion, der wachsenden Daueransiedlung und des saisonalen Verweilens, überhaupt der ins Unerträgliche sich steigenden individuellen Mobilität.

Der Obersee, der größte und tiefste Vorlandsee am nördlichen Alpenrand, bis zur Jahrhundertmitte ein „gesundes, oligotrophes Gewässer“ (Gewässerschutzkommission für den Bodensee 1974, S. 11), zeigte seit den 50er Jahren eine erhöhte Produktivität organischer Substanz aufgrund steigender Nährstoffkonzentration, befand sich damit auf dem Weg zur Eutrophierung. Darüber ist inzwischen viel geschrieben worden. Man empfindet Genugtuung darüber, daß man die Entwicklung aufhalten konnte – als hätte man es erst gar nicht soweit kommen lassen dürfen.

Am gefährdetsten ist nach wie vor die Flachwasserzone (die „Wysse“), der Kontaktbe-

reich von Land und Wasser als Brutplatz der Wasservögel und Laichplatz vieler Fische, zugleich aber auch begehrter Anlegebereich für die Wassersportler. Bei dem flächenhaften Eindringen der Urlauber bedarf der Schwächste des besonderen Schutzes.

Die Gefahr schädlicher Belastung steigt mit dem Intensitätsgrad der Nutzung. Die frühbesiedelte Uferzone ist der am stärksten zersiedelte Ring, von dessen Siedlungskernen aus die Wohnbebauung landeinwärts vorstößt, um sich mit den Intensivkulturen zu verzahnen. Auf ähnliche Phänomene stoßen wir an den Flußterrassen und in den Mündungsgebieten der Zuflüsse.

Intensivkulturen des Gunstraums

Der Weinbau, früher oft die Haupteerwerbsquelle, ist heute an wenige Südhänge zurückgedrängt. Bis in das Eisenbahnzeitalter bedeutete der Seewein Reichtum für die Ufergemeinden; erst als der Wasserweg in den Schatten der Schiene trat, mußte er seine Vorrangstellung an die Weine der Oberrheinlande abtreten, die unter günstigeren ökologischen Bedingungen produziert wurden.

Der Erwerbsobstbau trat als Nachfolgekultur an seine Stelle. Niederstammkulturen haben den Hochstamm verdrängt, damit auch viele Vogelarten. Die Chemie muß mit umfangreichen Spritzprogrammen gegenüber vielen Schädlingen ihre Rolle übernehmen. Der Bund für Vogelschutz in Radolfzell plädiert daher für die Erhaltung natürlicher Inseln und Korridore, in denen auch die einstige Vielfalt der Kräuter ihre Bleibe findet. „Renaturierung“ ist ihre Forderung und Flächenschutz.

Nachfolgekultur des Rebbaus der Insel Reichenau ist der Gemüsebau. Die arbeitsintensiven Kulturen erlauben heute unter Hochglas die ganzjährige Produktion eines breiten Artensortiments. Trotz allen gärtnerischen und organisatorischen Anstrengungen sind

die Aussichten im europäischen Markt gegenüber den leistungsfähigeren südeuropäischen Anbaugebieten schlecht. Die verbesserte Verkehrssituation, der der Gemüsebau der Insel seine Absatzmöglichkeiten verdankte (Schienentransport!), wird ihr mit der Entwicklung des Lastwagenverkehrs auf den Autobahnen zum Verhängnis werden. J. Blenck prognostiziert in seiner Dissertation (Die Insel Reichenau, Heidelberg 1971) für die Zukunft der Insel die Rolle als Villenvorort von Konstanz!

Nostalgie und Fortschrittdynamik

Auf allen Wirtschaftssektoren zeigt der technische Fortschritt sein Doppelgesicht. Hierüber zu klagen hält H. R. Jauss bei einem Symposium der Uni Konstanz für nostalgisch (Konstanzer Blätter für Hochschulfragen, Jan. 1989). Bei derselben Tagung weist E. van Ransen darauf hin, daß nur Innovationsbereitschaft, also Wandlungsfähigkeit Zukunftschancen im internationalen Wettbewerb hat. Für den Bodenseeraum ergeben sich gute Möglichkeiten, da er über ein großes Potential forschungs- und entwicklungsintensiver Unternehmen verfüge und zugleich eine Kontaktstelle in der Bodensee-Universität. Mit deren Gründung wurde nicht nur, ähnlich wie bei den neuen Ruhruniversitäten, eine Reform des Hochschulwesens angestrebt, sondern vor allem eine „übergreifende Gesamtschau“, die Einheit von Forschung und Lehre, Theorie und Praxis, Natur- und Geisteswissenschaften. Freilich spiegelt sich in diesen Gründungsideen die Bildungseuphorie der Nachkriegszeit. Ihre Wirksamkeit ist unübersehbar, wenn sie auch quantitativ hinter den alten Universitäten zurückbleibt. Die Entfaltung der Brückenfunktion, vor allem zum Mittelmeerraum entspricht wohl nicht den Erwartungen der Gründungsväter. Für die Region hat sie Profil gewonnen, für die Stadt ist sie „bedeutungsvoller als das Konzil“ (OB Helmlé). Wird Konstanz die

Kluft zwischen High Tech und High Culture überbrücken, dabei auch „High Nature“ einbegriffen, den leicht technischen Entwicklungsschüben unterliegt?

Das neue Denken

Das lange Ringen um den Ausbau der Infrastruktur mag als Zeichen für ein neues Denken interpretiert werden. Der Anschluß des Sees an die europäischen Großschiffahrtswege über einen kanalisierten Hochrhein scheint endgültig aufgegeben zu sein. Er hätte unabsehbare Schädigungen des Naturhaushalts mit sich gebracht. Bodenseeautobahn und B 31 bleiben ungelöste Probleme nicht nur der Regionalpolitik.

Noch nie war die regionale Entscheidungsbeugnis so brüchig, noch nie war aber auch die Dringlichkeit einer Entscheidung so groß. Die Universitätsgründung wurde von ihrem Initiator Kiesinger als „geschichtliche Wiedergutmachung“ für einen „lange vernachlässigten alten Kulturraum im Herzen Europas“ (im Blick auf die Alpen- und Mittelmeerländer) bezeichnet. Wäre die Einbeziehung der Schweiz durch ihren Beitritt in die EG eine oft befürchtete „Rückwende“ vor die Zeit des Westfälischen Friedens oder Aufbruch in ein neues Zeitalter? Liegt am Bodensee nicht sogar das geeignetste Demonstrationfeld für die Konkretisierung der Vision eines multikulturellen Europa, in dem – wie vor der Zeit gegenseitiger Abschottung durch Nationalstaaten – regionale Eigenarten und Entfaltungsmöglichkeiten garantiert sind? Offene Fragen . . .

Der europäische Binnenmarkt hat längst begonnen, Wirkungen auf die bisherigen peripheren Grenzräume auszuüben. Vielfach wird versucht, durch den Eintritt in Auslandsfirmen eine Art föderatives Firmenmodell für eine spätere politische Einigung vorzuzeichnen.

Neue Verkehrskonzepte

Wieder ist die „Riegelstellung auf dem Alpenkamm“ Anlaß zu neuer Entscheidung: Man rechnet bis zur Jahrhundertwende mit einer Verdoppelung des Alpentransits. So wird das Draußenbleiben wie das Mitmachen für das Alpenland Auswirkungen haben. Wie weit wird die Belastbarkeit der Bevölkerung gehen, die an diesen Verkehrskorridoren lebt? Nach den neuesten Informationen will die Schweiz auf andere Wege verzichten und ausschließlich die Schiene für den zu erwartenden Güterverkehr anbieten. Damit ist ein Basistunnel mit für den Huckepackverkehr ausreichenden Abmessungen projektiert.

Wird man die Gotthardlinie bevorzugen, die die Position am Oberrhein begünstigt, oder das Splügentunnel, das eher auf den Neckarraum und Teile von Bayern ausgerichtet ist? Die Bündner Lösung würde den Bodenseeraum aus dem Verkehrsschatten herausreißen und ihm die von vielen verlangten Aufwendungen für die Infrastruktur bringen. Die Auswirkungen sind freilich schwer abzuschätzen. Die fest beabsichtigte Verlagerung des Lastransports auf die Schiene mit Großgefäßen (Containern) wird die Situation mildern. Ein Terminal vor dem See im Raum Singen scheint bei der Planung angestrebt zu werden. Auch der Personennahverkehr erhält auf Schweizer Seite durch „Vertaktung“ und tarifpolitische Maßnahmen der Eisenbahn größere Attraktivität.

Mit dem Sommerfahrplan 1989 kündigte die Deutsche Bundesbahn eine auf den Stunden-takt des InterCity- und EuroCity-Netzes eingestellte N-S-Fernverbindung nach Konstanz an. Es ist zu hoffen, daß dieser „InterRegio“ von der Bevölkerung angenommen wird und zu weiteren „Takt-Versuchen“ anregt. Alle Möglichkeiten der Verkehrsverminderung, gerade auch im „Freizeit- und Kommunikationsverkehr“ müssen ausgeschöpft werden, wenn der Bodenseeraum nicht in die Auto-Apokalypse gesteuert werden soll.

Inzwischen sind erste Entscheidungen für die Gotthard-Linie gefallen. Basel, die alemannische Konkurrentin, die aufgrund ihrer Lage-gunst am Endpunkt der Rheinschiffahrt zu einer Wirtschaftsmetropole heranwachsen konnte, wird damit einen weiteren Vorteil erhalten. Der heutige Standort pharmazeuti-scher Weltkonzerne, der einst Konstanz als Stadt des Reformkonzils ablöste, wurde auch 1989 als Ort eines Weltkonzils („Konvoka-tion“) für Gerechtigkeit, Friede und Bewah-rung der Schöpfung vor der Einheit der Welt-verantwortung gewählt. Vielleicht erfolgte die Wahl, weil an diesem Chemiestandort das Gefahrenpotential mit dem Mahnzeichen der Katastrophe des Weltkonzerns Sandoz deut-lich zum Ausdruck gebracht werden kann – ein Appell für das Bemühen um eine Weltver-änderung zum Guten.

Der Bodenseeraum als Modellregion der Dienstleistungsgesellschaft?

Die dritte technologische Revolution ist in der Lage, die Wirtschaftsräume durch Tele-kommunikation und Computertechnologie in den Bereichen der industriellen Produk-tion und Dienstleistungen weltweit zu einem einzigen System zusammenzuschließen (D. Bell). Kann sie die Träume der Mensch-heit von einer „sanften Revolution“ erfüllen, die durch ihre dezentralisierende Tendenz den Sog der industriellen Ballungen abbaut und damit die den Weltfrieden bedrohenden Ungleichheiten? Werden mit dieser Revolu-tion neue Offenheiten der Lebensgestaltung entstehen oder Systeme von solcher Komple-xität und der Eigengesetzlichkeit von Ma-schinen, daß uns die Möglichkeit verbaut sein wird, Erfahrungen zu machen, aus denen wir für die Zukunft lernen könnten (K. Bieden-kopf)? Die neuen Technologien werden sicher ein großes Potential verschiedenster An-wendungsmöglichkeiten bringen und damit die Spielräume individueller Gestaltung und sozialer Kooperation erweitern.

Der Bodenseeraum bietet ein Muster dezentraler Strukturen an mit einem Ring bereits vorhandener mannigfachster Dienstleistungseinrichtungen im Seebereich und Ansätzen industrieller Kernbildung in von dort ausstrahlenden Achsen. Die Suche nach Bewahrung der Identität bei der Zukunftsgestaltung wird die Kontexte der Vergangenheit nicht aus den Augen verlieren dürfen. Seiner Brückenfunktion verdankte der Bodensee-

raum im Verlauf des Mittelalters die kulturelle Strahlkraft einer Kernlandschaft. Aber auch die Gensituation löste letztlich Kräfte aus, die beiderseits Entwicklungen förderte. Wenn auf dem Weg in den Gemeinsamen Markt die Veränderungsgeschwindigkeit menschliches Maß behalten soll, tut freilich Besonnenheit und „demokratische Askese“ (R. v. Weizsäcker) not.



Bodensee-Texte: Hermann Hesse

Ein Septembermorgen am Bodensee

Die Nebelmorgen haben nun wieder begonnen, schon mit Anfang September. In den ersten Tagen waren sie beengend, düster und traurigmachend, so lange man noch das leuchtende Blau und Rotbraun der Hochsommernmorgen frisch im Gedächtnis hatte. Sie schienen kalt, stumpf, freudlos, vorzeitig herbstlich und erweckten jene ersten, halb unbehaglichen, halb sehnsüchtigen Gedanken an Stubenwärme, Lampenlicht, dämmerige Ofenbank, Bratäpfel und Spinnrad, die jedes Jahr allzu früh kommen und die ersten Herbstschauer sind, ehe die fröhlichen und farbigen Wochen der Obst- und Weinlese sie wieder vertreiben und in ein nachdenkliches, erwärmendes Ernte- und Ruhegefühl verwandeln.

Nun ist man schon wieder an die Seenebel gewöhnt und nimmt es für selbstverständlich hin, daß man vor Mittag die Sonne nicht zu sehen bekommt. Und wer Augen dafür hat, genießt diese grauen Vormittage dankbar und aufmerksam, mit ihrem feinen verschleierten Lichterspiel, mit ihren an Metall und Glas erinnernden Seefarben und ihren unberechenbaren perspektivischen Täuschungen, die oft wie Wunder und Märchen und fabelhafte Träume wirken. Der See hat kein jenseitiges Ufer mehr, er verschwimmt in meerweite, unwirkliche Silberfernen. Und auch diesseits sieht man Umrisse und Farben nur auf ganz kleine Entfernungen, weiter hinaus ist alles in Wolke, Schleier, Duft und feuchtes Lichtgrau aufgelöst. Die ersten, einzelstehenden, überaus charaktervollen Pappelwipfel schwimmen matt als fable Schatteninseln in der nebligen Luft, Segelboote gleiten in unwahrscheinlichen Höhen geisterhaft über den dampfenden Wassern hin, und aus unsichtbaren Dörfern und Gehöften dringen gedämpfte Laute – Glockengeläute, Hahnenrufe, Hundegebell – durch die feuchte Kühle wie aus unerreichbar fernen Gegenden herüber.

Auch das ist seltsam und ergreifend, wie der Nebel alles Benachbarte und scheinbar Zusammengehörige trennt, wie er jede Gestalt umhüllt und abschließt und unentrinnbar einsam macht. Es geht auf der Landstraße ein Mann an dir vorbei, er treibt eine Kuh oder Ziege oder schiebt einen Karren oder trägt einen Korb, und hinter ihm her trabt wedelnd sein Hund, und du siehst ihn herkommen und sagst Grüß Gott, aber kaum ist er an dir vorbei und du wendest dich und schaut ihm nach, so siehst du ihn alsbald undeutlich werden und spurlos ins Graue hinein verschwinden. Nicht anders ist es mit den Häusern, Gartenzäunen, Bäumen, Scheunen und Weinbergschnecken. Du glaubtest die ganze Umgebung untrüglich auswendig zu kennen und bist nun eigentümlich erstaunt, wie weit jener Garten von der Straße entfernt liegt, wie hoch diese Mauer und wie niedrig jenes Häuslein ist. Hütten, die du eng benachbart glaubtest, liegen einander nun so ferne, daß von der Türschwelle der einen die andere dem Blick nicht mehr erreichbar ist. Und du hörst in nächster Nähe Menschen und Tiere, die du nicht sehen kannst, gehen und arbeiten und Rufe ausstoßen. Alles dies hat etwas Märchenhaftes, Fremdes, Entrücktes, und für Augenblicke empfindest du das Symbolische darin erschreckend deutlich. Wie ein Ding dem ändern und ein Mensch dem ändern, sei er wer er wolle, unerbittlich fremd ist, und wie unsere Wege immer nur für wenig Schritte und Augenblicke sich kreuzen und den flüchtigen Anschein der Zusammengehörigkeit, Nachbarlichkeit und Freundschaft gewinnen ...

Aus: „Die Kunst des Müßiggangs“, Suhrkamp Verlag, 1973

Industrialisierung im ländlichen Raum: Nordostbaden im 19. und 20. Jahrhundert

Wolfram Förster, Mannheim



Stadtmitte von Buchen zur Zwischenkriegszeit: das Automobilzeitalter hat auch das Land erreicht
(Stadtarchiv Buchen)

Das nordöstliche Baden, heute geographisch in etwa identisch mit den altbadischen Teilen der Verwaltungsbezirke des Neckar-Odenwald- und Main-Tauber-Kreises, gehörte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts zu jenen Regionen des Großherzogtums Baden, die anders als Teile des Schwarzwaldes oder größerer Städte wie Mannheim, Karlsruhe oder Pforzheim, den Anschluß an die Industrialisierung zunächst verpaßten.¹⁾ Dieser Landes- teil, zwischen 1863 und 1936 administrativ als Großkreis Mosbach mit den Amtsbezirken

Eberbach, Mosbach, Adelsheim, Buchen, Tauberbischofsheim und Wertheim ausgestattet, war 1806 im Zuge der Napoleonischen Neuordnung Südwestdeutschlands dem gerade entstandenen Großherzogtum Baden zugeschlagen worden, und lag fortan in Grenzlage zu den Königreichen Württemberg und Bayern und dem Großherzogtum Hessen (Vgl. Abb. 1, Tab. 1). Größere Aufmerksamkeit richtete der badische Staat mit dem Regierungssitz in Karlsruhe allerdings erst dann auf diesen abseitigen



Kaufhaus auf dem Lande: Fabrikwaren bringen das traditionelle Handwerk in Bedrängnis (Stadtarchiv Buchen)

Landesteil, als im Zuge der 1845 beginnenden Agrarkrise die hieraus resultierende agrar-soziale Erhebung im Odenwald die militärische Niederschlagung dieses Aufstandes nötig gemacht hatte. Zum Notstandsgebiet erklärt, suchte die Regierung während der anschließenden Jahre über die staatlich geförderte Auswanderung nach Nordamerika, der Auflösung der Armenkolonien Rineck, Tolnaishof und Ferdinandsdorf, Versuche zur Hebung der Landwirtschaft und Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen beim Straßenbau und Strohflechten die ärgste Not zu lindern. Um 1855 schließlich schien die Krise überwunden. Die nachfolgenden Jahrzehnte erbrachten jedoch nicht die andernorts im Lande zu beobachtenden Fortschritte in der Industrie und auch der Landwirtschaft, so daß sich die heute noch im Volksmund geläufigen Bezeichnungen „Badisches Hinterland“ und

„Badisch Sibirien“ einbürgerten. Schließlich entwickelte sich Nordostbaden vom Notstandsgebiet um 1850 zum Fördergebiet nach 1950, die gegenwärtige Terminologie zur Charakterisierung der Wirtschaft ist diejenige des ländlichen, strukturschwachen Raumes.

Wie ist nun aber zu erklären, daß der Prozeß der Industrialisierung die einzelnen Regionen im Lande Baden zu unterschiedlicher Zeit, und vor allem, in unterschiedlicher Intensität erfaßte? Industrielle Ansatzpunkte, die ihrem Gründungsdatum nach noch in die vorindustrielle Zeit zurückreichten und auch im 19. Jahrhundert und später von Bedeutung blieben, fehlten in Nordostbaden fast ganz. Zwar lag mit der hochmittelalterlichen Städtegründungswelle des 13. und 14. Jahrhunderts eine für die Größe des Territoriums

hohe, und im Taubertal konzentrierte Städtehäufung vor, aber zu zahlreich schienen dann später während der Neuzeit die Städte, als daß sich ein oder zwei der Größe der Region entsprechende Zentren mit einem für eine künftige Industriemetropole ausreichenden Entwicklungspotential hätte herausbilden können (Vgl. 2). Lediglich in zwei der nordostbadischen Städte entstanden überhaupt Manufakturbetriebe: Das ehemals kurpfälzische Mosbach an der Elz beherbergte eine Saline und eine Fayencemanufaktur. Und in Wertheim, an der Mündung der Tauber in den Main gelegen, begünstigte das dortige Fürstentum die Etablierung einer Kattundruckerei, einer Weinsiederei und einer Papiermühle. Sämtliche der genannten Manufakturen blieben jedoch ohne industriellen Ausbau und überdauerten auch nur ein paar Jahrzehnte. Lediglich den Hammerwerken in den Gemeinden Rippsberg und Neckarelz war eine bescheidene Existenz über Dauer beschieden.

Auch die in vorbadischer Zeit hier zwischen Neckar und Main herrschenden Bistümer Mainz und Würzburg hielten ebenso wie die Kurpfalz ihre Residenz- und Garnissitze außerhalb, so daß auch hierdurch bedingt eine nachhaltige Wirtschaftsförderung nicht zustande kommen konnte. Zudem versperrte auch der Mangel an Bodenschätzen einen industriellen Ausbau: Während in einer ganzen Reihe deutscher Mittelgebirge mit der Erz- und Mineralienaufbereitung, der Metallverarbeitung und dem Textilgewerbe teilweise bereits im Mittelalter der Grundstock einer heute noch vorhandenen Industrie gelegt wurde, fehlten entsprechende Vorbedingungen im badischen Odenwald, dem Bauland und dem Tauberland ganz. In der Summe also spielten vorindustrielle Gewerbestandorte als Ansatzpunkte einer Gewerbeentwicklung im fortgeschrittenen 19. Jahrhundert keine Rolle.

Hinsichtlich der Bevölkerungsentwicklung und des Wirtschaftslebens stagnierten die



Bauernfamilie in Nordostbaden um die Jahrhundertwende

(Stadtarchiv Baden)

MITTELALTERLICHE STÄDTE UND BEFESTIGTE DÖRFER
(in den Grenzen des Grosskreises Mosbach)

- Städte, gegründet
- zwischen 1197 und 1246
 - ◐ zwischen 1246 und 1314
 - ◑ zwischen 1314 und 1378
 - zwischen 1378 und 1562
 - Stadtrechtsverleihung, ohne Weiterentwicklung
 - Befestigtes Dorf

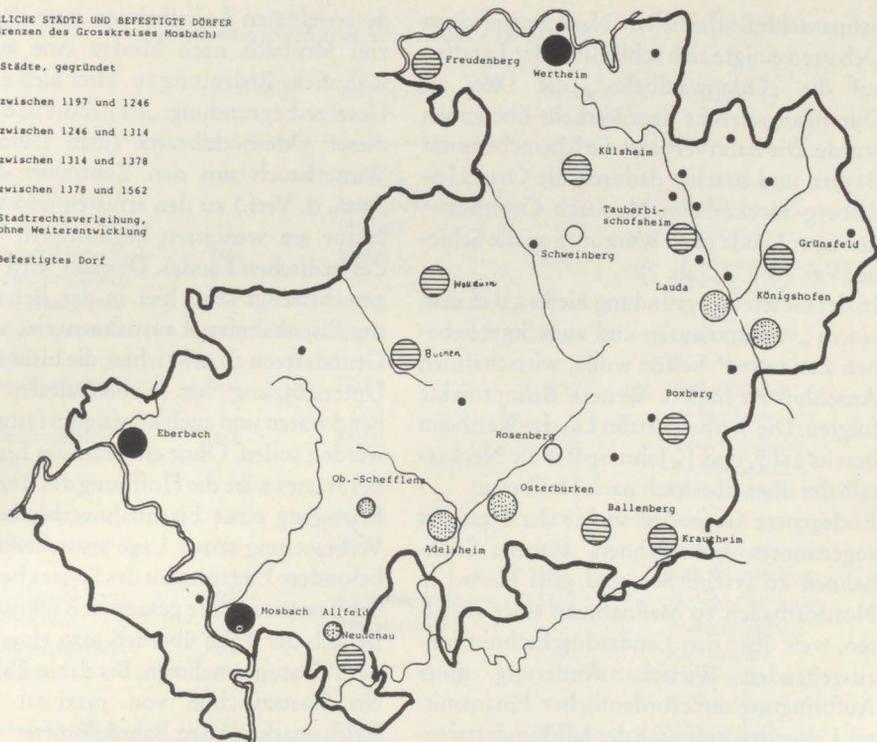


Abb. 2: Mittelalterliche Städte und befestigte Dörfer in Nordostbaden

nordostbadischen Städte bis nach der Mitte des 19. Jahrhunderts. Lediglich Eberbach hatte bei der Volkszählung von 1861 reichlich 4000 Einwohner, Wertheim und Walldürn folgten mit je 3250 Einwohnern und das 1863 zur Kreisstadt erhobene Mosbach zählte nur 2666 Personen. Handwerk, Handel, Transport, und vereinzelt einige industrielle Etablissements etwa der Tabakverarbeitung und Zündholzherstellung, trugen am ehesten noch in diesen Städten zu einer gewissen Belebung des lokalen Wirtschaftslebens bei. Dagegen verkörperten Städte wie Ballenberg, Boxberg und Krautheim mit einer Ortsbevölkerung zwischen 500 und 800 Personen eher Dörfer mit rein formalen Stadttiteln. Diese und weitere sogenannte Ackerbürgerstädte unterschieden sich gegenüber

den ebenfalls ummauerten Weinbaudörfern des Tauberlandes weniger stark durch die Sozialstruktur und Einwohnerzahl, als durch den üblicherweise in der Ortsmitte gelegenen Marktplatz. Für das Gros der nordostbadischen Städte war der Stadttitel dem Wesen nach nur noch „historische Reminiszenz“, also Ausdruck einer längst verloren gegangenen Mittelpunktfunktion.

Große Hoffnungen setzte die Bevölkerung in den staatlichen Eisenbahnbau, der in Baden mit der Linie von Mannheim nach Heidelberg 1840 eröffnet worden war. Wie schon zuvor die großen und größeren Städte anderer Landesteile, wurden bereits seit 1846 selbst die entlegensten und wirtschaftlich rückständigsten Gemeinden Nordostbadens beim Landtag vorstellig, um einen Eisen-

bahnanschluß zu erhalten. Nach langjährigen Debatten einigte sich schließlich der Landtag auf die „Odenwaldbahn“, die 1866 als Durchgangsstrecke dem Verkehr übergeben wurde. Die Bahn verband die Rheinebene mit Bayern und brachte dadurch die Orte Heidelberg–Meckesheim–Mosbach–Osterburken über Lauda nach Würzburg an die Schiene (Vgl. Abb. 3, Tab. 2).

In der Gesetzesbegründung hieß es, daß man einem „verkümmerten und zurückgebliebenen Landesteil“ helfen wolle, wirtschaftlich Anschluß zu finden. Weitere Bahnprojekte folgten: Die Taubertalbahn Lauda–Wertheim bereits 1869, und 10 Jahre später die Neckartalbahn über Eberbach nach Heilbronn.

Entlegene Gegenden suchte der Staat mit sogenannten Lokalbahnen, zumeist Stichbahnen zu erschließen und griff hierbei in Nordostbaden zu Maßnahmen einer gezielten, weit über den Landesdurchschnitt hinausgehenden Wirtschaftsförderung unter Aufbringung außerordentlicher Finanzmittel. Unter den fünf nach der Jahrhundertwen-

de errichteten Lokalbahnen kam der Linie von Mosbach nach Mudau eine außergewöhnliche Bedeutung zu. Hier hieß es in der Gesetzesbegründung: „Es gehört in der That dieser Odenwaldbezirk (man meinte den Winterhauch um den Zentralort Mudau, Anm. d. Verf.) zu den ärmsten und von der Natur am wenigsten begünstigten Theilen des badischen Landes. Deshalb wird es auch gerechtfertigt sein, hier in der Behandlung der Eisenbahnfrage ausnahmsweise von den Grundsätzen abzuweichen, die bisher bei der Unterstützung von Nebenbahnen maßgebend waren und auch künftighin festgehalten werden sollen. Ohne ein kräftiges Eingreifen des Staates wäre die Hoffnung des Bezirks auf Erlangung einer Eisenbahnverbindung und Verbesserung seiner Lage aussichtslos.“ Das besondere Engagement des Staates bestand in der Bestreitung der gesamten Baukosten, den Betrieb der Bahn überließ man einem Berliner Privatunternehmen. Bis dahin üblich war ein Staatszuschuß von maximal 30 000 Reichsmark auf den Bahnkilometer – die Li-



Abb. 3: Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Nordostbaden 1862/1914

Tab. 2: Die Entwicklung des Eisenbahnnetzes in Nordostbaden 1862–1914

Strecke	Eröffnung	Bahnbetreiber	Streckenlänge (km)	Funktion
Heidelberg-Neckargmünd- Meckesheim-Neckarelz	1862	Badische Staatseisenbahn (BStEB)	54,49	Ost-Westbahn HD-Würzburg (1. Teilstück)
Mosbach-Schefflenz-Seckach- Osterburken-Königshofen- Lauda-bayer. Staatsgrenze	1866	BStEB	81,61	Durchgangsbahn HD-Würzburg
Lauda-Tauberbischofsheim- Hochhausen	1867	BStEB	12,53	Taubertalbahn (1. Teilstück)
Hochhausen-Wertheim	1868	BStEB	18,90	Taubertalbahn bis Wertheim
Meckesheim-Steinsfurt- Bad Rappenau	1868	BStEB	27,88	Westl. Gabelbahn, Auslandsanschl. n. Württemberg (1. TS)
Bad Rappenau-Rappenau	1869	BStEB	1,19	Stichbahn
Bad Rappenau-Staatsgrenze- Jagstfeld	1869	BStEB	8,47	Auslandsanschluß nach Württemberg
Jagstfeld-Möckmühl-Staats- grenze-Osterburken	1869	Württembergische Staatseisenbahn	38,01	Östliche Gabelbahn, Auslandsanschluß
Königshofen-Staatsgrenze- Bad Mergentheim	1869	BStEB	7,40	Anschluß der Taubertalbahn nach Württemberg
Neckargemünd-Eberbach- Neckarelz-Staatsgrenze- Jagstfeld	1879	BStEB	57,83	Neckartalbahn
Wertheim-Staatsgrenze-Lohr	1881	Bayerische Staatseisenbahn	1,64	Anschluß der Taubertalbahn nach Bayern
Eberbach-Staatsgrenze- Kailbach	1882	Hessische Ludwigsbahn	12,91	Anschluß der Neckartalbahn nach Hessen
Seckach-Walldürn	1887	BStEB	19,74	Anschluß der Odenwaldbahn nach Bayern (1. Teilstück)
Walldürn-Staatsgrenze Amorbach	1889	BStEB	10,76	Anschluß der Odenwaldbahn nach Bayern
Neckarbischofsheim- Hüffenhardt	1902	Badische Lokaleisenbahnges. Karlsruhe	17,13	Lokalbahn
Mosbach-Mudau	1905	Eisenbahnbau- und Betriebsges. Vering & Waechter, Berlin	27,51	Lokalbahn
O.-Schefflenz-Billigheim	1908	Vering & Waechter	8,50	Lokalbahn
Walldürn-Hardheim	1911	BStEB	9,72	Lokalbahn
Wertheim-Miltenberg	1912	Bayerische Staatseisenbahn	12,26	Anschluß der Taubertalbahn nach Bayern
Tauberbischofsheim- Königheim	1914	BStEB	6,35	Lokalbahn

nie von Mosbach nach Mudau erforderte mit 67 000 Reichsmark mehr als das Doppelte! Die Lokalbahnen von Walldürn nach Hardheim und Tauberbischofsheim nach Königheim finanzierte und betrieb der Staat gleich selbst, ein interessiertes Privatunternehmen konnte wegen fehlender Rentabilitätserwartung erst gar nicht gefunden werden.

Mittelbar begünstigte der Eisenbahnbau ein allmähliches Eindringen der Industrie. In nennenswertem Umfang entstanden Industriebetriebe in Nordostbaden erstmals nach 1870 im Zuge der überhitzten Konjunktur der Gründerjahre, das Gros dieser Industrien überlebte jedoch die wenige Jahre später einsetzende Gründerkrise nicht. Erst die nach 1885 aufgebauten Industrien existierten entlang einer beständigeren Konjunktur, teilweise bestehen diese Betriebe auch heute noch. Zum bevorzugten Standort avancierte das Neckartal von Eberbach über Mosbach-Neckarelz bis zur württembergischen Grenze reichend, unter den der Tendenz nach industriell orientierten Gewerbebranchen dominierte an der Beschäftigung gemessen eindeutig die Sparte der Steine und Erden (Vgl. Tab. 3).

Laut Aussage der Gewerbezahlung von 1895 gehörte jeder achte gewerbliche Arbeitsplatz in Nordostbaden der Branche Steine und Erden an. Dem Produktionsspektrum nach umschloß hier dieses Gewerbe die Erschließung, Gewinnung und Weiterverarbeitung von Bausteinen, die Gips- und Zementherstellung und die Tonwarenproduktion. Hauptstandorte lagen im Buntsandstein-Maينتal zwischen Freudenberg und Wertheim, daneben entlang des geologischen Grenzverlaufs von Buntsandstein und Muschelkalk im Bereich Buchen-Walldürn-Hardheim, sowie im Neckartal bei Eberbach und Neckarelz-Diedesheim. Systematisch begann die Erschließung dieser Steinlager etwa um 1870, da man einmal im Gebiet beim Hausbau von der Fachwerktechnik allmählich zur Steinbau-

weise übergang, zudem weitere Nachfrage aus den aufstrebenden Industriestädten kam. Mit der Hochkonjunktur seit 1895 setzte schließlich eine Entwicklung ein, die das jetzt stark expandierende Natursteingewerbe unter Einfluß großstädtischer Unternehmen brachte. Der Steinbruch wurde mehr und mehr zu einem Nebenbetrieb des kaufmännisch geführten Steinmetzgeschäftes, und dieses Steinmetzgeschäft vor Ort geriet dann nachfolgend in Abhängigkeit von auswärtigen und vor allem in Großstädten angesiedelten Bauunternehmen. Niedrige Löhne, die die mitunter gerade die Hälfte des städtischen Lohnniveaus ausmachten, veranlaßten großstädtische Firmen etwa aus Berlin und Frankfurt/Main, den früheren Werkplatz aufzulösen und diesen direkt an der Stelle der Rohstoffgewinnung wieder zu eröffnen. Auf dem Lande spielten Arbeitnehmerorganisationen eine recht untergeordnete Rolle, so daß neben dem ohnehin niedrigen Lohnniveau aus Unternehmersicht ein zusätzlicher Vorteil durch die hier weiterhin bestehende Akkordtätigkeit bei langen Arbeitszeiten gewinnsteigernd wirkte. In der Großstadt bestanden demgegenüber längst Stundenlöhne. Im ländlichen Raum verharrten die Einkommen der Steinarbeiter auch weiterhin auf unterem Niveau. Der Kultur-Wissenschaftler Peter Assion merkt hierzu an:²⁾ „Die Verdienste waren so, daß keine Steinhauerfamilie ohne den Mitverdienst der Frau (. . .) sowie der größeren und kleineren Kinder auskam. Und dies trotz der Tatsache, daß an sechs Wochentagen jeweils 10 Stunden gearbeitet wurde und vor 1900 sogar 14 Stunden“. In Freudenberg/Main lag das Durchschnittssterblichkeitsalter für die Steinhauer um die Jahrhundertwende bei nur 39 Jahren, andere Berufe erreichten dagegen 62 Jahre. In diesem Berufszweig sah sich die ländliche Arbeiterschaft besonders ungünstigen Arbeitsbedingungen ausgesetzt. Insgesamt betrachtet begünstigte der Schifffahrtsweg und insbesondere das staatlich geförderte Eisenbahnwesen (Lokalbahnen) die

Tab. 3: Beschäftigte in Gewerbe und Industrie in Baden und Nordostbaden 1895¹⁾

Bergbau		Stein	Metall	Masch.	Chemie	Verarb.	Textil	Papier	Leder	Holzver-	Nähr-	Bekldg.	Bau-	Poly	Kunst-	Gesamt
Hütten		Erden	verarb	Geräte		forstw.u.				arbeitg.	Genußm	Reinig.	gew.	graph.	gew.	
Salinen																
Baden	560	16 194	31 484	24 137	3876	2295	29 303	9278	7144	21 514	57 201	44 845	36 148	3956	877	288 830
Kreise																
Konstanz	9	838	1238	1189	47	44	3091	304	271	1227	2081	3488	3575	233	45	17 680
Villingen	174	546	675	4697	26	27	591	77	129	1790	1079	1598	1371	69	9	12 768
Waldshut	19	330	426	340	26	28	6378	379	128	1072	743	1614	1248	78	4	12 813
Freiburg	32	1876	1867	2055	133	188	3436	765	597	2810	7853	5489	4960	569	37	32 667
Lörrach	0	726	652	465	229	44	9970	447	322	1823	1321	2361	1593	113	12	20 078
Offenburg	47	1339	1068	898	92	137	1981	1637	529	2313	7615	3808	2409	608	19	24 500
Baden	0	1703	1424	957	72	125	402	985	315	1892	2498	3779	2581	175	26	16 934
Karlsruhe	45	2676	19 356	7028	718	724	2004	1898	857	3670	10 508	8636	7954	1058	614	67 745
Mannheim	89	2261	2298	4441	2356	629	946	2416	2895	2130	10 372	6019	5094	736	68	42 750
Heidelberg	145	2282	1438	1451	103	303	406	323	660	1494	10 934	4841	3253	226	35	27 894
Mosbach	0	1617	1042	616	65	46	188	47	441	1320	2197	3212	2110	91	8	13 000
Kreis Mosbach																
Adelsheim	0	36	86	45	5	1	12	6	23	123	194	317	207	6	6	1067
Boxberg	0	34	70	40	3	1	27	2	17	69	167	274	133	0	0	837
Buchen	0	242	170	125	9	15	37	12	23	289	361	649	433	8	1	2374
Eberbach	0	342	161	51	6	13	40	2	240	294	313	351	236	15	0	2064
Mosbach	0	312	186	161	30	5	29	7	69	239	491	699	466	14	0	2708
Tauberbisch.	0	126	182	126	5	5	21	10	34	167	374	511	374	36	0	1972
Wertheim	0	525	187	68	7	6	22	8	35	139	297	411	261	12	0	1978

¹⁾ Beschäftigte nach ihren Hauptberufen

Tab. 4: Ansätze industrieller Entwicklung in Eberbach 1896–1907

Inhaber	Gewerbe­zweig	Gründung	Beschäftigte Arbeiter		
			1896	1900	1907
W. Krauth	Steinbruch	1878	44	34	
Knab	Steinbruch, -sägerei	1888	46	62	33
Gutschow	Steinbruch, -sägerei	1890	62	70	77
H. Krauth	Steinhauer	1889	24	44	30
H. Krauth	Steinhauer	1887	12		
Eberbacher					
Dampfziegelei	Ziegelei	1897		65	63
J. Gerber	Ziegelei	1828			
H. Schuppert	Ziegelei	1846			
Bohrmann & Heuß	Eisenwerk	1837	10	11	9
Bartmann	Geschirrschmiede	1894		1	3
Gebr. Backfisch	Geschirrschmiede	1864	17	18	21
H. H. Backfisch	Geschirrschmiede	1846	15	17	21
K. Backfisch	Geschirrschmiede	1852	10	9	24
O. Backfisch	Geschirrschmiede	1882	4	4	2
H. Weihrauch	Drahtflechterei	1874	2		12
H. Zimmermann	Maschinenwerkstätte	1902			2
Stadt Eberbach	Ziswerk	1879	2		4
Albert & David	Faßwarenfabrik	1882	3	5	3
Maier & Sigmund	Roßhaarseilerei	1868	18	23	40
F. Platt	Roßhaarseilerei	1855	4	17	18
Sigmund & Maß	Seilerwarenfabrik	1905			20
H + F Bausbach	Sägemühle/Zimmerei	1858	4	7	3
G. Backfisch	Sägemühle/Zimmerei				1
J. Großkopf	Sägemühle/Ölmühle	1882	5	4	3
G. Müller	Sägemühle/Ölmühle	1883	12	18	13
Krauth sen.	Möbelfabrik	?	15	12	
G. Neuer	Möbelfabrik	1835	19	15	26
Eberbacher					
Holzindustrie	Sägewerk	1901			
J. Wiebrecht	Buchdruckerei	1874			
W. Krauth	Buchdruckerei	1887			
Weber	Dreschmaschine/ Faßholzschniderei	1888	2	1	
Zimmer	Faßholzschniderei	1873	14	12	22
J. Arnold	Bürstenmacher	1882			4
J. Zimmermann	Bürstenmacher	1901			
Knauber	Brauerei	1822	5	5	7
Schneider	Brauerei	1842	4	5	11
Koch/König	Brauerei	1869	3	4	7
Kahn & Engelman	Zigarrenfabrik	1854	94	83	61
L. Bausbach	Zimmergeschäft	1875	5	6	
G. Deschner	Zimmergeschäft	1869			3
Michelbach					
Braun	Dampfpeitschenfabrik				
Unterschwarzach			45	57	
Hohert & Lutz	Peitschenfabrik				
Gebr. Döbert	Peitschenfabrik/ Gerberei Peitschen/Riemen- fabrik	1895		55	64
Fleck & Co		1884		60	38

Bei den hier aufgelisteten Betrieben handelte es sich um solche Einrichtungen innerhalb des Gewerbes, die gemäß entsprechender Vorschriften gesonderter Beaufsichtigung (Badische Fabrikinspektion) unterlagen. Hiervon ausgeschlossen blieb eine Großzahl an Handwerksbetrieben etc.

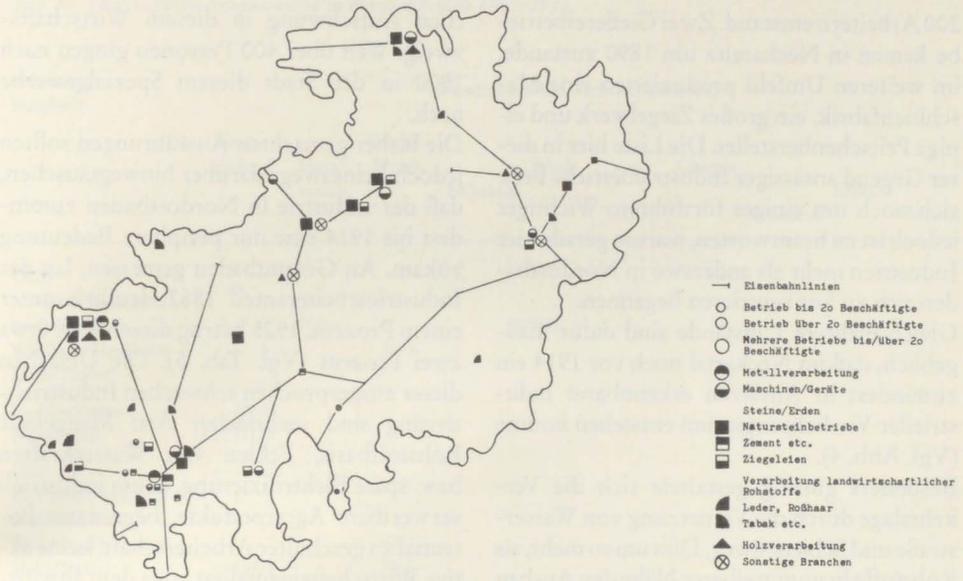


Abb.4: Standorte gewerblich-industrieller Produktion in Nordostbaden 1895

Branche der Steine und Erden mehr als jeden anderen Industriezweig in Nordostbaden. Auch trugen Filialvergaben großstädtischer Unternehmer direkt an der Rohstoffbasis zu einem weiteren Ausbau der Aktivitäten bei, zeigten aber auch Kapitalknappheit und begrenzte Außenmarktorientierung im Gebiet selbst an.

Ebenfalls von Bedeutung für das Thema sind die Anfänge der Industrialisierung im Neckartal als diejenige Zone größter Standortverdichtung in diesem Landesteil. Unter allen gewerblich durchgesetzten Gemeinden ragte Eberbach als westlicher Anknüpfungspunkt des Hinteren Odenwaldes zum Rheintal hin deutlich heraus. Jeder sechste gewerblich-industrielle Arbeitsplatz in Betrieben mit mehr als 20 Arbeitern Nordostbadens bestand nach der Gewerbezahlung von 1912 in dieser Stadt. Spezialisierte und mit Dampfmaschinen ausgestattete Steinsägebetriebe, Holzverarbeiter, Geschirrschmieden, ein Anker-

werk, eine Zigarrenfabrik und Roßhaarseilereien machten Eberbach zum führenden Gewerbeort (Vgl. Tab. 4). Teilweise kooperierten die Betriebe bei der Produktion untereinander. Die Herstellung von chemischen Hilfsgeräten aus Stein und hölzernen Verpackungsmaterialien verwies auf eine in Ansätzen vorhandene Einbindung in überregionale Produktionszyklen. Im Ittertal nahe der Neckarmündung entstand durch Wasserkraftvorkommen begünstigt ein kleines Fabrikviertel.

Ein zweiter Schwerpunkt gewerblicher Produktion im Neckartal lag flussaufwärts im Bereich Mosbach-Neckarelz-Diedesheim. In Mosbach ragten die Kachelofenfabrik Friedrich Nerbel und die allerdings erst 1913 eröffnete Lokomotivfabrik Gmeiner heraus. Den größten Betrieb im Gebiet überhaupt beherrschten Diedesheim-Neckarelz, wo 1898 als Filiale des Heidelberger Portland-Zementwerkes eine Kalkgrube mit mehr als

200 Arbeitern entstand. Zwei Gießereibetriebe kamen in Neckareltz um 1890 zustande, im weiteren Umfeld produzierten eine Maschinenfabrik, ein großes Ziegelwerk und einige Peitschenhersteller. Die Liste hier in dieser Gegend ansässiger Industriebetriebe ließe sich noch um einiges fortführen. Wichtiger jedoch ist zu beantworten, warum gerade hier Industrien mehr als anderswo in Nordostbaden sich zu konzentrieren begannen.

Gleich mehrere Umstände sind dafür maßgeblich, daß im Neckartal noch vor 1914 ein zumindest in Ansätzen erkennbarer industrieller Verdichtungsraum entstehen konnte (Vgl. Abb. 4).

Besonders günstig gestaltete sich die Verkehrslage durch die Vernetzung von Wasserstraße und Schienenweg. Dies um so mehr, als Rohstoffe in unmittelbarer Nähe den Ausbau gerade einer material-orientierten Industrie begünstigen mußten. Hinzu kam als Folge einer hier höheren Bevölkerungskonzentration das Vorhandensein eines ausreichenden, und in Ansprüchen genügsamen Arbeitskräftepotentials. Diese Kombination sogenannter Standortfaktoren ermöglichte schließlich im Neckartal die Ausbildung einer Industrie, die entsprechend der Gewerbestatistik von 1912 annähernd die Hälfte der nordostbadischen Arbeiterschaft beschäftigte.

Ergänzend sei kurz noch auf eine ausgesprochene Besonderheit der nordostbadischen Industrie verwiesen: Das Wallfahrtsgewerbe in Walldürn. Die Ursprünge dieses mit der Herstellung von Backwaren, Wachsgegenständen, Devotionalien und künstlichen Blumen befaßten Spezialgewerbes reichen bis 1850 und weiter zurück, der industrielle Durchbruch gelang um die Jahrhundertwende. Mechanisierung der Produktion und Professionalisierung des Vertriebes, d. h. Versand über den Bahnweg anstelle des traditionellen Überlandgehens, waren neben geringem Lohnniveau und religiös akzentuierter Imagebildung diejenigen Faktoren, die die Voraussetzung bildeten für den kontinuierli-

chen Aufschwung in diesem Wirtschaftszweig. Weit über 400 Personen gingen nach 1900 in der Stadt diesem Spezialgewerbe nach.

Die bisher gemachten Ausführungen sollten jedoch keineswegs darüber hinwegtäuschen, daß der Industrie in Nordostbaden zumindest bis 1914 eine nur periphere Bedeutung zukam. An Gesamtbaden gemessen, lag der Industriearbeiteranteil 1882 deutlich unter einem Prozent, 1925 betrug dieser Wert etwa zwei Prozent (Vgl. Tab. 5). Die Ursachen dieser ausgesprochen schwachen Industrialisierung sind mehrfacher Art: Mangelnde Rohstoffbasis, Fehlen von Wasserkraften bzw. späte Elektrifizierung, kaum industriell verwertbare Agrarprodukte, begrenztes Potential an geschulter Arbeiterschaft, keine aktive Wirtschaftsmentalität etwa dem altwürttembergischen Pietismus vergleichbar und schließlich fehlten natürlich auch sogenannte Agglomerationsvorteile der Industriemetropolen wie Informationsdichte, Bankenwesen und differenzierte Gewerbe- und Handelsstruktur. Soweit die Situation bis zum Vorabend des Ersten Weltkrieges.

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges suchte man nunmehr in Industriekreisen nach dem optimalen betrieblichen Standort, ohne jedoch hierdurch abermals eine Gründungswelle auszulösen. Vielmehr sah man angesichts der prekären Wirtschaftslage Anfang und mehr noch zu Ende der 20er Jahre in der Rationalisierung, Fusionsbildung, und Schließung unrentabler Betriebe adäquate Überlebensstrategien. Die bis 1914 entstandenen gewerblich-industriellen Standortstrukturen blieben trotz gewisser Konzentrationsprozesse im wesentlichen von diesen Veränderungen unberührt. Vor diesem Hintergrund kam es ebenfalls in Nordostbaden zu einigen Verlagerungen im Gewerbesektor, wie Betriebsstillegungen und mitunter rigoroser Abbau von Belegschaften, aber auch Betriebsneueröffnungen dokumentierten. Insgesamt konnte in den Jahren von 1925 bis

Tab. 5: Die Anfänge der Industrie in Nordostbaden 1861–1925

Erhebung/ Standorte	Industriebranchen (Arbeiter/Betriebe)							
	Steine Erden	Holz- verarb.	Metall Masch.	Nahrung	Tabak	Chemie Textil	Schmuck	Elektro Sonst.
1861								
Mosbach/Neckarelz								
Stadt Eberbach		76/1			58/1			
Walldürn/Hardheim			25/1					
Main/Tauber								
Nordostbaden	221/4							
Nordbaden	12 271/175							
1882								
Mosbach/Neckarelz								
Stadt Eberbach								
Walldürn/Hardheim			43/1					
Main/Tauber	168/5		78/1					
Nordostbaden	413/8							
Nordbaden	36 272/501							
1912								
Mosbach/Neckarelz	278/3	25/1	304/4	49/2	80/2	45/1		
Stadt Eberbach	141/2	94/2	50/2		57/1	36/3		
Walldürn/Hardheim	396/11	49/1	110/2				174/6	38/1
Main/Tauber	195/4	77/1	176/2					
Nordostbaden	2435/52							
Nordbaden	139 713/1506							
1925								
Mosbach/Neckarelz	290/2		243/3	85/2	77/2	35/1		28/1
Stadt Eberbach	253/5	265/5	78/3		40/1	376/3	181/1	
Walldürn/Hardheim	316/7	190/4	143/3	144/4			33/1	26/1
Main/Tauber	227/8	309/5	258/2	45/2			46/1	
Nordostbaden	3742/69							
Nordbaden	163 012/1380							

Erläuterung:

Die Gebiete des hier erfaßten „nördlichen Baden“ reichten südwärts etwa bis zur Höhe von Kehl (Rench-Acher-Kreis), wodurch etwa zwei Drittel der gesamtbadischen Industriearbeiterschaft in Betrieben mit mehr als 20 Arbeitern erfaßt wurden. Landesweit waren 1882 insgesamt 60 210 Arbeiter in Betrieben mit mehr als 20 Arbeitern tätig, der Vergleichswert für 1925 benannte 251 130 Arbeiter in 2408 Betrieben. Somit berechnet sich der Industriearbeiteranteil des nordöstlichen Baden auf 0,7% für 1882 und 1,5% für 1925.

1936 eine leichte Zunahme des Industriesatzes registriert werden (Vgl. Tab. 6). Hier- von unberührt blieb das Standortgefüge.

Eine markante Zäsur erbrachten nachfolgend die Jahre zwischen 1939 und 1955, als durch kriegsbedingte Produktionsverlagerungen

im Verein mit der Errichtung einer ganzen Reihe von Flüchtlingsbetrieben das nordost- badische Industrierwesen einem substantiel- len Sturkturwandel unterworfen wurde. Be- sonders nennenswert in diesem Zusammen- hang ist die Ansiedlung aus Thüringen stam-

Tab. 6: Industriebesatz in Nordbaden 1861–1976¹

Jahr	Industriebesatz je 1000 Einwohner
1861	1,5
1882	2,6
1912	15,7
1925 ²	24,1
1936 ³	28,1
1952 ⁴	96,0
1976 ⁵	112,7
Vergleichswerte	
1936 Nordbaden	116,1
1952 Nordbaden	180,0
1976 Baden-Württemberg	155,1

¹ in Betrieben mit mehr als 20 Beschäftigten (mit Ausnahme 1952)

² Für die Berechnung des Industriebesatzes für 1925 wurde die Einwohnerzahl des Jahres 1912 zugrundegelegt

³ Angaben für die 1936/39 neugeschaffenen Kreise Mosbach, Buchen, Tauberbischofsheim und Bad Mergentheim

⁴ Angaben für die Kreise Mosbach, Buchen, Tauberbischofsheim und Sinsheim. Zählung der in Industrie und verarbeitendem Gewerbe Tätigen aller Betriebsgrößenklassen

⁵ Angaben für die 1973 neugebildeten Landkreise Main-Tauber- und Neckar-Odenwald, in die die Kreise Mosbach, Buchen, Tauberbischofsheim und Bad Mergentheim unter Abtrennung südlicher Randbereiche (u. a. Eberbach) gingen

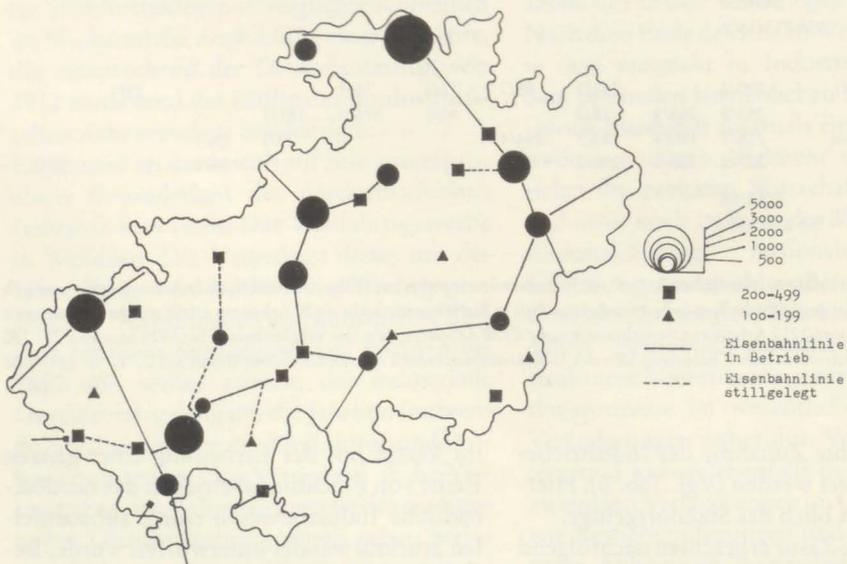


Abb. 5: Beschäftigte im Verarbeitenden Gewerbe in den Gemeinden von Nordostbaden 1986¹

mender Glasindustrieller, die Wertheim zu einem neuen Industrieschwerpunkt machten (24 Betriebe mit 2400 Beschäftigten für 1976). Natürlich begünstigte auch der Ausbau der alteingesessenen Industrie diese Erscheinung. In der Hauptphase der nordostbadischen Industrialisierung entlang der beiden Nachkriegsjahrzehnte wurden insgesamt 250 Betriebe neu geschaffen, etwa 15% dieser Einrichtungen mußten allerdings wieder aufgegeben werden. Im Vergleich zur Vorkriegszeit (1936–1976) stieg dadurch der Industriebesatz um das Vierfache an, die absolute Zahl der Industriebeschäftigten wuchs mitbedingt durch den Flüchtlingsstrom (1945–1950) sogar um das Sechsfache. Eine weitere Strukturverlagerung zeigte die Verschiebung des Stellenwertes einzelner Gewerbebranchen. Wiederum im Vergleich zur Vorkriegszeit verloren die an den heimischen Rohstoffen orientierten Branchen der Holzverarbeitung und Steine/Erden ihre frühere Leitfunktion, und gaben diese an die Metallverarbeitung/Maschinenbau (einschl. Elektro) und die Branche Leder/Textil/Bekleidung ab. Die Entstehung zahlreicher Flüchtlingsbetriebe hatte zu dieser Akzentverschiebung beigetragen.

Unter dem Aspekt der Standortwahl boten die bereits vor 1914 in Grundzügen vorhandenen Entwicklungsachsen in den Flußtälern von Neckar und Tauber sowie entlang der Linie Buchen-Hardheim auch weiterhin einen günstigen Ansatzpunkt einer Industrieansiedlung bzw. des weiteren Ausbaus älterer Betriebe (Vgl. Abb. 5). Dies galt umso mehr, als zwischenzeitlich auch hier aus der Sicht des Unternehmers Agglomerationsvorteile als Ergebnis des infrastrukturellen Ausbaus Standortgunst signalisierten. Eberbach, Mos-

bach, Tauberbischofsheim und Wertheim bilden in der Gegenwart Mittelzentren.

Trotz dieser beachtlichen Fortschritte gerade im Gewerbesektor ist Nordostbaden auch heute noch ein im Landschaftsbild agrarisch geprägter Raum, der im Rahmen der badenwürttembergischen Landesentwicklungspläne stets als ländlicher und dünnbesiedelter Raum mit entsprechenden Strukturdefiziten definiert wurde. Lediglich das Neckartal hebt sich, gemessen an den Indikatoren Beschäftigungsentwicklung, Industrie- und Dienstleistungsdichte, Branchenstruktur, Wirtschaftskraft und Arbeitsmarktsituation sozialökonomisch vom Umfeld ab (Vgl. Abb. 6). Dennoch konnte in den letzten Jahren die Kluft gegenüber den Verdichtungsräumen gemindert werden, wozu in nicht unerheblichem Maße die seit 1950 in den diversen Programmen verfolgten staatlichen Maßnahmen der Wirtschafts- und Strukturförderung beigetragen haben.

Anmerkungen

¹) Dieser Aufsatz basiert auf einer historisch-landeskundlich konzipierten Dissertation des Verfassers, die als Band 9 in der Reihe „Südwestdeutsche Schriften“ des Instituts für Landeskunde und Regionalforschung der Universität Mannheim 1990 erschienen ist. Der Titel der Studie lautet: „Wirtschaft, Gesellschaft und Verkehr in Nordostbaden 1806–1914“. (372 S., 70 Abb., 56 Tab., 18 Fotos. Preis 35,00 DM). Bezug über: Mannheimer Geographische Arbeiten. Geographisches Institut der Universität Mannheim. Schloß. Postfach 103462. 6800 Mannheim 1

²) Assion, Peter. Steinhauer im Odenwald. In: Volkskunst. Zeitschrift für volkskundliche Sachkultur. 12. Jg. 1989, S. 5–12 (Zitat S. 10)

Ländlicher Raum



Ländlicher Raum i.e.S.
Verdichtungsgebiete
im Ländlichen Raum

Verdichtete Räume



Verdichtungs-
gebiete
Randzonen

Vorläufig offene-
lassene Mittelbe-
reichsgrenze

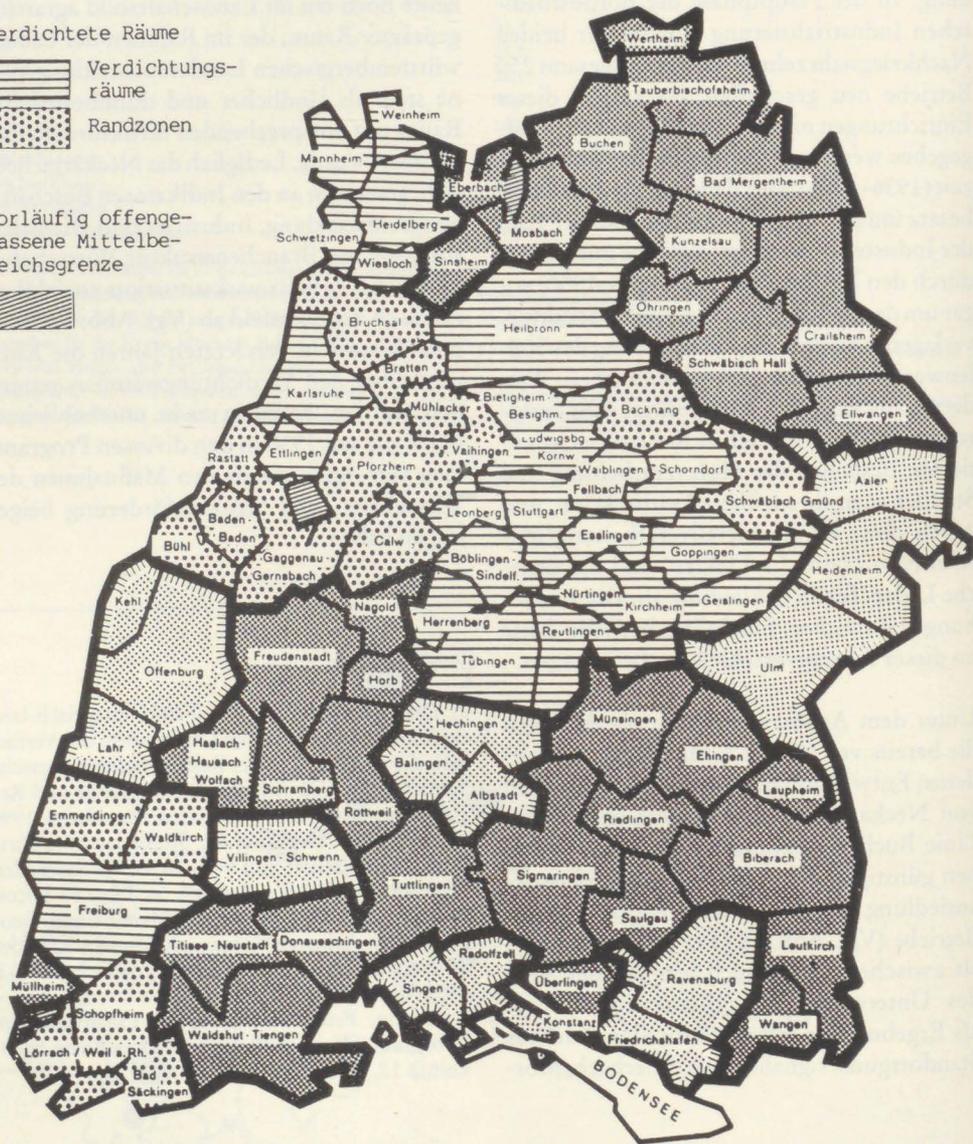
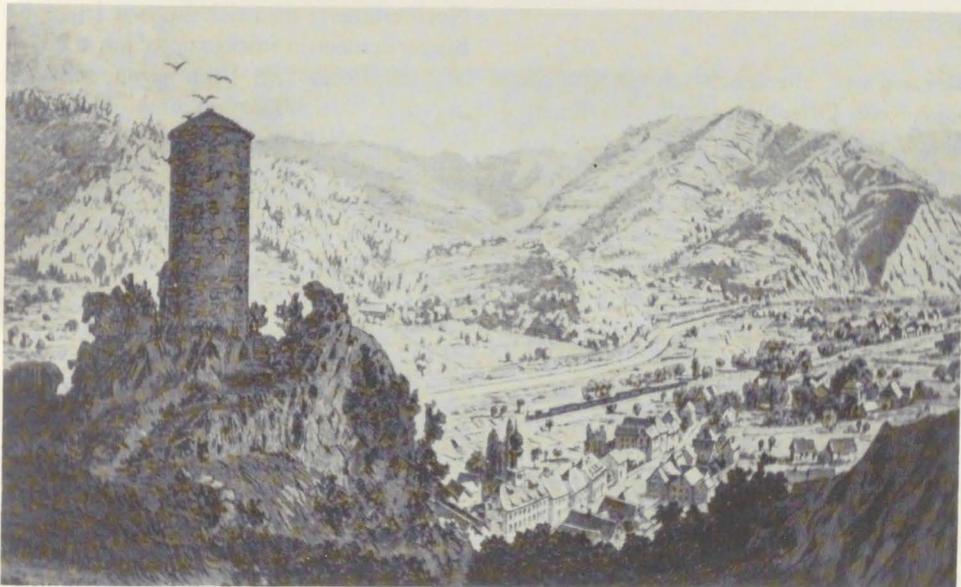


Abb. 6: Der ländliche Raum in Baden-Württemberg 1984

Das Dampfroß dringt in den Wald vor

Vor 125 Jahren wurde die Eisenbahnlinie Offenburg-Hausach als Teilstrecke der Schwarzwaldbahn eröffnet

Kurt Klein, Hausach



Durch die Eröffnung der Strecke Offenburg-Hausach im Jahre 1866 kann die Stadt unter der Burg in diesem Jahr auf eine 125jährige Tradition als Eisenbahnerstadt zurückblicken.

Repro: Kurt Klein

Es war bestimmt kein Aprilscherz, als am ersten April des Jahres 1865 das Startzeichen zum offiziellen Beginn des Baus der Bahnlinie Offenburg-Hausach als erste Teilstrecke der einmal weltberühmten Schwarzwaldbahn gegeben wurde. Nein, dieser erste Spatenstich stellte das Ergebnis langwieriger, aber doch zäh geführter Verhandlungen dar, die Verkehrs- und damit die Wirtschaftsverhältnisse im badischen Großherzogtum stetig zu verbessern, um letztlich doch auch diesem neuen Staatsgebilde zwischen Bodensee und Main durch die Schienenstränge nach und nach ein kraftvolles stählernes Korsett zur Festigung auch der politischen Ziele zu verleihen.

30 Jahre zuvor – 1835 – wurde die erste deutsche Bahnlinie zwischen Nürnberg und Fürth vor einem staunenden, teils begeisterten, aber auch kritischen Publikum eröffnet. Doch schon drei Jahre später erklärte das Großherzogtum Baden neben dem kleinen Braunschweig als erstes deutsches Land, den Bahnbau von Staatswegen zu fördern und zu finanzieren. Das am 29. März 1838 verabschiedete Gesetz sah bereits die Bahnlinie Mannheim-Heidelberg-Karlsruhe-Rastatt-Offenburg-Freiburg bis Basel vor. Bereits im September 1840 konnte die erste badische Eisenbahnstrecke Mannheim-Heidelberg dem Verkehr übergeben werden. Immer weiter ebnete sich darauf der Schienenstrang

südwärts den Weg und erreichte 1843 Karlsruhe, 1844 Rastatt und im gleichen Jahr – am 1. Juni – noch Offenburg. Schnell wurde Freiburg (1845) und später dann Basel (1855) dem neuen Verkehrsmittel eröffnet. Von nun an galt das ganze Bestreben, schnellstens den Bodensee mit der Karlsruher Residenz zu verbinden.

Der nächste, aber auch schwierigste Weg führte von Offenburg durch das Kinzigtal über den „Wald“, durch die Baar nach Konstanz. Der Schwarzwald zeigte sich wie eh und je gegenüber jeder Erschließung trotzig und abweisend. Allein der Linienführung entlang des Hochrheins stand das Hoheitsgebiet der Eidgenossen entgegen, so daß zunächst nur das Teilstück Konstanz-Waldshut fertiggestellt werden konnte. Deshalb wurde schon längst mit Hochdruck an der Verwirklichung der „Schwarzwaldbahn“ gearbeitet. Schon beim Bau der Rheinstrecke kam der Gedanke auf, das Gebirge ab Offenburg oder ab Freiburg zu durchqueren, um dadurch die kostspieligere und zeitraubende Umfahrung in Richtung Bodensee zu ersparen.

So wurde bereits 1846(!) der badische Oberbaurat Sauerbreck damit beauftragt, einen Plan über die Linienführung Offenburg–Triberg–Villingen anzufertigen. Doch erst viele Jahre später sollten die Vorschläge und Ausarbeitungen Robert Gerwigs dem Ziele näher kommen, als unter seiner maßgeblichen Beteiligung zunächst das erste, wenig schwierige Teilstück Offenburg–Hausach in Angriff genommen werden konnte.

Allerdings bestimmt die Regierung noch in einem Gesetz vom 7. Mai 1858, „daß die Strecke Offenburg–Hausach Bau und zum Betrieb an einen Privatunternehmer gegeben werden sollte“. Dann aber gab 1863 die badische Kammer endgültig dem Kinzigtal vor

dem Höllental den Vorzug und stieg in den Bau ein.

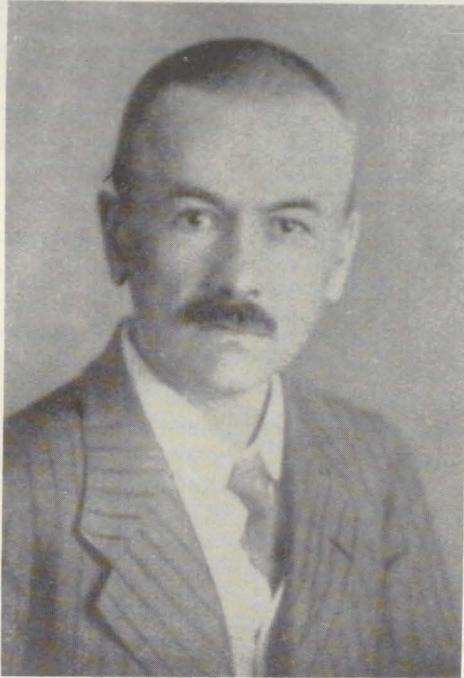
Zuerst mußte in Offenburg für ein drittes Gleis Platz geschaffen werden. Dann legten sich die Zeller mächtig ins Zeug, daß die neue Bahnlinie durch einen Tunnel an das einstige Reichsstädtchen herangeführt werden sollte. Noch erinnerte man sich gut, wie lange die Bürger draußen in Stöcken und dann in Biberach die Postsachen beim eigenmächtigen „Postpascha“ abholen mußten. Man fand sich aber nur zu einem Kompromiß bereit, den Bahnhof „Biberach-Zell“ an die Nordseite des Biberacher Ortskerns zu legen. Als Trostpflaster übernahm der Staat die Kosten des Ausbaus der Straße Zell-Bahnhof.

Verhältnismäßig zügig kamen die Arbeiten voran, so daß schon am 2. Juli 1866 die zunächst eingleisige Strecke Offenburg–Hausach eröffnet werden konnte. (Zur gleichen Zeit konnte die Eisenbahn vom Bodensee kommend, bis Engen vorstoßen). Von nun an verkehrten täglich sechs Personenzüge und zwei „gemischte“ Züge. Zuerst zog die „Tulla“-Lokomotive die vielen Wagen des „Schwarzwälder“-Zuges in einer Stunde von Offenburg nach Hausach. Rund 8000 Fahrgäste benutzten im ersten Betriebsjahr den Zug auf diesem Teilabschnitt der Bahnlinie Offenburg–Konstanz. Ebenso konnten zwei Millionen Zentner Fracht befördert werden. In den Kinzigtalgemeinden nahm der wirtschaftliche Aufschwung seinen Anfang und Hausach wurde eine Eisenbahnerstadt. Diese Bedeutung des Städtchens unter der Burg nahm noch zu, als die eigentliche Schwarzwaldbahn 1873 fertiggestellt werden konnte, um damit die Linienführung Paris–Offenburg–Wien ins Auge zu fassen. Jetzt hatte das Dampfroß den „Wald“ überwunden und äugte das Kinzigtal in Richtung Freudenstadt hinauf. Dort traf es 1886 ein.

Karl Ludwig Sütterlin (1865–1917)

Skizzen zu einer Lebens- und Werkbeschreibung

Clemens Siebler, Freiburg i. Br.



Ludwig Sütterlin (Porträt-Photo)

Das vom Landesverein Badische Heimat 1971 herausgegebene Autoren- und Personenverzeichnis¹⁾ führt im 2. Registerteil (Seite 263) auch den Namen Ludwig Sütterlin an. Jedoch zeigt die nachfolgende Hinweispalte auf vorhandene Literatur eine Leerzeile auf. Die Bearbeiter des Registerbandes haben somit wenigstens für das von der Badischen Heimat herausgebrachte Schrifttum ein Desiderat angemeldet, das auch heute nach zwei Jahrzehnten einer Einlösung harret.²⁾

Sütterlins Name im genannten Personenverzeichnis enthält eine Ergänzung, die eine Beschäftigung mit diesem Künstler und seinem Werk nahelegen könnte. Vorgestellt wird er als der „Entwerfer der Sütterlinschrift“. Gerade wegen dieses Zusatzes wird der Name Sütterlin bei den Geburtsjahrgängen der Zwischenkriegszeit Erinnerungen an die eigene Schulzeit wecken, denn Sütterlins Schreibweise war, wenn auch im ehemaligen Preußen, in Hessen, Baden und Württemberg etwas früher eingeführt,³⁾ zwischen 1935 und

1941 in sämtlichen deutschen Volksschulen als Grundschrift verbindlich, bis sie am 1. September 1941 durch die sog. deutsche Normalschrift abgelöst wurde.⁴⁾

Weniger bekannt ist, daß sich Sütterlins Lebenswerk keineswegs in der von ihm durchgeführten Schriftreform erschöpft, wie der in Verbindung mit seinem Namen häufig gemachte Zusatz suggeriert. Neben die beiden reformierten Ausgangsschriften tritt ein bedeutendes kunstgewerbliches und künstlerisches Schaffen, dem zumindest die Nachwelt nur geringe Beachtung geschenkt hat.

Im folgenden soll versucht werden, die derzeit zu Ludwig Sütterlin verfügbaren Materialien und Informationen zu einer Lebens- und Werkbeschreibung zusammenzufügen. Angesichts der recht spärlichen Quellenlage kann dies jedoch zum augenblicklichen Zeitpunkt nur sehr lückenhaft geschehen. Die Erschließung weiterer Dokumente und die fachgerechte Analyse seiner Werke sind für eine umfassende Gesamtwertung unerlässliche Voraussetzung.

Sütterlins Werdegang bis zur Jahrhundertwende

Wer war Ludwig Sütterlin?

Am 23. Juli 1865 in Lahr geboren, entstammte er einem alten Hugsweierer Geschlecht, das bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges urkundlich zurückverfolgt werden kann.⁵⁾ Damals war der Ahnherr Christian Sütterlin als Lehrer und Kantor aus dem Markgräflerland nach Hugsweier gekommen.⁶⁾ Ludwigs Vater Daniel Sütterlin arbeitete als Kartonauger in einer Lahrer Firma; seine Mutter Sophie war die Tochter des Lahrer Brauers und Küfers Ludwig Seybel. In einem gläubigen, vom Pietismus geprägten protestantischen Elternhaus wuchs Ludwig mit seinen älteren Geschwistern Sophie und Ernst auf; der jüngere Bruder August Friedrich starb bereits im Kindesalter.

Nach dem Besuch der Volksschule (1879) machte Sütterlin eine fünfjährige Lehre als Lithograph in dem noch heute in Lahr ansässigen Druckhaus Kaufmann. Vier weitere Jahre verbrachte er danach in Frankfurt a. M. Zwar stehen Aufenthaltsort (Frankfurt) und berufliche Tätigkeit (Lithograph) für die genannte Zeit dank einer im Stadtarchiv Lahr aufbewahrten Militärstammrolle fest, doch ließ sich bislang nicht klären, in welchem Betrieb er angestellt war. Demselben Dokument ist ferner zu entnehmen, daß Sütterlin nie gedient hatte. Grund hierfür war wahrscheinlich seine kleine Körpergestalt, die sich zudem im Laufe von drei Jahren noch leicht zurückentwickelte.⁷⁾

Seinen eigenen Angaben zufolge hat Sütterlin in Frankfurt den erlernten Beruf praktisch ausgeübt.⁸⁾ Im Jahre 1888 zog er zu seinem Bruder Ernst nach Berlin, wo er bis zu seinem Tode (1917) blieb. Bekannt ist nicht, wann er dort mit einer künstlerischen Ausbildung begonnen hat, doch wiederum gesichert ist, daß er sie als Schüler von Emil Doepler und Max Koch⁹⁾ an der Unterrichtsanstalt des Berliner Kunstgewerbemuseums erhielt.¹⁰⁾

Wenn wir auch über Sütterlins beruflichen Werdegang in Berlin zunächst nur unzureichend informiert sind, so gibt es dennoch einige erhellenden Einblicke in sein damaliges Schaffen.

Illustrationen für die Zehn-Jahres-Schrift der BEWAG

Es darf angenommen werden, daß Sütterlin im Bereich der Werbekunst erstmals die Aufmerksamkeit einer breiteren Öffentlichkeit auf sich lenkte. Im Jahre 1894 begingen die „Berliner Elektrizitäts-Werke AG (BEWAG), als Tochterunternehmen der AEG das älteste städtische Elektrizitätswerk Deutschlands, ihr zehnjähriges Bestehen. Für die damals herausgegebene Jubiläumsschrift war Sütterlin mit der Herstellung einiger Illustrationen beauftragt. Unschwer läßt sich

deren Herkunft aus der Schule der historischen Stilisten Doepler und Koch erkennen. Beim Anblick dieser von Sütterlin entworfenen Symbolfiguren des ausgehenden 19. Jahrhunderts¹¹⁾ überrascht es nicht, daß sie in der Öffentlichkeit ein zwiespältiges Echo hervorriefen. Von den von ihm kreierten nackten Männer- und Frauengestalten, die mit Blitzen, Leitungsdrähten und Glühbirnen umgeben sind, geht in der Tat eine eigenartige Wirkung aus. Doch sollte Sütterlin zugute gehalten werden, daß er hier, dem Zeitgeschmack verpflichtet, maßgeblich von Doepler bestimmte Anfangswerke geschaffen hat, von denen er sich in späteren Jahren merklich abhob. Auch sollte eine Beurteilung der Sütterlin'schen Elektrographiken nicht isoliert von vergleichbaren Illustrationen seiner Zeitgenossen erfolgen.¹²⁾ Man wird schnell erkennen, wie vereinfachend klarer Ludwig Sütterlin schon damals war und wie er, für die damalige Zeit recht mutig und fast revolutionär, nackte Menschenkörper in die Werbung einführte. Mag uns die Verbindung von Menschenakten mit Plus- und Minuszeichen, mit Drähten, Glühbirnen, Kabeln und Isolatoren noch so fremd erscheinen: Sütterlin wollte Illustrationen mit starker Symbolkraft schaffen, und in diesem Sinne wurde er auch von seinen Zeitgenossen verstanden. Ohne Zweifel betrat er damit in der Plakatkunst Neuland.

Das Hammerplakat

Als Werbekünstler dauerhaft in die Berliner Künstlerkreise eingeführt hat sich Sütterlin mit seinem Hammerplakat. Nach und nach den bisher diktierten Zeitgeschmack hinter sich lassend, hat er für die Berliner Gewerbeausstellung (1896) das Plakat entworfen, das ihm im Rahmen des damals ausgeschriebenen Wettbewerbs den 1. Preis einbrachte. Noch nicht war Sütterlin damit gänzlich zum Jugendstil vorgedrungen, aber seine Affiche

DIE BERLINER *** ELEKTRIZITÄTS WERKE



Elektrographik (Neue Technik in menschlicher Gestalt)

war insofern bahnbrechend, als mit ihr eine unverkennbare Reinigung des deutschen Plakatstils von jeder Art gründerzeitlichem Schwulst einsetzte.

Als offizielles Werbeplakat für die Berliner Gewerbeausstellung erfuhr Sütterlins Vorlage damals eine sehr große Verbreitung.¹³⁾ Im Publikum löste sie eine lebhaft Diskussions aus, und vor allem in der Presse wurde sie ausführlich besprochen, kritisch beurteilt, gelobt und getadelt. Zugleich wurde damit zum erstenmal die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit auf die bisher mißachtete Kunst der Straße gelenkt.¹⁴⁾

Graphische Arbeiten zu Gebrauchszwecken von Künstlerhand gab es in der Tat schon seit langem, doch kommt dem Hammerplakat schon deshalb eine herausragende Bedeutung zu, als es die erste graphische Arbeit in Deutschland war, die, ohne auf die Kunst



Hammerplakat (mit antikisierenden Säulen und Girlanden)

inhaltlich eingestellt zu sein, einem Künstler anvertraut und von diesem auf sehr individuelle, ja eigenwillige Weise gelöst wurde. Es gilt daher in der deutschen Gebrauchsgraphik gemeinhin als das erste vollgültige Werk.¹⁵⁾

Das von Sütterlin entworfene Motiv stellt eine kraftvoll aus einer Industrielandschaft mit Berliner Zügen gereckte Faust mit einem Hammer dar. Neu war, daß der Künstler ein bildliches Plakat entworfen hatte, ohne eine menschliche Gestalt, die zu dem angekündigten Gegenstand direkt oder indirekt in sachliche oder bildliche Beziehung gebracht wurde.¹⁶⁾ Dabei war das Hammerplakat in künstlerischer Sicht nicht einmal besonders reiz-

voll, aber diesem Mangel standen mehrere Vorzüge gegenüber: Es hatte echten Plakatstil und eine bedeutende Fernwirkung, sein Gehalt war ohne weiteres verständlich und in so knapper und präziser Form zum Ausdruck gebracht, daß es sich dem Betrachter unvergeßlich einprägte.

In Verkennung der rein künstlerischen und keineswegs politischen Tendenzen Sütterlins wollten konservative Kreise aus dieser Affiche eine ausgesprochen sozialistische Symbolik herauslesen. Auch mit Vorwürfen, hier sei nur ein Plagiat hervorgebracht worden, wurde nicht gespart. Gewiß bediente sich Sütterlin mit Faust und Hammer eines ural-



Hammerplakat (in der urspr. Form)

ten Symbols des Handwerks, doch ist seine Art der Verwendung und Gestaltung durchaus originell. Man hatte auch kritisch eingewandt, daß, der Darstellung entsprechend, wohl kaum ein Arbeiter mit dem Hammer von unten herauf an die Oberfläche der Erde kommen werde; doch alle diese Einwände gegen das Plakat konnten nicht verhindern, daß seine ungewöhnliche symbolische Aussagekraft von jedermann verstanden wurde. In lapidaren Worten liegt ihm dieser Gedanke zugrunde: Die Kraft der Arbeit hat den märkischen Sand zu bezwingen gewußt und hat aus „des Deutschen Reiches Streusandbüchse“ eine Stätte hochentwickelter Kultur geschaffen.¹⁷⁾

Wie schon bei den Illustrationen für die BEWAG-Jubiläumsschrift war Sütterlin auch beim Hammerplakat nicht völlig frei in der Gestaltung; denn auch hier mußte er auf seine Auftraggeber Rücksicht nehmen. Der ursprüngliche Entwurf für das besagte Plakat beinhaltete lediglich das Zentralmotiv. Daß er ihm dann eine Umrahmung mit zwei Säulen, Bärenköpfen und einer etwas einfallslosen Ornamentik hinzufügte, war eine vom Arbeitsausschuß der Ausstellungsleitung abgerungene Konzession an den Zeitgeschmack.¹⁸⁾ Unübersehbar ist, daß die Klarheit des künstlerischen Willens im Originalentwurf viel stärker hervortritt als in dem mit Säulen umstellten Plakat.

Edmund Edels Parodie des Hammerplakats

Sütterlins Hammerplakat erfuhr noch eine zusätzliche Popularitätssteigerung, nachdem der Berliner Maler Edmund Edel¹⁹⁾ sein Plakat „Singen im Wintergarten 1896“ an die Litfaßsäulen bringen ließ. Edel, der Sütterlins Werk karikieren und parodieren wollte, hatte die Gesamtanlage und die Farben des Originalblattes beibehalten, aber die rauhe Arbeiterfaust durch eine schlanke, wohlgepflegte Hand ersetzt, die aus einer eleganten Manschette herausragt. Vor allem dürfte die umstrittene Umrahmung des Sütterlin-Blattes den Maler Edel gereizt haben. Bei ihm sind nämlich die zwei Säulen nicht mehr mit herunterlaufenden Guirlanden, sondern mit jeweils drei schwarzen Beinpaaren garniert, die aus weißen Dessous-Röckchen herausschauen; und statt der Bärenköpfe mit Fuchsgeschichtern und der Bienen in den Ecken hat der Karikaturist die Lockenköpfe der fünf Schwestern Barrison angebracht. Diese Tänzerinnen und Sängerinnen gaben damals im Berliner Wintergarten ihre Gastspiele, und mit ihren kindlich-lasziven Darbietungen hatten sie bei Presse und Publikum heftige Reaktionen hervorgerufen, die sich von literarischen Hymnen bis zu Gerichtsprozessen wegen Unmoral erstreckten.²⁰⁾ Leider verschwand die amüsante Parodie schon nach wenigen Tagen von den Litfaßsäulen; unbegreiflicherweise hatte das Ausstellungskomitee den Scherz übelgenommen und den weiteren Anschlag des Edel'schen Blattes verhindert.²¹⁾ Und doch hätte es allen Grund gehabt, sich über das gelungene Barrison-Plakat zu freuen, denn es hatte nicht nur dem Berliner Varieté des Wintergartens, sondern auch der Gewerbeausstellung selbst und Sütterlin einen gesteigerten Bekanntheitsgrad eingebracht.

Unabhängig von der urheberrechtlichen Frage, die das Ausstellungskomitee gerichtlich klären ließ, sollte nicht unerwähnt bleiben, daß sich Sütterlin selbst durch diesen Vorfall

etwas irritiert fühlte. In der Verulkung seines Plakats und der mit Frauenbeinen in Flitterröckchen umrankten antikisierenden Säule sah er eine Verletzung des guten Geschmacks. Womit nicht gesagt werden soll, daß es Sütterlin an gesundem Humor gefehlt hätte. Immerhin fand eine andere, von der Ausstellungsleitung genehmigte Parodie seine Zustimmung (und es spricht einiges dafür, daß dieser Entwurf sogar von ihm selbst stammt): Eine Postkarte des Ausstellungsgastronomen zeigt abermals das Hammerplakat, bei dem die Säulen aus aufeinanderstehenden Bierkrügen bestehen; und die Faust, die hier aus einem Bierfaß herausragt, hält statt des Hammers eine schäumende Maß empor.²²⁾

Sütterlin – Künstler und Lehrer

Im künstlerischen Schaffen Sütterlins hat das preisgekrönte Plakat der Berliner Gewerbeausstellung einen wichtigen Durchbruch gebracht. Doch folgt daraus nicht zwingend, als habe er sich fortan auf einer Welle des Erfolgs bewegt. Von Natur aus sehr zurückhaltend, war ihm der Gedanke gänzlich fremd, für sich persönlich Reklame zu machen. Daher reagierte er auch in der ihm ganz eigenen Art auf die Parodie Edmund Edels, obwohl er diesem Vorfall unschwer persönliche Vorteile hätte abgewinnen können. Sütterlin trachtete nicht nach Künstlerruhm. Wenn er sich auch dem in jenen Jahren einsetzenden Stilwandel nicht gänzlich verschloß, verhielt er sich allen flüchtigen, modischen Strömungen gegenüber grundsätzlich doch reserviert. In seiner gänzlich ungenialischen Art suchte er nicht um jeden Preis den Anschluß an das Neue; Grund genug, sich innerhalb seines eigenen Kunstschaffens eine weise Selbstbeschränkung aufzuerlegen.

Die ihm gemäße Beschäftigung, um fernab der Tagesmeinung in aller Stille wirken zu können, war seine Tätigkeit als Lehrer im Bereich des Buchgewerbes. In diesem Beruf, für den er eine außergewöhnliche Begabung



Hammerplakat (Parodie von Edmund Edel)

mitbrachte, ging er gänzlich auf. Wohl schon vor 1896 hatte er diese Tätigkeit ausgeübt, und seinen eigenen Angaben zufolge²³) bekam er – wahrscheinlich auch schon vor 1896 – einen 1. Preis vom Verein für das deutsche Buchgewerbe. Direkte Folge dieses beruflichen Wirkens waren eine Reihe von Lehraufträgen, die ihm nach der Jahrhundertwende übertragen wurden.

Das derzeit verfügbare Material läßt keine exakten Schlüsse zu, wo und wie lange Sütter-

lin den einzelnen Lehrtätigkeiten nachgegangen ist. Als Wirkungsstätten bzw. Lehrfunktionen werden genannt:

1. Die 1. Handwerkerschule für Buchdrucker, wo er Leiter der Fachklasse für Buchdrucker war;
2. Leiter der Kunstklasse der Buchbinderinnung
3. Lehrer in einer (nicht näher bezeichneten) Fachschule für Handelslehrerinnen²⁴⁾

4. Lehrer an der Viktoria-Fortbildungsschule²⁵⁾

5. Lehrer an der Unterrichtsanstalt des Königlichen Kunstgewerbemuseums. Nur für hier ist die Zeit seiner Anstellung exakt belegt (1904–1917).

Alles spricht dafür, daß Sütterlin hauptberuflich an der 1. Handwerkerschule wirkte. Diese Tätigkeit gab er auch nicht auf, nachdem er 1904 einen Lehrauftrag an der Schule des Kunstgewerbemuseums erhalten hatte.²⁶⁾

Lehrbeauftragter am Kunstgewerbemuseum

Im Berufsschaffen Sütterlins kommt seiner Tätigkeit an der Unterrichtsanstalt des Königlichen Kunstgewerbemuseums besondere Bedeutung zu. Seit Beginn des Schuljahres 1904/05 bis zu seinem frühen Tod (1917) war er an der dortigen Abendschule angestellt. An dieser Stelle verdient die Tatsache Erwähnung, daß seit 1907 auch der gleichfalls aus Lahr gebürtige Maler Emil Rudolf Weiß am Berliner Kunstgewerbemuseum lehrte.²⁷⁾ Zumindest anfänglich nahm Sütterlin diese Tätigkeit nebenamtlich, in Form eines Lehrauftrages, wahr.

Zum Zeitpunkt der Übernahme dieses Lehrauftrages ging auf ihn die Leitung der Klasse 2 (= Ornament- und Schriftzeichnen) über, die bisher von Georg Toppel²⁸⁾ geführt worden war. Bereits im Schuljahr 1907/08 wurde für die Klasse 2 ein Parallelkurs (Klasse 2a und 2b), gleichfalls unter Sütterlins Leitung, eingerichtet. Schließlich wurde ihm ab 1909/10 ein weiterer Parallelkurs (= Klasse 2c) übertragen, so daß er künftig 18 Wochenstunden unterrichtete. In der Folge des beginnenden Weltkrieges übernahm Sütterlin, ebenfalls von Toppel, für einige Monate den Kurs „Zeichnen in der Natur“.²⁹⁾

Höhepunkte seiner künstlerisch-pädagogischen Karriere war ohne Zweifel seine Ernennung zum Professor und damit zum

hauptamtlichen Lehrer am Kunstgewerbemuseum (November 1917); doch die Bestallungsurkunde erreicht ihn vor seinem plötzlichen Tode am 20. November 1917 nicht mehr.³⁰⁾

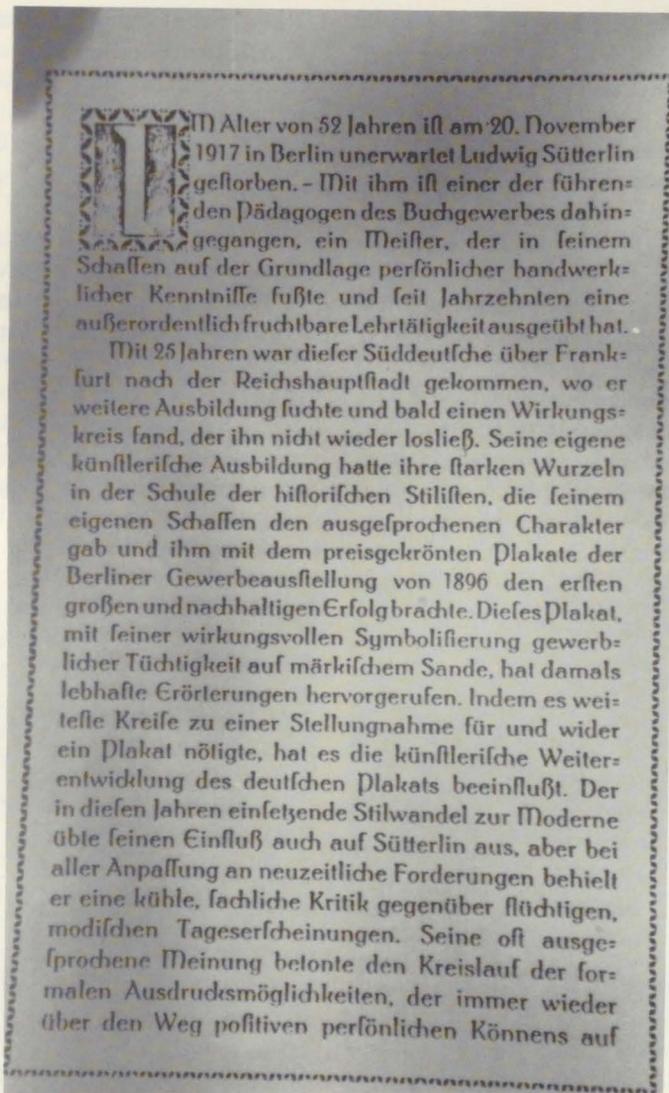
Sütterlins künstlerische Begabung, sein ausgeprägtes Stilempfinden und seine kunsthandwerklichen Fertigkeiten haben seine berufliche Laufbahn als Lehrer in entscheidendem Maße bestimmt. Umgekehrt gingen von seinem Unterricht wichtige Impulse für sein künstlerisches Schaffen aus. Der Reihe nach seien genannt:

1. Seine Zeichnungen, vornehmlich seine graphischen Blätter
2. Seine Entwürfe für Gläser und deren Dekor
3. Seine Lederarbeiten, zu denen vor allem seine Entwürfe für Bucheinbände gehören
4. Seine Schriftentwürfe
5. Seine beiden reformierten Ausgangsschriften, gemeinhin unter dem Namen „Sütterlinschrift“ bekannt.

Zeichnungen und Graphiken

Bereits im Zusammenhang mit den Illustrationen zur BEWAG-Jubiläumsschrift ist einiges zu Sütterlins Zeichnungen gesagt worden. Darüber hinaus ist er vor allem als Zeichner graphischer Blätter sowie verschiedener Buchdekorationen hervorgetreten. Im Hinblick auf die vorliegende, lediglich als „Skizzen zu einer Werkbeschreibung konzipierte Untersuchung darf nicht erwartet werden, daß an dieser Stelle bereits eine detaillierte Übersicht über Sütterlins Zeichnungen und Graphiken gegeben wird. Eine fachgerechte wissenschaftliche Aufarbeitung kann zudem nur der Kunsthistoriker leisten, der mit der systematischen Erfassung und Katalogisierung dieser Arbeiten zugleich auch die unerläßliche kunstgeschichtliche Dokumentation verbindet.

Ergänzend kann hinzugefügt werden, daß die von Sütterlin entworfenen Werbegraphiken



Schriftprobe der „Sütterlin-Unziale“ (Gedächtnisaufsatz von H. Wiewnck, 1. Seite)

weit zahlreicher sind als seine Plakate, von denen er nur wenige kreiert hat. Werbegraphiken finden sich in ziemlich großer Zahl in der Berliner Kunstbibliothek. In künstlerischer Hinsicht sind sie von recht unterschiedlicher Qualität; denn auch bei ihnen mußte sich der Künstler allzu oft nach den Wün-

schen seiner Auftraggeber richten, wie dies auch beim Hammerplakat der Fall war. Mit etwas verallgemeinernden Worten kann folgendes gesagt werden: Wo immer man Sütterlin bei der Ausführung seiner Graphiken freie Hand gelassen hatte, sind ihm besonders originelle und gehaltvolle Werke gelungen.³¹⁾

Sütterlin-Gläser

Unter den kunstgewerblichen Arbeiten Sütterlins nehmen die nach seinen Entwürfen angefertigten Gläser einen wichtigen Platz ein. Einer systematischen Erfassung stehen aber bei ihnen kaum überwindbare Schwierigkeiten entgegen, weil sie in alle Winde verstreut, sich teils in Museen, teils in Privatbesitz befinden,³²⁾ ganz zu schweigen von jenen Kreationen, die im Zuge des 2. Weltkrieges vernichtet wurden.

Mehr noch als bei den Zeichnungen und Werbegraphiken muß die Erfassung dieser Gläserentwürfe und -dekorationen sowie deren wissenschaftliche Auswertung dem Kunsthistoriker vorbehalten bleiben. Hier und jetzt kann nur bausteinhaft angezeigt werden, was einer eventuell späteren kunstwissenschaftlichen Untersuchung gewisse Hilfsdienste zu leisten vermag. In diesem gleichsam vorwissenschaftlichen Feld der Kunstgeschichte bedeutet nämlich eine Beschäftigung mit Sütterlin-Gläsern zuallererst eine Auflistung derjenigen Firmen, in denen Gläser nach seinen Entwürfen hergestellt wurden; denn, wie es um die Jahrhundertwende in der Regel noch üblich war, gingen die herausragenden künstlerisch-kreativen Leistungen im Bereich „Gläser“ immer auf das Konto der Hersteller-Firma. Da auf den Ausstellungen die Kunsthistoriker sich hauptsächlich nach den Produkten bestimmter Firmen umsahen, wurde die Frage nach dem Künstler nur beiläufig gestellt. So kommentiert G. E. Pazaurek³³⁾ einige Sütterlin-Gläser, die bei ihm noch als Schwarz-Weiß-Abbildungen erscheinen; doch in Verbindung mit den von ihm ebenfalls besprochenen Gläserarbeiten anderer Künstler stellt er sie insgesamt als sog. „Heckert-Gläser“ vor.³⁴⁾ Gleiches geschieht auch noch in einer jüngeren Arbeit von G. E. Pazaurek und W. Spiegl, in der die Sütterlin-Entwürfe wiederum als „Heckert-Gläser“ präsentiert werden.³⁵⁾ Etwas deutlicher dagegen stellt H. Pudor in einer Untersuchung der

Heckert'schen Gläserarbeiten den besonderen Anteil Sütterlins an deren Qualität heraus und geht dabei auf die vom Künstler angewandte Maltechnik ein.³⁶⁾

Lederarbeiten und Entwürfe für Bucheinbände

Sütterlins Entwürfe für Lederarbeiten, zu denen auch Buchdecken gehören, können in direkten Zusammenhang mit seiner hauptberuflichen Tätigkeit gebracht werden, war er doch an der 1. Handwerkerschule für Buchdrucker dem Buchgewerbe besonders nahe verbunden.

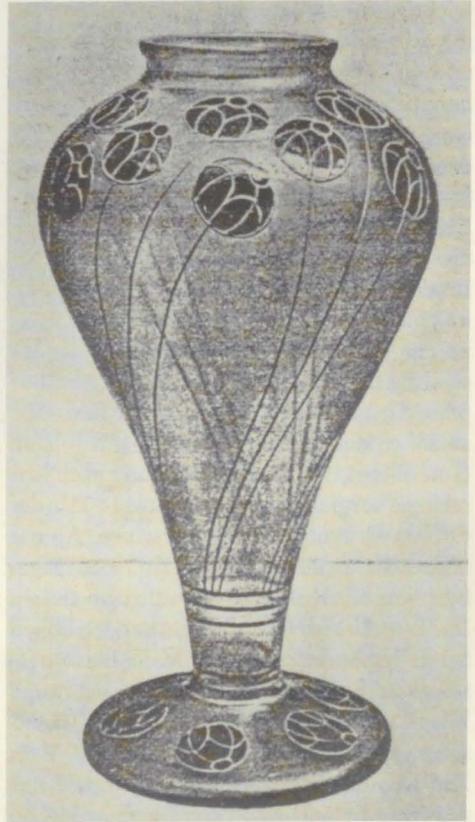
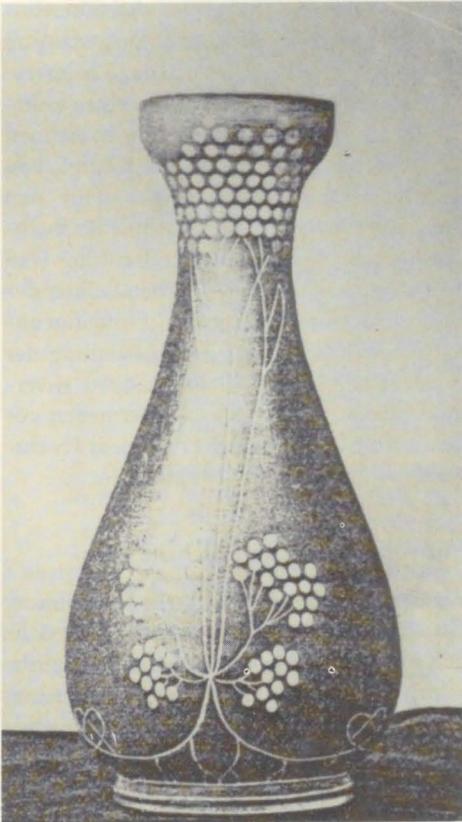
Aus den wiederholt dargelegten Gründen muß sich die vorliegende Untersuchung abermals darauf beschränken, dem interessierten Leser und möglichen Forscher anhand der nur spärlich vorhandenen Fachliteratur einen kurzen Einblick in diese Sparte seines kunsthandwerklichen Schaffens von Ludwig Sütterlin zu geben.

Jean Loubier³⁷⁾ kommt mit Blick auf die Berliner Kunstausstellung (1898) im Landesausstellungsgebäude zu der Feststellung, daß die von dem Berliner „Zeichner“ Ludwig Sütterlin entworfenen und von dem Hofbuchbinder W. Collin ausgeführten Lederarbeiten zu den besten kunstgewerblichen Exponaten der Ausstellung gehören. Demselben Aufsatz läßt sich entnehmen, daß es sich dabei um „Gebrauchsgegenstände verschiedener Art, wie Schreibmappen, Brief- und Visitenkartentaschen, Photographie-Albums, Bilderahmen, Papierkörbe, Zeitungsmappen, Kästchen für Photographien, Handschuhkästen und anderes“ handelte.³⁸⁾ Über die Herstellungsart dieser Gegenstände erfährt man, daß sie in Lederschnittarbeit verziert und nach einem damals originellen neuen Verfahren durch verschiedene Beizen gefärbt wurden. Der schon mehrfach gemachte Versuch, den Reiz von Lederschnittarbeiten durch die Hinzunahme von Farben zu erhöhen, dürfte, den Aussagen Loubiers zufolge, gerade bei

diesen Arbeiten besonders gelungen sein. Loubier, der diesen kunsthandwerklichen Kreationen Sütterlins hohes Lob spendet, weiß aber auch die besonderen Verdienste der Firma W. Collin für die praktisch-technische Umsetzung der Sütterlin'schen Entwürfe voll zu würdigen.³⁹⁾ In diesem Zusammenhang verdient vor allem die Tatsache Erwähnung, daß Sütterlins Entwürfe zu Collin'schen Lederarbeiten auf der Pariser Weltausstellung 1900 mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurden.⁴⁰⁾

Erwähnt seien noch die beiden Bücher „Der Alte Fritz in 50 Bildern für Jung und Alt“ sowie „Königin Luise in 50 Bildern für Jung und Alt“, die 1895/96 im Berliner Verlag Paul

Knittel erschienen waren. Allein schon die Titel, ferner die Widmung des 1. Bandes⁴¹⁾, vor allem aber die jeweils eine ganze Seite ausfüllenden Farbbilder mit ihren z. T. recht rührselig-sentimentalen Textbeigaben lassen unschwer erraten, daß es sich um eine für die damalige Zeit typische Art nationaler Erbauungsliteratur handelte, die einem breiten Publikum das ruhm- und verdienstvolle Wirken der Hohenzollerndynastie effektiv vor Augen stellen wollte. Sütterlin war nicht mit den Illustrationen selbst, wohl aber mit der Buchausstattung, insbesondere mit dem Einband, beauftragt.⁴²⁾ Da der vordere Buchdeckel des Bandes „Königin Luise“ für ein Werbeplakat des Verlags Knittel verwendet wurde, sind



Sütterlin-Vasen

noch Exemplare dieser Affiche in einigen deutschen Museen vorhanden.⁴³⁾ Offenkundig wurde Sütterlin hier von seinem Auftraggeber sehr stark für vordergründige Zwecke vereinnahmt. Daher braucht es nicht zu verwundern, daß er sich bei diesen Arbeiten nicht von der originellsten und einfallreichsten Seite zeigte.

Sütterlins Schriftentwürfe

Die hier, wenn auch nur bruchstückhaft, gegebene Zusammenstellung einzelner Arbeiten Sütterlins läßt unschwer erahnen, wie vielseitig er in seinem künstlerischen und kunsthandwerklichen Schaffen war. Tatsache ist jedoch, daß er sich mit diesen Techniken nur jeweils kurze Zeit beschäftigt hat. Weit wichtiger und buchstäblich lebensfüllend für ihn waren das Druckgewerbe im allgemeinen und seine eigenen Schriftentwürfe im besonderen. Sütterlin unterrichtete ja viele Jahre lang an der 1. Handwerkerschule für Buchdrucker in Berlin, und man kann davon ausgehen, daß ihm alle anderen Funktionen, Lehraufträge und Berufungen als Ausfluß dieser Tätigkeit zuteil geworden sind.

Besonders ehrenvoll für Sütterlin war, an der künstlerischen Ausgestaltung der „Marksteine der Weltliteratur“⁴⁴⁾ beteiligt worden zu sein. Es handelte sich dabei um eine bibliophile Kostbarkeit, die als eine Jubiläumsgabe anlässlich des 500. Geburtstages von Johann Gutenberg (1900) geplant war und nach jahrelanger sorgfältiger Vorbereitung 1902 in der Offizin Drugulin, Leipzig, erschien. An der Nahtstelle zweier Jahrhunderte herausgegeben, konnte dieser Band wahrlich als ein Markstein bezeichnet werden, der den hohen Stand der Buchdruckerei und die Leistungsfähigkeit einer ihrer damals vornehmsten Pflegestätten im Deutschen Reich zur Anschauung brachte.

Die dem Prachtband zugrundegelegte Konzeption war, anhand kurzer Texte in 34 verschiedenen Sprachen eine Art Schatzkästlein

der Lebensweisheit der Völker der Erde herzustellen. Auf ausdrückliche Empfehlung des damaligen Direktors der Bibliothek des Königlichen Kunstgewerbemuseums in Berlin wurde Ludwig Sütterlin damit beauftragt, die verschiedenen Texte in ein künstlerisches Gewand zu kleiden. Man hatte ihm zugetraut, das in die Tat umzusetzen, was durch die „Marksteine aus der Weltliteratur in Originalschriften“ dokumentiert werden sollte: Man wollte zeigen, inwieweit es damals möglich war, einen Buchschmuck zu schaffen, der sich einerseits den formalen Eigentümlichkeiten der verschiedenen Schriften und der geistigen Eigenart der verschiedenen Literaturen anpaßte und andererseits doch die künstlerische Formensprache der Gegenwart redete.⁴⁵⁾

Es darf angenommen werden, daß Sütterlins wohlgelungene künstlerische Ausgestaltung der „Marksteine“ maßgeblich dazu beigetragen hat, daß er zwei Jahre später einen Lehrauftrag für Ornament- und Schriftzeichnen an der Unterrichtsanstalt des Königlichen Kunstgewerbemuseums erhielt – für den Lehrer an einer Handwerkerschule für Buchdrucker sicher eine ehrenvolle Berufung. Daß man ihn später als künstlerischen Berater der Reichsdruckerei in Berlin berief und ihm unter den Reichsdrucken die Ausstattung der Bibel in der Luther-Übersetzung⁴⁶⁾ anvertraut wurde, dürfte sich gleichermaßen aus dem Erfolg herleiten, den er mit dem Prachtband der „Marksteine“ erzielt hatte.

Entwerfer der Sütterlinschrift

Bis zum heutigen Tage herrscht die Meinung vor, Sütterlins Bedeutung gründe hauptsächlich auf der von ihm entwickelten „Sütterlinschrift“. Diese häufig vertretene Auffassung bedarf jedoch einer Korrektur. Richtig ist, daß sich Sütterlin als Schriftgestalter einen Namen gemacht hat. Nicht ohne Grund waren ihm von 1904 bis zu seinem Tode die Schriftkurse an der Schule des Berliner



Titelblatt „Marksteine der Weltliteratur“

Kunstgewerbemuseums übertragen worden, die sich, wie schon an anderer Stelle gesehen, unter seiner Leitung wachsender Beliebtheit erfreuten. Aber sein Lehrauftrag betraf nicht die Schreibschrift, sondern ausschließlich die künstlerische Schriftgestaltung; diese war schon sehr früh zu seinem eigentlichen Spezialgebiet geworden. Allgemeine Bedeutung erlangte vor allem die von ihm kreierte Druckschrift, gemeinhin als „Sütterlin-Un-

ziale“ bekannt. Diese von ihm persönlich entwickelte Schrifttype brachte die besondere Eigenart seines Stils zum Ausdruck. Seine Freunde und Mitarbeiter verbanden diese Schrifttype so sehr mit der Person des Künstlers, daß der zunächst im „Archiv für Buchgewerbe“ veröffentlichte Nachruf von Heinrich Wieyneck⁴⁷⁾ auf dessen persönliche Veranlassung in der Sütterlin-Unziale nachgedruckt und anlässlich des 1. Jahrestages von

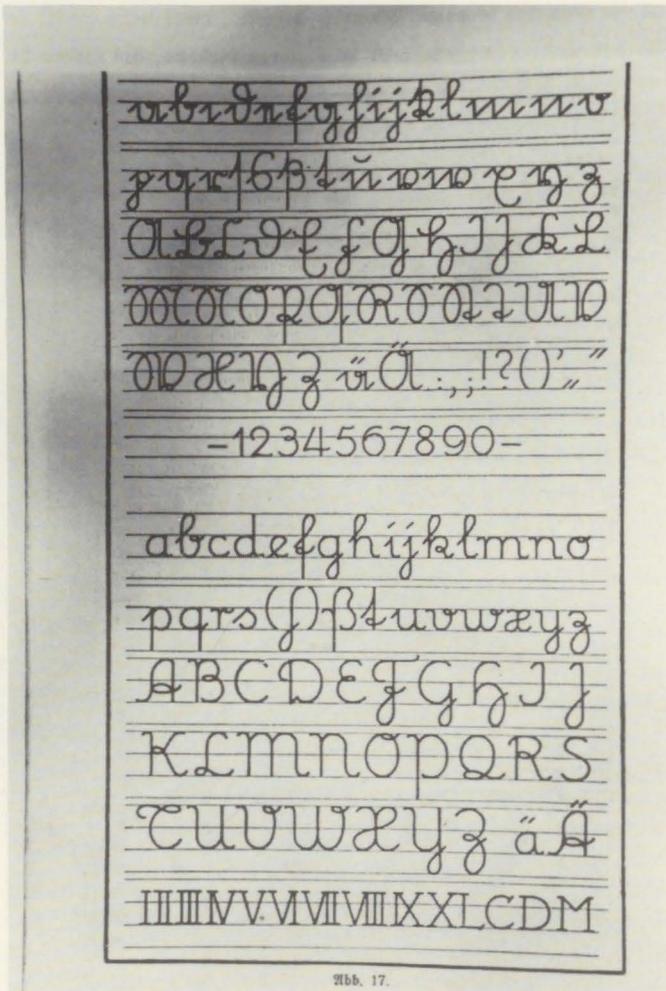


Abb. 17.

Deutsche und lateinische Reformschrift nach Sütterlin

Sütterlins Tod in dessen Freundes- und Bekanntenkreis verteilt wurde.⁴⁸ Was hingegen den Stellenwert der sog. Sütterlinschrift betrifft, so muß, der verbreiteten Auffassung zum Trotz, gesagt werden, daß sie im Gesamtwerk des Künstlers nur eine Art Nebenprodukt darstellt. Wie allgemein bekannt, verstand sie sich als Reformschrift der herkömmlichen Schreibweise an den deutschen Schulen. Aber Sütterlins Reform betraf nicht nur die deutsche Schreibweise,

sondern auch die lateinische Schreibschrift. Seine Absicht war, beide Schreibschriften mit einem klaren Duktus zu versehen. Gleichzeitig wollte er die seiner Meinung nach unnatürliche Handhaltung, die sich aus der zu befolgenden Vorschrift „dünner Aufstrich und dicker Abstrich“ ergab, abschaffen. Die Grundelemente seiner Schrift waren die von allen Nebenerscheinungen gereinigten Buchstabenformen, die er in möglicher Klarheit und Ursprünglichkeit erarbeiten las-

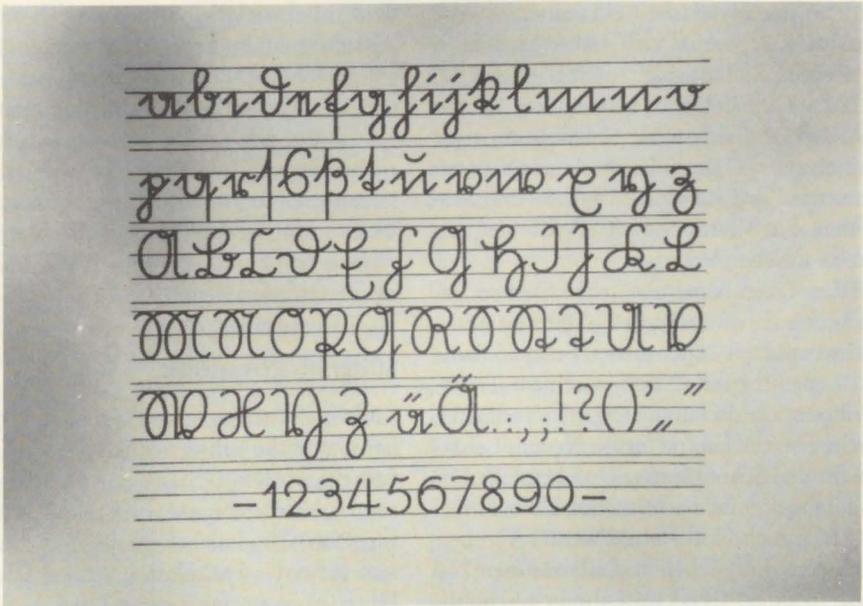
sen wollte. Sütterlin dachte an eine Ausgangsschrift, die den gestaltenden Kräften im Kinde Raum gewähren und durch die die Schriftpflege gefördert und entwickelt werden sollte.

Die nach Sütterlin benannte Reformschrift muß natürlich mit bestimmten bildungspolitischen Bestrebungen in Verbindung gebracht werden. Der Anstoß kam vom preußischen Unterrichtsministerium, das durch die neue Schriftpflege in verstärktem Maße geschmacksbildend wirken wollte.⁴⁹⁾

Die allmähliche Entwicklung und Ausgestaltung der sog. Sütterlinschrift ist das Ergebnis von Arbeitslehrgängen, die vom preußischen Unterrichtsministerium angeordnet, seit 1911 unter Sütterlins Leitung veranstaltet wurden. Jedoch darf Sütterlins Führungsrolle nicht dahin gedeutet werden, als sei ihm vom Ministerium ein gebundener Auftrag übergeben worden. Die Kreierung der neuen Ausgangsschrift war zu einem guten Teil

auch das Verdienst seiner Mitarbeiter, die maßgeblich zum Gelingen des Werkes beigetragen hatten.⁵⁰⁾

Der gegen Sütterlin immer wieder gemachte Vorwurf, er habe eine zukunftslose, nämlich die in Deutschland allein gebrauchte „deutsche“ Schrift gefördert, verkennt die Tatsachen, weil seine Reform nicht nur die seit langem gebräuchliche deutsche, sondern auch die lateinische Schrift betraf. Wenn in den deutschen Schulen jedoch nur die erste eingeführt wurde, so ist das nicht Sütterlins Schuld. Die Gründe für eine derartige ministerielle Entscheidung liegen nahe: auch in der Zeit vor Sütterlin hatte zumindest an den Volksschulen die deutsche Schrift eindeutigen Vorrang. Die Erlernung einer weiteren (= lateinischen) Schreibschrift entsprach nicht den didaktischen Zielsetzungen der Grundschulen. Die Notwendigkeit ihrer Beherrschung stellte sich oft erst beim Erlernen der 1. Fremdsprache an weiterführenden Schulen ein.



Deutsche Reformschrift nach Sütterlin

Das Albrecht-Dürer-Haus

Im kunstgewerblichen Schaffen Ludwig Sütterlins kommt dem Berliner Albrecht-Dürer-Haus eine wichtige Rolle zu.⁵²⁾ Seine Gründung fällt wohl ins Jahr 1902, und es war das gemeinsame Werk der Brüder Ernst und Ludwig Sütterlin.⁵³⁾ Ernst war der Kaufmann, Ludwig hingegen der Gestalter und Experte im Hinblick auf den Kunstwert der Ware und den guten Geschmack in der Zusammenstellung des Sortiments. Mit großem Verständnis und künstlerischem Einfühlungsvermögen hatte Ludwig das Haus beraten und somit dessen Ruhm begründet. In bezug auf den gesamten deutschen Handel in der Gebrauchskunst galt es als vorbildlich. Da die beiden Brüder Maßstäbe setzten, hatten sie im eigentlichen Sinn den Begriff des gehobenen deutschen Kunstgewerbehandels geschaffen. Als Aufgabe hatte man sich gestellt, gute, echte Kunst zu mäßigen Preisen in weite Kreise zu tragen. Die Grundsätze des Hauses lauteten: Klarheit, Ehrlichkeit und Sauberkeit in Formgebung und Material; daher kam der Handarbeit ein hoher Stellenwert zu. Der einmal sich selbst gegebenen Devise verpflichtet, hielt man das künstlerisch Zweifelhafte vom Hause fern. Merkte man, daß man sich in der Beurteilung eines Artikels, etwa eines Buches, geirrt hatte, nahm man ihn aus dem Angebot und vernichtete den Vorrat ohne Rücksicht auf den wirtschaftlichen Verlust.

Auf dem Lager hatte man neben anderen Vassen auch solche von Ludwig Sütterlin und – wie zu erwarten – auch dessen Bucheinbände und Lederarbeiten. Noch in seinem Todesjahr konnte er im familieneigenen Verlag Albrecht-Dürer-Haus seinen „Neuen Leitfaden für den Schreibunterricht“ vorstellen.⁵⁴⁾ Und es sollte nicht unerwähnt bleiben, daß das Haus auch Hoflieferant war.⁵⁵⁾

Nach dem plötzlichen und allzu frühen Tod beider Brüder⁵⁶⁾ verkaufte die in geschäftlichen Dingen wenig erfahrene Schwester So-

phie noch zur Inflationszeit das Albrecht-Dürer-Haus samt den Verlagsrechten der Sütterlin'schen Schriften, verlor ihr Barvermögen und erreichte beim mitleidigen Hauseigentümer, daß sie ihre große, schöne Wohnung zu einer gehobenen Pension umwandeln durfte.⁵⁷⁾

Da die Reformschrift inzwischen allgemein bekannt war, konnten die neuen Eigentümer des Albrecht-Dürer-Hauses 1921 ohne jedes finanzielle Risiko die 2. Auflage des „Leitfadens“ auf den Markt bringen. Bis zum Jahre 1926 erschienen nicht weniger als fünf Auflagen, die sehr schnell vergriffen waren.⁵⁸⁾

Und schon 1925 widmete „Der Bücherschatz des Lehrers“⁵⁹⁾ den Band 23 mit 182 Seiten vollständig der neuen Schreibweise, nunmehr unter der Benennung „Sütterlin“. Das Albrecht-Dürer-Haus selbst schwamm auf der Welle des Erfolgs, ohne daß Sophie Sütterlin, die ja die eigentliche Erbin der Urheberrechte war, am finanziellen Gewinn beteiligt worden wäre.⁶⁰⁾ Im Anzeigenteil bot es ministeriell empfohlene Verlagszeugnisse an, darunter auch die 4. Auflage des „Neuen Leitfadens“ und vielerlei Schulmaterial wie Anschauungstafeln, Federn, Lesekästen, Schulhefte nach Entwürfen Sütterlins. Zum Schaden seiner Erben hatte er sich nichts patentieren lassen; solches Denken lag ihm nicht – eigenartigerweise nicht einmal seinem kaufmännisch weit versierten Bruder Ernst. Aber dieser war in den letzten Lebensjahren schwer krank und in wachsendem Maße inaktiv geworden.⁶¹⁾

Sütterlins Privatleben

Ludwig Sütterlin – wie auch sein Bruder Ernst und die Schwester Sophie – lebte unverheiratet. Die Gründe der drei Geschwister, auf ein Leben in Ehe und Familie zu verzichten, sind nicht bekannt und entziehen sich jedweder Spekulation Außenstehender. Doch kann gesagt werden, daß unter den Geschwistern ein starker Zusammenhalt

herrschte, und auf diese Weise haben sie einen Familiensinn ganz besonderer Art entwickelt. Einem kurzen Nachruf auf die beiden innerhalb eines Monats verstorbenen Brüder Ernst und Ludwig⁶²⁾ läßt sich entnehmen, daß Ludwigs beruflicher Werdegang seit 1888 maßgeblich durch seinen älteren Bruder gefördert und finanziert worden war. Vielleicht hatte Ernst früh die besondere Begabung des jüngeren Bruders erkannt. Wir wissen, daß die beiden sich auf fast ideale Weise ergänzenden Talente mit der Gründung des Albrecht-Dürer-Hauses eine wirtschaftlich erfolgreiche Investition getätigt hatten. Ergänzend sei vermerkt, daß die Mutter nach dem Tode ihres Mannes⁶³⁾ im Jahre 1903 zusammen mit der Tochter Sophie zu den beiden Söhnen nach Berlin zog, um dort in der neuerworbenen Kreuzberger Wohnung⁶⁴⁾ den Lebensabend zu verbringen. Es mögen wohl in erster Linie wirtschaftliche Gründe gewesen sein, die die damals schon betagte Frau⁶⁵⁾ bewogen hatten, ihren Geburtsort und angestammten Wohnsitz im badischen Lahr aufzugeben und nach dem fernen Berlin wegzuziehen. Aber es dürfte auch für eine besonders enge Bindung der Mutter an ihre Kinder sprechen, die diese Form des Zusammenlebens und – nach dem Tod der Mutter – unter diesen selbst möglich gemacht hat.⁶⁶⁾ Es ist schon an anderer Stelle gesagt worden, daß die Schwester Sophie nach dem rasch aufeinanderfolgenden Ableben ihrer beiden Brüder nahezu mittellos dastand. Der Verkaufserlös des Geschäftes war in der Folge der Inflation zerstoßen. Indessen hätte für sie noch eine Chance bestanden, aufgrund einer rund einer Million gezeichneten Krieganleihe im Zuge der Aufwertung einen stattlichen Geldbetrag zu erhalten. Aber dies galt nur für die sog. Altanleihe. Das Unglück wollte es, daß sich Sophie einem Mitglied der Stadtmissionsgemeinde anvertraut hatte; diesem hatte sie Generalvollmacht zur Vermögensverwaltung erteilt. Doch er hatte die Stücke heimlich verkauft und danach in gleichem Nennwert

neue erworben. Diese aber waren eben dadurch zur Neuanleihe geworden und erfuhren keine Aufwertung. Nunmehr gänzlich verarmt, starb Sophie Sütterlin am 4. Juli 1927.⁶⁷⁾

Nachwort

Wie schon eingangs vermerkt, jährt sich am 1. September 1991 zum 50. Mal der Tag, an dem die Sütterlinschrift durch Reichsgesetz aus den deutschen Schulen verbannt wurde. Somit sind nunmehr fast zwei Generationen herangewachsen, denen diese Schreibweise aus dem persönlichen Schulalltag kein Begriff mehr ist.

Zieht man noch einmal die Tatsache in Betracht, daß sich Sütterlin auf recht verschiedenen Gebieten einen Namen gemacht hat, dann wird man sich mit Recht fragen, weshalb sein Lebenswerk recht bald in Vergessenheit geriet. Ein Grund ist sicher, daß ihm als Künstler eine engere Gefolgschaft versagt blieb, die sein Werk hätte weitertragen können.⁶⁸⁾ Immerhin hat sein künstlerisches Schaffen in den USA eine gewisse Beachtung gefunden.⁶⁹⁾

Angesichts der geschilderten Sachlage ist es zu begrüßen, daß die BEWAG anlässlich ihres einhundertjährigen Bestehens (1984) die erstmals von Ludwig Sütterlin entworfenen Illustrationen in einem gefälligen Postkartenmappchen herausgebracht und damit das Andenken an einen nahezu vergessenen Künstler neu belebt hat. Für die besagte Elektrizitätsgesellschaft war ja Sütterlin aus Anlaß des zehnjährigen Jubiläums (1894) künstlerisch außergewöhnlich stark beteiligt. Für die 1984 erschienene BEWAG-Festschrift wurde als Deckelbild dieselbe antikisch anmutende und entkleidete Lichtträgerin gewählt, die auch die von der Landespostdirektion Berlin herausgegebene Sonderbriefmarke „100 Jahre Strom für Berlin“⁷⁰⁾ schmückt. Gleiches gilt für die zum selben Jubiläum ebenfalls in Berlin herausgegebene Gedenkmünze.

Das Berliner Ereignis des Jahres 1984 hat aber auch in die alte badische Heimat Ludwig Sütterlins zurückgestrahlt. In zwei kürzeren Beiträgen erinnerte Bernhard Maier an den aus Lahr stammenden Lehrer und Künstler.⁷¹⁾ Auf diese Weise bekam im letzten Jahrzehnt die Beschäftigung mit Sütterlin neue Impulse. Die nunmehr vorliegenden Skizzen zu einer Lebens- und Werkbeschreibung sollen mit einer förmlichen Anfrage an den Lahrer Gemeinderat beschlossen werden: Hätte Lahrs Sohn Karl Ludwig Sütterlin nicht verdient, daß in seiner Geburtsstadt eine Straße seinen Namen trägt?

Anmerkungen

- ¹⁾ Badische Heimat, 51. Jg., Heft 4, Karlsruhe 1971
²⁾ vgl. Badische Heimat, 65. Jg., Heft 3, 1985; das Inhaltsverzeichnis für die Jahrgänge 1971–1984 enthält keine Beiträge zu Sütterlin.
³⁾ Preußen 1924, Hessen Ostern 1930, Baden Ostern 1931, Württemberg Ostern 1932; vgl. H. Rose, a. a. O., S. 39 ff.
⁴⁾ Deutsche Wissenschaft Erziehung und Volksbildung. Amtsblatt des Reichsministeriums für Wissenschaft, Erziehung und Volksbildung und der Unterrichtsverwaltungen der Länder, 7. Jg., Berlin 1941, Nr. 469, S. 332; ferner: Amtsblatt des Badischen Ministeriums des Kultus und Unterrichts, 79. Jg., Karlsruhe 1941, Nr. 18, S. 175–177
⁵⁾ Stammbaum der Familie Sütterlin, in: Archiv E. Zahlten, Hamburg; ferner (auszugsweise), in: Archiv C. Siebler, Freiburg
⁶⁾ Ortsgeschichte Holzen Kr. Lörrach, hg. von R. Reime, Müllheim 1963, S. 374
⁷⁾ 1885: 1,645 m; 1886, 1,64 m; 1887: 1,635 m
⁸⁾ Das geistige Deutschland, a. a. O., S. 690–691; der Artikel „Ludwig Sütterlin“ gibt den Wortlaut der Einsendung der besprochenen Person selbst wieder; vgl. ebenda, S. 755
⁹⁾ zu Emil Doepler und Max Koch vgl. Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 9 (1913), S. 366 und Bd. 21 (1927), S. 90–91; ferner: Das geistige Deutschland, S. 133–134 und S. 377
¹⁰⁾ vgl. H. Wiewnck, a. a. O., S. 238. Wiewnck nennt für die Übersiedlung Sütterlins nach Berlin das Jahr 1890. Diese Angabe eines Zeitgenossen könnte den Beginn der künstlerischen Ausbildung am Kunstgewerbemuseum markieren. Vgl. auch

Sütterlins persönliche Angaben, in: Das geistige Deutschland, S. 691, wo er von einer sechsjährigen praktischen Berufsausbildung (1884–1890) spricht.

- ¹¹⁾ L. Sütterlin, Neue Technik in menschlicher Gestalt. 100 Jahre Strom für Berlin, Hg. BEWAG, Berlin 1984
¹²⁾ vgl. H. Sachs, Zwanzig Jahre deutscher Plakatkunst, a. a. O., S. 241 mit den Abbildungen 2 ff.
¹³⁾ Es handelte sich um eine Massenaufgabe in Höhe von 105 000 Exemplaren, darunter auch solche in französischer Sprache; vgl. J. L. Sponcel, Das moderne Plakat, a. a. O., S. 268 u. 274
¹⁴⁾ W. von Zur Westen, Der künstlerische Buchumschlag, a. a. O., S. 3
¹⁵⁾ H. Meyer, Die Entwicklung der deutschen Gebrauchsgraphik, a. a. O., S. 329
¹⁶⁾ H. Meyer, ebenda, S. 330; ferner: A. Busch, Die Sütterlin-Schreibweise, a. a. O., S. 51
¹⁷⁾ J. L. Sponcel, Das moderne Plakat, a. a. O., S. 273 f.
¹⁸⁾ J. L. Sponcel, ebenda, S. 268 u. 274
¹⁹⁾ zu Edmund Edel vgl. Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bad. 10 (1914), S. 334–335; ferner: Das geistige Deutschland, S. 149
²⁰⁾ zum Wintergarten vgl. W. Jansen, Glanzrevuen der zwanziger Jahre, S. 20 f.
²¹⁾ J. L. Sponcel, Das moderne Plakat, a. a. O., S. 269 u. 276; ferner: W. von Zur Westen, Moderne Arbeiten der angewandten graphischen Kunst, a. a. O., S. 96
²²⁾ Mitteilung E. Zahlten vom 17. 6. 1990, in: Archiv C. Siebler; ferner: Photo des Plakats mit Faust und schäumender Maß, ebenda
²³⁾ Das geistige Deutschland, a. a. O., S. 690 f.
²⁴⁾ Gedächtnisrede für Ludwig Sütterlin von Pastor Thieme, a. a. O., S. 15
²⁵⁾ ebenda, S. 15
²⁶⁾ Schreiben Sütterlins an die Leitung der Unterrichtsanstalt des Königlichen Kunstgewerbemuseums Berlin vom 17. 3. 1905, Nr. U 05, 426, in: Archiv der Hochschule der Künste Berlin, Nr. U Ia, Vol. 4
²⁷⁾ entspr. den Unterlagen des Jahres 1906 erhielt Sütterlin ein monatliches Honorar von 115,00 Mark; vgl. ebenda, Nr. U Ia Vol. 5; zu Emil Rudolf Weiß vgl. Badische Biographien. Neue Folge, hg. von Bernd Otnad, Band 2, S. 307, Stuttgart 1987
²⁸⁾ zu Georg Toppel vgl. Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler, Bd. 33, S. 201
²⁹⁾ Jahrbuch der Unterrichtsanstalt am Königl. Kunstgewerbemuseum, Jahrgänge 1904/05, 1907/08, 1909/10 u. 1915/16
³⁰⁾ Mitteilung E. Zahlten vom 8. 11. 1989, in: Archiv C. Siebler
³¹⁾ Mitteilung E. Zahlten vom 22. 12. 1989, ebenda

32) Mitteilung E. Zahlten an das Archiv der BEWAG vom 17. 11. 1987, in: Archiv C. Siebler

33) G. E. Pazaurek, *Moderne Gläser*, a. a. O., S. 30–34

34) Petersdorfer Glashütte Fritz Heckert, Petersdorf im Riesengebirge, Schlesien

35) G. E. Pazaurek – W. Spiegel, *Glas des 20. Jahrhunderts*, S. 153

36) H. Pudor, *Sütterlin-Gläser*, a. a. O., S. 36–37

37) J. Loubier, Von der Berliner Kunstausstellung, a. a. O., S. 294 ff.

38) ebenda, S. 294

39) ebenda, S. 294; ferner: J. Loubier, *Der Bucheinband in alter und neuer Zeit*, a. a. O., S. 178

40) H. Pudor, *Sütterlin-Gläser*, a. a. O., S. 36, Die Verleihung einer Goldmedaille an Sütterlin anlässlich der Pariser Weltausstellung (1900) entspricht in der Tat lebenslanger Erinnerung seiner Verwandten. Sie wurde aber wie Pudor glaubhaft belegt, nicht für Glas-Entwürfe verliehen; vgl. auch Mitteilung E. Zahlten vom 19. 11. 1990, in: Archiv C. Siebler

41) *Der Alte Fritz in 50 Bildern für Jung und Alt. Seiner Majestät dem Deutschen Kaiser und Könige von Preußen Wilhelm II. in tiefster Ehrfurcht gewidmet. Unter dem Bilderverzeichnis findet sich der Zusatz: „Se. Majestät der Kaiser Wilhelm geruhete die Widmung anzunehmen.“*

42) Mit den Illustrationen beauftragt waren Carl Röchling, Richard Knötel und Woldemar Friedrich; vgl. *Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler*, a. a. O., Band 28, S. 479; Band 21, S. 20; Band 12, S. 475

43) Mitteilung E. Zahlten vom 22. 12. 1989, in: Archiv C. Siebler

44) Marksteine aus der Weltliteratur in Originalschriften ... zur Erinnerung an das fünfhundertjährige Geburtsfest des Altmeisters Johannes Gutenberg...

45) *Marksteine*, a. a. O., Vorwort, S. VI; ferner: *Zeitschrift für Bücherfreunde*, 6. Jahrgang 1902/03, Heft 10, S. 427

46) *Die Bibel. Gesetzt und gedruckt mit Originaltypen in der Reichsdruckerei zu Berlin im Jahre 1908...* Dekorative Ausstattung von Ludwig Sütterlin

47) H. Wiewnck, *Ludwig Sütterlin +*, a. a. O., Band 54, Heft 11/12, Leipzig 1917, S. 238

48) H. Wiewnck, *Zur Erinnerung an Ludwig Sütterlin*, + 20. November 1917, Sonderdruck der Schriftgießerei Emil Gursch, Berlin 1918

49) O. Schmidt, *Im Geiste Sütterlins*, S. 3

50) ebenda, S. 3

51) Zur Einführung der Sütterlinschrift in den Berufsschulen Preußens ab 1927 vgl. H. Rose, a. a. O., S. 39 ff.

52) Berlin W. 8, Kronenstraße 18; im 2. Weltkrieg durch Bomben zerstört

53) Nachruf auf Ernst und Ludwig Sütterlin, in: *Lahrer Zeitung*, Nr. 276, 24. 11. 1917, S. 3. Das Albrecht-Dürer-Haus firmierte einige Jahre unter der Bezeichnung Sütterlin & Scholl. Scholl dürfte eine gewisse Zeit Teilhaber gewesen sein; vgl. Mitteilung E. Zahlten vom 22. 12. 1989, in: Archiv C. Siebler

54) L. Sütterlin, *Neuer Leitfaden für den Schreibunterricht*, Berlin, 1. Aufl. 1917

55) „Man war Hoflieferant. Die Kaiserin (Auguste Viktoria) pflegte Geschenke einzukaufen, besonders vor Weihnachten. Erschien Höchstdieselbe, mit zwei Hofdamen, zu solchem Behufe in der Kronenstraße, so repräsentierte Ernst im knielangen schwarzen sogenannten Geheimratsrock und trug seine Orden“. Mitteilung E. Zahlten vom 8. 11. 1989, in: Archiv C. Siebler

56) Ernst Daniel Sütterlin, + 18. 10. 1917; Karl Ludwig Sütterlin, + 20. 11. 1917

57) Mitteilung E. Zahlten vom 8. 11. 1989, in: Archiv C. Siebler

58) neue Eigentümer des Albrecht-Dürer-Hauses waren die Gebrüder Laudahn

59) A. Busch u. E. Stoltefuß, *Die Sütterlin-Schreibweise*

60) Mitteilung E. Zahlten vom 8. 11. 1989, in: Archiv C. Siebler

61) ebenda

62) vgl. Anm. 53)

63) Daniel Sütterlin, geb. 11. 2. 1832 in Hugsweier; gest. 27. 4. 1896 in Lahr

64) Zossenerstraße 60 a

65) Sophie Dorothee Sütterlin, geb. Seybel, geb. 4. 8. 1857 in Lahr; gest. 1911 (Todestag unbekannt) Berlin

66) Gedächtnisrede für Ludwig Sütterlin von Pastor Thieme, a. a. O., S. 16 f.

67) Mitteilung E. Zahlten vom 8. 11. 1989, in: Archiv C. Siebler. Frau Sophie Sütterlin (+1911) und ihre drei Kinder Ernst, Ludwig und Sophie sind auf dem Dreifaltigkeitsfriedhof in Berlin-Kreuzberg beigesetzt; vgl. Mitteilung E. Zahlten an das Archiv der BEWAG vom 17. 11. 1987, in: Archiv C. Siebler; vgl. ferner Gedächtnisreden für Ernst und Ludwig Sütterlin von Pastor Thieme, a. a. O., S. 1 u. 11

68) H. Wiewnck, *Ludwig Sütterlin +*, a. a. O., S. 238

69) Mitteilung E. Zahlten an das Archiv der BEWAG vom 17. 11. 1987, in: Archiv C. Siebler

70) 100 Jahre Strom für Berlin, Hg. BEWAG. Nähere Angaben vgl. Literaturverzeichnis. Eine Reproduktion (Farbdruck in Vergrößerung) der Sonderbriefmarke, in: *Erinnerungsband der BEWAG*, a. a. O., S. 40

⁷¹⁾ B. Maier, Ludwig Sütterlin. Ein (fast) vergessener Lehrer Künstler, a. a. O., S. 22–26; ferner: 100 Jahre Strom für Berlin. Erinnerung an Sütterlin a. a. O., S. 22–23

Die vorliegende Untersuchung konnte nur dank vielseitiger Unterstützung und Beratung von Ernst Zahlten, Hamburg 65, durchgeführt werden. Er ist einziger Nachkomme der Familie Sütterlin, der Ludwig Sütterlin und seine beiden Geschwister noch persönlich kannte. Durch Ernst Zahlten angeregt, konnte ferner dessen Verwandter, Pastor Greg. Sütterlin, Gendale N. Y. (U. S. A.), einiges Wichtige zur Sütterlin-Forschung aus Amerika beitragen. Mein persönlicher Dank geht damit an beide Sütterlin-Nachkommen.

Für anregende Hinweise und Gespräche danke ich außerdem: Stadtverwaltung und Stadtarchiv Lahr, Elektrizitätswerk Mittelbaden AG, Lahr, Druckhaus Kaufmann, Lahr, Evangelisches Pfarramt I Stiftskirche, Lahr, Bürgermeisteramt Kandern-Holzen, Stadtarchiv Frankfurt a. M., Berliner Kraft- und Licht AG (BEWAG), Landesarchiv Berlin, Kunstgewerbemuseum Berlin, Hochschule der Künste Berlin, Geheimes Staatsarchiv Preussischer Kulturbesitz Berlin, Zentrales Staatsarchiv (ehem. DDR) Merseburg.

Literatur

Der Alte Fritz in 50 Bildern für Jung und Alt, hg. von C. Röchling und R. Knötel, Berlin 1895

BEWAG (Berliner Kraft- und Licht- Aktiengesellschaft), 100 Jahre Strom für Berlin 1884–1984. Erinnerungsband der BEWAG zum Firmenjubiläum am 8. Mai 1984, Berlin 1984

BEWAG, 100 Jahre Strom für Berlin. Erinnerungsmappe „Neue Technik in menschlicher Gestalt“ von L. Sütterlin, Berlin 1984

BEWAG, 100 Jahre Strom für Berlin. Ein Streifzug durch unsere Geschichte in Wort und Bild 1884–1984, Berlin 1984

Die Bibel. Gesetz und gedruckt mit Originaltypen in der Reichsdruckerei zu Berlin. Satz im Anschluß an den Text der durchgesehenen Ausgabe der Lutherbibel... Dekorative Ausstattung von L. Sütterlin, Berlin 1908

Busch A., Die Sütterlin-Schreibweise, in: Der Bücherschatz des Lehrers, hg. von K. O. Beetz und A. Rude, Osterwieck 1. Aufl. 1925; 2./3. (erw.) Aufl. 1930

Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts. Eine Enzyklopädie des deutschen Geisteslebens in biographischen Skizzen, Bd. 1: Die bildenden Künstler, Leipzig/Berlin 1898

Gedächtnisreden für Ernst und Ludwig Sütterlin, gehalten von Pastor Thieme, Hofdruckerei Julius Sittenfeld, Berlin 1917

Hilschensch H., Das Glas des Jugendstils. Katalog der Sammlung Hentrich im Kunstmuseum Düsseldorf, München 1973

Jansen W., Glanzrevuen der zwanziger Jahre, Berlin 1987

Jungk W., Mit Sütterlin zur Schul- und Lebenschrift, Berlin 2. Aufl. 1930

Die Königin Luise in 50 Bildern für Jung und Alt, hg. von C. Röchling, R. Knötel und W. Friedrich, Berlin 1896

Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler von der Antike bis zur Gegenwart, begründet von U. Thieme und F. Becker, hg. von H. Vollmer, Bde. 1–37, Leipzig 1907–1950

Loubier J., Der Bucheinband in alter und neuer Zeit, in: Monographien des Kunstgewerbes, Bd. 10, hg. von J. L. Sponsel, Berlin/Leipzig 1905

Loubier J., Von der Berliner Kunstausstellung, in: Kunst und Handwerk. Zeitschrift des Bayerischen Kunstgewerbevereins zu München, Nr. 48, S. 294–296, München 1898/99

Maier B., Ludwig Sütterlin. Ein (fast) vergessener Lehrer Künstler, in: Brücke zur Heimat, Hg. Stadt Lahr, Nr. 39, S. 22–26, Lahr 1984

Maier B., 100 Jahre Strom für Berlin. Erinnerung an Sütterlin, in: EWM-Info. Informationsschrift für die Mitarbeiter und Pensionäre der Elektrizitätswerk Mittelbaden AG Lahr, Hg. Vorstand und Betriebsrat, Nr. 29, S. 22–23, Lahr 1985

Marksteine aus der Weltliteratur in Originalschriften, hg. von J. Baensch-Drugulin; Buchschmuck von L. Sütterlin, Leipzig 1902

Meyer H., Die Entwicklung der deutschen Gebrauchsgraphik, in: Der Kunstwanderer. Halbmonatsschrift für Alte und Neue Kunst, für Kunstmarkt und Sammelwesen, 2. Jg., 1. Maiheft, S. 329–331, Berlin 1920

Pazaurek G., Moderne Gläser, in: Monographien des Kunstgewerbes. Bd. 2, hg. von J. L. Sponsel, Leipzig 1901

Pazaurek G. – Spiegel W., Glas des 20. Jahrhunderts. Jugendstil, Art Déco, München 1983

Pudor H., Dokumente des modernen Kunstgewerbes; Serie A Keramik und Glasindustrie, Heft Nr. 1, S. 36–37, Berlin 1902

Rose H., Die Sütterlin-Schreibweise. Ein praktischer Wegweiser und kurzgefaßter Lehrgang für den neuzeitlichen Schreibunterricht, Berlin 3. Aufl. 1932

Sachs H., Zwanzig Jahre deutsche Plakatkunst 1895–1915, in: Archiv für Buchgewerbe, Nr. 52, Heft 7/8, S. 238–248, Leipzig 1915

Schmidt O., Im Geiste Sütterlins. Methodische Ergänzungen zu Sütterlins Neuem Leitfadens für den Schreibunterricht, Berlin 1. Aufl. 1922

Sponsel J. L. Das moderne Plakat, Dresden 1897
Sütterlin C., Lehrer Persönlichkeiten, Ettenheim 1955

Sütterlin L., Der Entwurf des Bucheinbandes, in: P. Kersten, Der exakte Bucheinband, S. 160–177, Halle 1. Aufl. 1909

Sütterlin L., Neuer Leitfadens für den Schreibunterricht, Berlin 1. Aufl. 1917

von Zur Westen W., „Chronik“, in: Zeitschrift für Bücherfreunde. Monatshefte für Bibliophilie und verwandte Interessen, 3. Jg., Heft 9, S. 362, Bielefeld/Leipzig 1899/1900

von Zur Westen W., Der künstlerische Buchumschlag – Deutschland, in: Zeitschrift für Bücherfreunde, 3. Jg., Heft 1, S. 1–21, Bielefeld/Leipzig 1899/1900

von Zur Westen W., Moderne Arbeiten der angewandten graphischen Kunst in Deutschland (IV. Das Plakat), in: Zeitschrift für Bücherfreunde, 7. Jg., Heft 3, S. 89–129, Bielefeld/Leipzig 1903/04

Wieyneck H., Ludwig Sütterlin +, in: Archiv für Buchgewerbe, Heft 11/12, S. 238, Leipzig 1917

Wieyneck H., Zur Erinnerung an Ludwig Sütterlin + 20. November 1917, Hausdruckerei Emil Gursch, Berlin 1918

N. N., „Chronik“ – Buchausstattung, in: Zeitschrift für Bücherfreunde, 6. Jg., Heft 10, S. 427, Bielefeld/Leipzig 1902/03



Bodensee-Texte: Martin Walser

„Was bleibt ist der Wechsel“

Man muß nicht fröhlich sein. Am Bodensee, meine ich. Heitere Landschaft und so. Benediktinisch, lieblich, süß und fromm. Davon weiß ich nichts. Dieser See bewirkt, glaube ich, nicht dies oder das. Wenn er etwas einprägt, dann den Wechsel. Die Nichteigenschaft. Ich bin vieles nicht. Das lerne ich hier. Dieser im Süden des Nordens gelegene See besteht auf nichts. Wenn Junitage durch die Blätterkronen brausen und die Wasseroberfläche in Gefunkel zerspringt, tut der See mittelmeerisch. Von Spätherbst bis Vorfrühling führen ihn Stürme weißgrün vor; da spielt er Fjord. Dieser See spielt alles nur. Identität gedeiht hier schwach. Das Klimatheater, das auf der anpassungssüchtigen Seebühne seine pausenlose Unbeständigkeits- und Überraschungsdramaturgie betreibt, will, daß wir uns an nichts halten als an den Wechsel. Das Wetter tut so, als müßten hier tausend verschiedene Wetter im Akkord produziert und, kaum produziert, sofort in die weite Ferne verschickt werden. Es ist, als arbeite die Atmosphäre ununterbrochen. Ich habe immer den Eindruck, die Natur habe es furchtbar eilig. Wir sind doch überhaupt nicht gemeint. Wir liegen am Weg von Burgund nach Böhmen. Eine Wolke mahnt die andere zur Eile. Die Sonne rollt, sobald sie den Säntis erreicht hat, haltlos in den Thurgau hinab. Und selbst die kleinen Goschenwellen drängen zum Ufer, als hätten sie Termine. Darum sehen Bilder, die wirklich eine hiesige Stimmung festhalten, immer aus, wie auf die Sekundenspitze getrieben. Man sieht und spürt: so war es, so kann es nur eine Sekunde lang gewesen sein. Mich macht der Anblick dieses bloßen Tempos nicht fröhlich. Eher lustig. Man wird von einer grellen Stimmung erfüllt, die gar keinen Inhalt mehr hat. Grell, aber auch gelähmt kommt man sich vor als Zuschauer dieses Naturtheaters. Wahrscheinlich weil nichts auf dem Spiel steht als das Leben. Sense, der Große, hat so auf diese Szene reagiert: „Eja, wie selig der Mensch ist, der stet bleibt vor Mannigfaltigkeit. Was für einen heimlichen Eingang spürt der!“ (Was empfindet der hainliches inganges, heißt es im Original. Wie tief nimmt der teil, könnte man, freier, übersetzen.)

Aus: „Heimatlob“. Ein Bodenseebuch von André Ficus und Martin Walser, insel taschenbuch 645

Das Bild der Französischen Revolution bei Franz Schnabel

Sabine Diezinger, Karlsruhe

1. Franz Schnabel und seine Zeit

Die Mehrheit der deutschen Historiker zu Beginn des 20. Jahrhunderts interessierte sich, wenn sie sich mit Frankreich beschäftigte, vor allem für die französische Außenpolitik. Frankreich war lange der Erbfeind, wurde nur als starker, expansiver Militärstaat gesehen, dessen Bestreben es war, sich bis zum Rhein auszudehnen. Die innere Geschichte des Nachbarstaates fand vergleichsweise wenig Beachtung. Die deutschen Historiker, meist tief verwurzelt in dem erfolgreichen Zweiten Deutschen Kaiserreich, hatten selbst mit ihrem neuen Staat, der Weimarer Republik, Anpassungsprobleme. Ihnen stand die Monarchie näher als diese neue Staatsform, die man für undeutsch hielt, von Siegermächten aufgezwungen. Dieses Mißtrauen und die Ablehnung der Republik gegenüber wurde auch auf Frankreich übertragen, das nicht nur der militärisch stärkste Gegner war, sondern das auch durch die Revolution von 1789 in einen bürgerlichen Rechts- und Verfassungsstaat verwandelt worden war.¹⁾ Kaum jemand befaßte sich mit seiner Geschichte. Man suchte vielmehr nach der ruhmvollen Vergangenheit des eigenen Landes. Die Vorzugsthemen der Weimarer Historiographie waren Bismarck und seine Politik, der Erste Weltkrieg und seine Vorgeschichte.²⁾ Die Lehrstühle hielten die gleichen Männer besetzt wie im Kaiserreich. Eine demokratisch gesinnte Generation konnte nicht nachrücken. Eine Chance hatte nur der, der sich der konservativen und nationalen Tradition verpflichtete. Das NS-Regime machte dann nach 1933 auch nur einen zögernden und erfolglo-

sen Versuch, die Historiker „gleichzuschalten“. Der größte Teil dieser Zunft nahm die neuen Machthaber widerstandslos hin, viele waren mit ihnen einverstanden oder zu Zugeständnissen bereit. Zwar gab es zwischen den konservativen Historikern und den Nationalsozialisten weltanschauliche Differenzen, da ihre aristokratische Einstellung dem Massenappell der NSDAP widersprach, auch waren die „Blut- und Bodenideologie“ und der Germanenkult der Chefideologen nicht annehmbar, aber sonst stimmten ihre geschichtswissenschaftlichen Interessen überein. An den Themen hatte sich seit der Weimarer Republik nicht viel geändert.³⁾ Es blieb auch das negative Bild von der Republik Frankreich.

Es gab jedoch deutsche Historiker, die nicht in dieses Schema paßten. Zu ihnen gehörte Franz Schnabel. Er wußte selbst, daß er in seiner Zunft ein Außenseiter war. Sein ehemaliger Schüler Friedrich Hermann Schubert zählte die vielen Faktoren auf, die ihn dazu machten: „seine persönliche Veranlagung, seine katholisch-süddeutsche Ausgangsposition bei gleichzeitiger bewußter Bejahung der Weimarer Republik als Vollzug der durch die Französische Revolution eingeleiteten Entwicklung zum Rechtsstaat demokratisch-liberaler Prägung hin, seine Neigung und Begabung, in der Geschichtswissenschaft die Synthese weit zu führen.“⁴⁾ Eine andere Form der Isolierung traf ihn dann unter der Herrschaft der Nationalsozialisten. Schnabel schrieb, daß ihn gerade die Eindrücke seiner Kindheit und Jugend stärker prägten als alles spätere.⁵⁾ Er wurde am 18. Dezember 1887 in Mannheim geboren. Dort

wuchs er als Sohn einer Kaufmannsfamilie auf. In seiner Jugend konnte er den raschen Aufstieg Mannheims zu einer blühenden Industriestadt beobachten, der sich mit seinen eigenen Worten in „amerikanischem Tempo“ vollzog.⁶⁾ Vorbild für seine spätere Entscheidung den Beruf eines Lehrers auszuüben, war sein hochverehrter Klassenlehrer auf dem humanistischen Gymnasium, Professor Wilhelm Caspari. In seiner Lebensgeschichte nannte Schnabel den „Städtegeist“, den er als „ein Leben . . ., das in Handel und Gewerbe erstarkt ist und doch zugleich die Künste wie die Wissenschaften darüber nicht vergißt, sie pflegt als Ergänzung und notwendige Stütze“, definierte, den ihm seine Heimatstadt Mannheim mit auf den Lebensweg gab.⁷⁾ Der besonderen Atmosphäre dieser Stadt war es zuzuschreiben, daß die Prägung durch den Geist des Neuhumanismus sich ganz auf ihn auswirken konnte. Ein weiterer Schüler von ihm, Lothar Gall, meinte dazu: „Humanismus und modernes Städtewesen hängen ja in der Tat geschichtlich aufs engste zusammen, und humanistische und bürgerliche Welt- und Lebensauffassung sind in der Blütezeit des Bürgertums weithin identisch gewesen.“⁸⁾ Alle diese Einflüsse waren beherrschend für Franz Schnabels Geschichtsauffassung und die Wahl seiner wissenschaftlichen Themen, den Wunsch, das bürgerliche Zeitalter und seine geschichtlichen Grundlagen zu erforschen und darzustellen.

Er studierte Geschichte in Berlin und Heidelberg. Mit 23 Jahren legte er bei Hermann Oncken in Heidelberg seine Dissertation „Der Zusammenschluß des politischen Katholizismus in Deutschland im Jahr 1848“ vor, die ihm von außen gestellt worden war. Nach kurzer Tätigkeit im Generallandesarchiv in Karlsruhe zog er den höheren Schuldienst vor.⁹⁾ Es war ihm ein Bedürfnis, Bildung und Wissen an andere weiterzugeben. Von 1911 bis 1922 arbeitete er als Gymnasiallehrer in Mannheim. 1920 legte er an der Technischen Hochschule in Karlsruhe seine

Habilitationsschrift „Geschichte der Ministerverantwortlichkeit in Baden“ vor. 1922 erfolgte die Berufung auf einen Historischen Lehrstuhl der Technischen Hochschule in Karlsruhe.¹⁰⁾ Er sah seine Aufgabe darin, „den jungen Ingenieuren und Architekten zu zeigen, daß es zwei Welten des Geistes gibt, insofern neben der Welt, in der die Kausalität herrscht und mit der es der Ingenieur in seinem Berufe zu tun hat, noch die andere Welt lebt, in der die Freiheit und Würde des Menschen begründet ist und um die in der Geschichte gerungen wird.“¹¹⁾ Schon am Gymnasium hatte er einen außergewöhnlichen Lehrerfolg, der sich in Karlsruhe fortsetzte. 200 bis 300 Hörer drängten sich in seinen Vorlesungen. 1936 wurde Schnabel von den Nationalsozialisten zwangsemeritiert und lebte als Pensionär in Heidelberg. Bis 1945 bot sich ihm manchmal die Gelegenheit, einen Vortrag zu halten; außer einigen Zeitschriften- und Zeitungsartikeln schrieb er, so weit bekannt, nichts.¹²⁾

Nach dem Krieg wurde er rehabilitiert. Er half als Landesdirektor für Unterricht und Kultus das badische Schul- und Bildungswesen wiederaufzubauen. 1947 folgte er einem Ruf an die Universität nach München, damit verbunden war die Zusage des bayerischen Kultusministeriums, daß er den Zeitpunkt seiner Emeritierung selbst bestimmen konnte. Schnabel lehrte bis kurz vor der Vollendung seines 75. Geburtstags an dieser Universität. Wie schon in Karlsruhe stand er auch bei seinen Münchner Studenten in hohem Ansehen. Von 1951 bis 1959 war er Präsident der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften.¹³⁾ Es folgten eine Reihe von Ehrungen und Auszeichnungen, so wurden ihm u. a. die Ehrendoktorate der Technischen Hochschule Aachen und der Staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität München verliehen. Besonders freute ihn die Ernennung zum Ehrenbürger seiner Heimatstadt Mannheim. Franz Schnabel starb vier Jahre nachdem er

seine Lehrtätigkeit aufgegeben hatte, am 25. Februar 1966 in München.¹⁴⁾

Im folgenden soll nun die Beurteilung der französischen Revolution durch Franz Schnabel herausgestellt werden. Als Textgrundlage diente der dritte Abschnitt des ersten Buches im ersten Band seines Hauptwerks „Die historische Bedeutung der Französischen Revolution“. Da Franz Schnabel darin eine völlig andere Position als die meisten deutschen Historiker seiner Zeit einnahm, soll der Standpunkt der National-Konservativen durch Rudolf Stadelmann vertreten werden. Er brachte in seinem Aufsatz „Deutschland und die westeuropäischen Revolutionen“ von 1948 in komprimierter Form die Überzeugung zum Ausdruck, die ein großer Teil seiner Kollegen ebenfalls vertrat, daß Deutschland seit der französischen Revolution einen Sonderweg eingeschlagen und sich dadurch gegen Westeuropa und das westeuropäische Denken abgegrenzt hätte.¹⁵⁾ Stadelmann galt als ein den nationalsozialistischen Ideen aufgeschlossener Historiker, gehörte jedoch nie der Partei an.¹⁶⁾ Sein Tübinger Kollege Eduard Spranger schätzte ihn als schwäbisch-konservativ ein. Verfallszeiten, Revolutionen und Bismarcks Reichsgründung waren die drei Hauptthemen, die in Stadelmanns wissenschaftlichen Arbeiten dominierten.¹⁷⁾

2. Franz Schnabels Hauptwerk: Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert

Daß Franz Schnabel sein Hauptwerk „Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert“ überhaupt begonnen hat, ist der Aufforderung des Herder-Verlags zu verdanken. „Eine umfassende geschichtliche Darstellung des 19. Jahrhunderts, des bürgerlichen Zeitalters“ sollte von dem jungen Karlsruher Professor erstellt werden.¹⁸⁾ Aufgrund ungewöhnlicher Arbeitskraft war es ihm möglich, in einem Zeitraum von nur acht Jahren, zwischen 1929 und 1937, die vier ersten Bände zu

veröffentlichen. Das Erscheinen des fünften Bandes, der bereits im Umbruch fertiggestellt und in dem der Autor bis zur Revolution von 1848 vorgedrungen war, wurde von der NS-Zensur verboten.¹⁹⁾ Dadurch blieb das Werk Schnabels unvollendet, warum er nach 1945 nicht weiter schrieb, blieb unbekannt.

Im Vorwort zum ersten Band erklärte Schnabel welches Ziel er mit seiner „Deutschen Geschichte“ verfolgte: „Ich habe mich bemüht die innige Verflochtenheit aller Lebensgebiete zu untersuchen und darzustellen, um so in großen Zügen eine Biographie des europäischen und des deutschen Menschen zu geben und die gegenwärtige Lage der europäischen Kultur und im besonderen des deutschen Volkes historisch zu deuten.“²⁰⁾ Das Neuartige seines Werks war, daß er zunächst die geistigen Grundlagen der zu behandelnden Epoche herausarbeitete und so die deutsche Geschichte in das Ganze der europäischen Entwicklung einbettete. Der Entstehung des geschlossenen deutschen Nationalstaates im 19. Jahrhundert, maß der Autor zwar hohe Bedeutung zu, doch für ihn waren andere Themen eben so wichtig, um dieses Jahrhundert der deutschen Geschichte vollkommen zu verstehen.²¹⁾ Heinrich Lutz bescheinigte Schnabel eine „ausgewogene Allgemeinheit der Perspektiven“.²²⁾ Neben den geistigen und politischen Strömungen widmete er den Wissenschaften und der Technik einen ganzen Band, ebenso den religiösen Kräften. Er berücksichtigte die Verwaltungs- und Militärgeschichte, wie auch die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte. Dazu benutzte er vor allem primäre Quellen, die jedoch nicht aus ungedrucktem Material bestanden, sondern aus Werken „von klassischem Range und ewiger Dauer“, wie er im Vorwort des ersten Bandes schrieb.²³⁾ Dies waren Gesetzblätter, Akteneditionen, Schriften und Briefe handelnder Personen selbst oder zeitgenössische Darstellungen, die gedruckt vorlagen, hauptsächlich jedoch die literarischen, philosophischen und technologischen Werke des

Zeitalters und die zeitgenössische Publizistik.²⁴⁾

Er wollte nie für Gelehrte, nur für die Fachwelt schreiben. Es ging ihm darum, in die Breite zu wirken. Schubert wies auf den speziellen Reiz der Darstellungskunst Schnabels hin. „Höchst bildhaft werden bezeichnende Detailvorgänge herausgestellt, aber immer unter strenger Verknüpfung mit allgemeinhistorischen Gesichtspunkten und stets nur dann, wenn sie das Grundsätzliche illustrieren können. Dieses Prinzipielle aber wird in geschliffener Eleganz an den Leser herangebracht . . .“²⁵⁾

3. Die historische Bedeutung der Französischen Revolution

3.1 *Kontinuität oder Bruch mit der Vergangenheit*

Schnabel sah in der Französischen Revolution einen Bruch mit der Vergangenheit, weil sie die alten Formen des Lebenswesens vernichtete und die beiden Säulen Königtum und katholische Kirche, auf denen das französische Gesellschaftssystem beruhte, zerschlug. Diese Umwälzung war für ihn das Ergebnis der Entwicklung der abendländischen Völker. „So ist die Französische Revolution . . . eine gewaltige Zusammenfassung und Verwirklichung vieler in der Vergangenheit ruhenden Möglichkeiten, und sie ist zugleich eine Weltbewegung von unerhörtem Ausmaß.“²⁶⁾ Daß sie gerade in Frankreich ausgelöst wurde, war ebenfalls durch die historische Entwicklung vorbestimmt. Die französischen Könige hatten, indem sie den Staatsbegriff entwickelten und den Staat über die Stände und die Kirche stellten, in ihrem Streben nach Macht Gewerbe und Handel förderten und so die Entwicklung eines wohlhabenden, selbstbewußten Bürgertums anregten, selbst die Revolution vorbereitet nach Schnabel. „Die Könige standen dabei im Zwange eines großen historischen Werdens.“²⁷⁾

Napoleon Bonaparte übernahm das Erbe der französischen Revolution. Obwohl er ihr Werk stark förderte und weiterführte, machte er zugleich manches wieder rückgängig. Trotzdem sah Schnabel in Napoleon den einzigen Mann, der durch seine Herrschaft die „neue und große Ordnung, welche die Revolution geschaffen hatte“ vor Reaktion und Anarchie bewahren konnte.²⁸⁾

Für Franz Schnabel war die französische Revolution eine Umwälzung, die auf ganz Europa übergriff. Daß sie gerade in Frankreich ihren Anfang nahm, lag in der Entwicklung des zentralisierten Staates und seiner Wirtschaft, sowie seiner geistigen Grundlagen. „ . . . der französische Geist hatte den rationalen Aufbau von Welt und Leben am reinsten, und schärfsten vorgebildet . . .“²⁹⁾

Für Rudolf Stadelmann hingegen war die französische Revolution eine spezifisch nationale Angelegenheit. „In Frankreich ist die Stufe des aufgeklärten Absolutismus . . . nie erreicht worden“, darin lag für ihn die Ursache für den Ausbruch der Revolution.³⁰⁾ In Deutschland bemerkte er gerade eine gegensätzliche Entwicklung. Durch die Staatsform des aufgeklärten Absolutismus, der im 18. Jahrhundert laut Stadelmann den „Neid“ der europäischen Nachbarstaaten erregte, war in Deutschland keine Revolution notwendig. Sie brachte Deutschland „einen Augenblick an die Spitze der europäischen Verfassungsentwicklung“.³¹⁾ Stadelmann wies darauf hin, daß Friedrich II. auch in Frankreich anerkannt wurde. Die anderen Fürsten der deutschen Territorien erwähnte er nicht. In seinem Aufsatz erweckte er den Eindruck als sei Preußen gleich Deutschland. Nach Stadelmann gab es in der abendländischen Verfassungsgeschichte einen deutschen Sonderstil.

3.2 *Die Vollendung des nationalen Staates*

„Die Loslösung des Staates von der Person und der Dynastie des Monarchen ist das erste

Resultat der Französischen Revolution.“³²⁾ Die Revolution löste den Staat begrifflich und sachlich aus allen historischen Beziehungen, also auch aus der Unterordnung unter die Dynastie und verlegte die Souveränität in den abstrakten Staat selbst. Der Staat beruhte jetzt auf der Gesamtheit des Volkes, nach Schnabel war dies auch im Mittelalter der Fall. Daran konnte der moderne Volksstaat wieder anknüpfen, obgleich er auf den Unterschied zwischen der gegliederten, mittelalterlichen Gemeinschaft und der modernen, staatsbürgerlichen Gesellschaft hinwies. Aus den Untertanen wurden Staatsbürger, „citoyen“, mit rechtlicher Gleichheit. Eine einzige und unteilbare Nation entstand, ein Vorgang von weltgeschichtlicher Bedeutung nach Schnabel. Gewählte Abgeordnete des Volkes sollten in der Nationalversammlung Frankreich eine entsprechende Verfassung geben. Der Staat als übergeordnete Einheit war schon das Ideal des Absolutismus gewesen. Jetzt wurde das Volk zur Mitwirkung am Staat berufen und für ihn verantwortlich gemacht. Durch die Gleichheitsidee und das allgemeine Staatsbürgertum erfuhr der Gedanke der Gemeinschaft für Schnabel eine Vertiefung und Erneuerung. Der Staat wurde die höchste und einzig wahre Gemeinschaft. „So hat die Französische Revolution die in der abendländischen Entwicklung liegende Vergötterung des Staates weitergeführt . . .“³³⁾ Dieser Bund einer überindividuellen Gemeinschaft war sich ihrer Eigenart und Besonderheit auch gegenüber anderen Völkern bewußt. So zeigte Schnabel die Entwicklung auf, die den nationalen Gedanken zum beherrschenden Gedanken des 19. Jahrhunderts werden ließ.

3.3 Subjektive öffentliche Rechte

Den Gedanken, daß die Macht des Staates durch die natürlichen Rechte des Menschen eingeschränkt wird, fand Schnabel schon im Mittelalter. Er erinnerte hier an die „Lehre

vom Widerstandsrecht gegen die gottlose Obrigkeit“, die auch die Basis für die nationalen Freiheiten der Engländer bildete. Es entstand die Vorstellung, daß es Rechte des Menschen gibt, deren er sich nicht entäußern kann. Von englischen Kolonisten wurde sie in die neue Welt mitgenommen. Umgesetzt wurde sie zunächst als das Recht der religiösen Freiheit, das vom Gesetzgeber als Menschenrecht zu achten und zu schützen war. Später erfolgte eine Ausdehnung auf das politische Gebiet. Schriftlich fixiert wurden die Menschenrechte zuerst 1776 in der amerikanischen Unabhängigkeitserklärung. Franz Schnabel sah in dieser Erklärung, daß alle Menschen von Gott mit unveräußerlichen Rechten ausgestattet wurden, „die Quintessenz einer großen geschichtlichen Bewegung.“³⁴⁾ Die geistigen Grundlagen dazu fand er ebenso im Christentum und der naturrechtlichen Theorie, wie im deutschen Humanitätsideal. Von Amerika wanderten diese Gedanken wieder nach Europa zurück. Die französische Revolution griff die Lehre von den subjektiven öffentlichen Rechten auf und verbreitete sie durch die Erklärung der Menschen- und Bürgerrechte in ganz Europa. Sie hießen Freiheit, Eigentum, Sicherheit und Widerstand gegen die Unterdrückung. Nach Schnabels Auffassung bestand der Zweck des Staates darin, sie zu erhalten und zu sichern. Er meinte, daß die Idee von 1789 keine innere Angelegenheit Frankreichs geblieben, sondern zu dauernder Geltung im europäischen Leben gelangt sind, auch wenn sie im Lauf der Zeit, sei es durch die jakobinische Schreckensherrschaft oder im weiteren Fortschreiten der nationalen Staatsbildungen Europas, des öfteren verletzt wurden.³⁵⁾ Obwohl die Revolution eine Welle der Gewalt und des Terrors in Frankreich auslöste und von Schnabel als „trostlose Zügellosigkeit und Anarchie“ bezeichnet wurde, war dies für ihn kein Grund, die Ideen der Revolution abzulehnen. Sie behielten für ihn ihren hohen Wert.³⁶⁾

Stadelmann behauptete, das deutsche öffentliche Leben sei immun gewesen gegen die Idee der Revolution, obwohl Deutschland in geistiger und gesellschaftlicher Hinsicht an einem ähnlichen Punkt gestanden habe, wie die Nachbarnationen, weil die Idee der Autorität, der Ordnung, der Pflicht für den Deutschen viel größere Anziehungskraft als die Idee der Freiheit gehabt hätte. Die Menschenrechte wären von den Deutschen deshalb abgelehnt worden, weil sie von republikanischen Eroberern angeboten wurden. Die Hauptursache für die Abneigung der Deutschen gegen die französischen Ideen wäre jedoch, daß sie mit ihrer eigenen Staatsform, dem aufgeklärten Absolutismus, zufrieden gewesen wären und auf Reformen vertraut hätten.³⁷⁾

3.4 *Der neue Begriff „Nation“*

Franz Schnabel wies daraufhin, daß die Erklärung von 1789 nicht direkt auf Frankreich bezogen war. „Die Menschheit erschien als Einheit, die französische Nation aber war nur die Wegbereiterin dieser neuen Menschheit und daher zunächst ungegliedert wie diese.“³⁸⁾ Als erster formulierte Abbé Sieyès am Vorabend der Revolution in seiner Flugschrift „Que-ce-que le Tiers état?“ den Begriff der Nation. Er erhob den dritten Stand zur Nation, weil, wie Schnabel es begründete, Masse und Mehrheit ihm alles waren. Der Historiker Franz Schnabel sah darin eine gewaltige Vertiefung des alten Staatsgedankens, wenn er sich durch die Menschen- und Bürgerrechte an moralische Gesetze band und gleichzeitig das geschützte und befreite Individuum aufrief dem Staat durch Gesinnung zu dienen. „So hat die Französische Revolution zwar den Typus des künstlichen, mechanischen Staates, der eine Einheit lediglich militärischer und verwaltungstechnischer Natur gewesen ist, bis in die letzte Konsequenz verwirklicht, aber sie hat dann auf dieser Grundlage weiter gebaut: der von ihr gebil-

dete Nationalstaat konnte, indem er sich selbst beschränkte die Sittlichkeit und Hingabe seiner Bürger zu sich heranziehen und mit den Rechten der Freiheit und Gleichheit die strengsten Pflichten gegenüber der Gesamtheit verbinden.“³⁹⁾

3.5 *Der Verfassungsstaat*

Nach Schnabel gehörte es zur Legende der großen Revolution, daß in der Nacht des 4. August 1789 die tausendjährige Eigentumsordnung zusammensank. Erst die nachfolgenden Ausführungsdekrete hoben die alten Lehensabgaben auf, erklärten die Grundrente für abgelöst, beendeten endgültig das Mittelalter und begründeten die neue Gesellschaft in Frankreich und Europa. „Die Folge dieser neuen gesellschaftlichen Ordnung war die Umgestaltung der ganzen Verfassung des Staates.“⁴⁰⁾ Die französische Verfassung von 1791, die erste geschriebene Verfassung in Europa überhaupt und auch die wichtigste für Schnabel, wurde das Vorbild für zahlreiche konstitutionelle Monarchien in der Folgezeit.

In seinem Aufsatz „Deutschland und die westeuropäischen Revolutionen“ brachte Rudolf Stadelmann zum Ausdruck, was er zum Verfassungsgedanken in Bezug auf Deutschland dachte. Er schrieb: „Nicht im Charakter, sondern eher im Schicksal der Deutschen liegt ihre Sonderart begründet.“⁴¹⁾ Für ihn hatte dieses Schicksal nicht nur den nationalen Staat, sondern auch die Verfassung den Deutschen zur rechten Zeit verweigert. Die Folgen dieses Zuspät in der Frage der staatlichen Einigung waren für ihn eine überempfindliche nationalistische Reizbarkeit, eine mangelnde Selbstverständlichkeit und Großmut in der Wahrnehmung nationaler Interessen, ein Schwanken zwischen Unterwürfigkeit und Größenwahn. In Bezug auf die Verfassung schätzte er die Folgen als noch gravierender ein. Es konnte kein Zutrauen, keinen Enthusiasmus und keine Freu-

digkeit für demokratische Einrichtungen, für die Legitimität der Demokratie entstehen. „Sie hat keinen Verfassungsmythus erzeugt, wie ihn England, Amerika und Frankreich besitzen. Es fehlt dem Deutschen an dem strahlenden Erinnerungsbild einer Glorious Revolution, einer Grande Journée, einer Declaration of Independance.“⁴³⁾ Stadelmann leugnete jede liberale und demokratische Strömung mit dem Satz, „Deutschland ist das schwarze Land der Reaktion, weil es keine siegreiche Revolution erlebt hat.“⁴⁴⁾

3.6 Der dritte Stand und die neue Gesellschaftsordnung

Der dritte Stand war für Franz Schnabel der Träger der ganzen Entwicklung zum nationalen Staat. Durch den Schwur im Ballhaus, die Konstituierung der Nationalversammlung schuf er den Rechtsbegriff des Staatsbürgers und den Begriff der Nation.⁴⁵⁾ Die führende soziale Klasse des „Tiers état“ war das Bürgertum, die „bourgeoisie“. Diese selbstbewußte Klasse entstand durch die Förderung der Könige, wie vorher schon ausgeführt wurde. Sie beanspruchte politische Mitbestimmung. Sie verband den Gleichheitsgedanken der modernen Entwicklung mit ihren eigenen Interessen. Vor dem Eigentum stoppte der Gleichheitsgedanke. Schnabel unterschied feudales und bürgerliches Eigentum. Das feudale Eigentum beruhte nur auf Geschichte und Herkunft. Dieser Rechtstitel besaß bei den bürgerlichen Führern der Revolution keine Bedeutung, daher wurde das feudale Eigentum nicht verschont. Im Gegensatz zu dem bürgerlichen Eigentum aus Arbeit und Ersparnis, das unangetastet blieb. Schnabel übergang die Wirtschaftspolitik der Jakobiner, deren Ziel eine wirtschaftliche Umschichtung war und auf Einebnung der Besitzunterschiede hinauslief. Nach dem Sturz Robespierres, in den Jahren des Direktoriums, wurde die Wirtschaftspolitik wieder

nach den Interessen der kapitalistisch-großbürgerlichen Geschäftswelt ausgerichtet.^{45a)} So traf seine Behauptung, daß das Bürgertum seine Interessen im 19. Jahrhundert durchsetzen konnte, während das Proletariat nichts weiter als die Sturmtruppe dieser Bewegung blieb, durchaus zu. „So wurde die „égalité“ in ihrer Beschränkung auf die Rechtsgleichheit das große Prinzip von dauernder Geltung das die Revolution verkündet und über die Erde getragen hat.“⁴⁶⁾ Der Besitz, der durch Arbeit erwerbbar war, wurde das neue gesellschaftsbildende Element. Die Verfassung von 1791 legte mit dem Zensus einen neuen Unterschied fest, indem die Aktivbürger, „la nation“, von der besitzlosen Menge, „le peuple“, unterschieden wurden. Damit wurde nun auch die Rechtsgleichheit eingeschränkt. Das Zensuswahlrecht war für Schnabel der Ausdruck einer Gesellschaftsordnung, die sich auf der formalen Rechtsgleichheit und dem Kapitalbesitz aufbaute. Obwohl es bald wieder abgeschafft wurde blieb es Vorbild für das 19. Jahrhundert.

Die französische Revolution überschritt durch die Abschaffung des Königtums alle Stufen der Klassenbildung, übrig blieben die zwei Klassen der Besitzenden und Nichtbesitzenden, die sich nun von ihrem gemeinsamen Feind befreit, gegenseitig bekämpften. Schnabel sah als letztes Ergebnis der französischen Revolution die Begründung einer neuen Gesellschaftsordnung. „Die Staaten ruhten von nun an auf der Masse der gleichberechtigten Staatsbürger, die durch gemeinsame Schicksale und durch die Geschichte eines Jahrtausends zu einheitlichen Völkern zusammengewachsen waren und sich nunmehr ihrer nationalen Besonderheit bewußt wurden.“⁴⁷⁾ Äußeres Kennzeichen dieser Einheit und innere Garantie wurde die Verfassung. Für Franz Schnabel war dadurch der konstitutionelle Gedanke neben dem nationalen der beherrschende Gedanke des Jahrhunderts geworden.

3.7 Die allgemeine Schulpflicht und die allgemeine Wehrpflicht

Die französische Revolution brachte die Einführung der allgemeinen Schul- und Wehrpflicht in Frankreich. Damit gab sie die Werkzeuge vor, mit denen der nationale Staat die Masse organisieren konnte. Der Anspruch des Staates auf die Schule blieb im 19. Jahrhundert bestehen. Carnots „levée en masse“ beruhte auf der Verpflichtung aller unverheirateter Männer zwischen 18 und 25 Jahren zum Waffendienst. Er organisierte den nationalen Widerstand. Die revolutionäre Demokratie Frankreichs gab dem übrigen Europa das Vorbild des modernen, gleichmachenden Militarismus. Die allgemeine Wehrpflicht war als Korrelat gedacht zum allgemeinen Wahlrecht. Das Volksheer war Ausdruck der neuen staatsbürgerlichen Gesellschaft und des nationalen Staates und gleichzeitig auch Ausdruck seiner Macht.⁴⁸⁾

3.8 Die revolutionäre Demokratie

Die Ideen von 1789 sollten an alle Menschen herangetragen werden. In allen anderen europäischen Ländern stießen sie auf Interesse. Die französischen Revolutionäre hatten ein Sendungsbewußtsein und machten vor den nationalen Grenzen nicht halt. Schnabel erinnerte daran, daß Kant und Schiller von den Franzosen geehrt wurden, daß Beethovens Musik von seiner Begeisterung für die französische Revolution erfüllt war.⁴⁹⁾ Die historisch gewordene Ordnung, die in Frankreich bereits zerstört worden war, wurde nun auch im übrigen Europa bestritten. Die „fraternité“ war nach Schnabel als Appell an die Waffen zu verstehen, ein neues ordnendes Prinzip, das bewies, daß für die Staatenwelt neben dem System des Gleichgewichts noch ein zweites System möglich war, das nicht auf dem Machtgedanken aufbaute, sondern auf der Solidarität der gleichartigen Gesellschaft. Frankreich erschien als die Keimzelle dieser

kommenden Menschheit. Die Revolutionsheere gefährdeten das Ideal der Freiheit durch Gewalt und Grausamkeit. Schnabel schrieb von der „Selbstüberhebung“ der Jakobiner, die auszogen, der Menschheit das Heil zu bringen. Er sah darin bereits den Keim des Nationalismus im 19. Jahrhundert. „Es war unmöglich zu scheiden, wo der Propagandagedanke aufhörte und der Eroberungsgedanke zu wirken begann.“⁵⁰⁾ Schnabel erwähnte Georg Forster, „den ersten Fürsprecher der Revolution auf deutschem Boden“, den aber der Anblick der Pariser Zustände ernüchterte.⁵¹⁾ Der revolutionäre Gedanke verbreitete sich jedoch unaufhaltsam. Auch wenn die Besetzung des linken Rheinufers den Ärger der deutschen Bevölkerung weckte und viele an den alten Traditionen festhielten, konnte sich Frankreich auf dem linken Rheinufer durchsetzen, weil die Ideen seines neuen Staates es ermöglichten, eine erfolgreiche Kulturpropaganda, wie Schnabel es begründete, durch das Land zu tragen. Die Rheingrenze war schon das Ziel des Ancien Régime gewesen, nun brachte die Revolution die Erfüllung der alten Wünsche und der Propagandagedanke ging über in die Lehre von den natürlichen Grenzen Frankreichs.

3.9 Weltbürgertum und Nationalismus

Schnabel wies daraufhin, daß dem Mittelalter und allen folgenden Epochen der Gedanke eines „auserwählten Volkes“ fremd war. „Das Weltbürgertum war mit dem modernen Geiste notwendig gegeben.“⁵²⁾ In all der Zeit war, nach Schnabels Auffassung, eine lebendige Europagesinnung wach gewesen, die die Vorherrschaft der Europäer jenseits der Meere begründete. Obwohl sich die einzelnen Staaten bekämpften, existierte doch Europa als geistige und kulturelle Einheit. Der Weg, den Wissenschaft und Kunst nahmen, war europäisch, ebenso wirtschaftliche und gesellschaftliche Wandlungen. Der geistige Austausch wurde durch die vorherrschenden

Sprachen Latein und Französisch möglich. Im 18. Jahrhundert, Schnabel nannte es das weltbürgerliche Zeitalter, wurde sehr viel gegeist. So konnte ein Europagefühl wachsen, dessen Träger der internationale Adel war.⁵³⁾ Die aristokratische Gesellschaftsordnung, die diese Europagesinnung trug, wurde nun von der französischen Revolution zerschlagen. Das Bürgertum, die neue führende Schicht, konzentrierte sich auf die nationale Wirtschaft und den nationalen Staat. Für Schnabel gab es schließlich im 19. Jahrhundert keine soziale Schicht von internationalem Gepräge mehr. Er unterschätzte die Bedeutung der verwandtschaftlichen Beziehungen des europäischen Hochadels und jene der Badeorte, die die informellen Kontakte zwischen den verschiedenen Höfen sicherten, sowie die Entstehung der internationalen Arbeiterbewegung gegen Ende des 19. Jahrhunderts. Nach Schnabels Meinung vertieften sich die Unterschiede zwischen den Völkern, die Verständigung wurde erschwert. „Die innere Auflösung der abendländischen Gemeinschaft trat in ihr letztes Stadium, so daß schließlich nichts mehr übrig war als eine Trümmerstätte mit Nationalitäten.“⁵⁴⁾ Zwar verbreiteten sich die allgemeinen Menschenrechte über ganz Europa durch die französische Revolution, aber für Schnabel war ihr eigentliches Erbe für das 19. Jahrhundert der nationale und konstitutionelle Gedanke.

4. Zusammenfassung

Franz Schnabel ging in dem Abschnitt über die französische Revolution den geistesgeschichtlichen Wurzeln nach, die zur Revolution führten. Er wollte keine Geschichte der französischen Revolution schreiben, sondern bemühte sich, liberale und demokratische Strömungen in Europa nachzuzeichnen und zu beweisen, daß solche auch in Deutschland Tradition haben. Er sah in Frankreich das Land, in dem durch das geschlossene, abgerundete Staatsgebiet und den einheitlichen,

romanischen Sprach- und Kulturraum die nationale Einheit, durch die Könige vorbereitet und später durch die Revolution vollendet werden konnte. Frankreich war für Schnabel das Land, in dem die absolute Herrschaft der Könige die reinste Form angenommen hatte. Der absoluten Macht des Königs stand die Machtlosigkeit des Volkes gegenüber und machte dadurch alle Stände in ihrer Rechtlosigkeit vor dem König gleich.⁵⁵⁾ Parallel dazu nahm die Aufklärung in Frankreich ihre radikalste Ausformung an.

Schnabel war mit seiner wertfrei gehaltenen Interpretation seiner Zeit voraus. Denn gerade in der Weimarer Republik wurde die französische Revolution und ihre Freiheitsideen von der deutschen Historiographie weitgehend abgelehnt. In dieser Tradition der Deutsch-Nationalen stand noch der Aufsatz von Rudolf Stadelmann, obwohl er ihn erst 1948 schrieb. Um seinen Standpunkt zu rechtfertigen, berief er sich auf Goethe, als den größten, deutschen Dichter. Er war überzeugt von einer deutschen Sonderentwicklung seit Ende des 18. Jahrhunderts. Der Begriff des „deutschen Sonderwegs“, einer individuellen politisch-kulturellen Entwicklung, die sich im Gegensatz zu anderen europäischen Staaten vollzogen hatte, gehörte in der Weimarer Republik zu den traditionellen Denk- und Ausdrucksschemata der deutschen Historiographie. Diese Vorstellung war schon im frühen 19. Jahrhundert ausgebildet worden. Zunächst als ein deutsches Eigen- und Antibewußtsein gegenüber der französischen Revolution und später als ein Produkt des entstehenden, modernen, deutschen Nationalbewußtseins.⁵⁷⁾

Während Schnabel zeigte, daß im 19. Jahrhundert die Entstehung der Nationalstaaten als Folge der französischen Revolution eine allgemeine Erscheinung war und schon in der Weimarer Republik in dieser Entwicklung einen Nachteil sah, kam Rudolf Stadelmann zu dem Schluß, unter dem Eindruck des NS-Regimes und des verlorenen zweiten Welt-

kriegs, daß Deutschland wieder die Basis eines gemeinsamen, europäischen Denkens erreichen müßte. Dieser versöhnliche, obgleich etwas aufgesetzt wirkende Abschluß Stadelmanns zeigte, daß sich allmählich nach 1945 in der Bundesrepublik neue Erkenntnisse durchzusetzen begannen. Die Denkschemata der Vergangenheit, von denen sich viele Historiker nicht so schnell lösten, wurden endgültig durch Fritz Fischers Werk „Griff nach der Weltmacht“ beseitigt.⁵⁸⁾ Eine nicht ideologisch negativ fixierte Darstellung und Interpretation der französischen Revolution wurde nun allgemein. Franz Schnabels „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“ behielt ihren Wert und gehört zu den klassischen Leistungen der deutschen Geschichtsschreibung. Er hielt es für die Aufgabe des Historikers, politischer Erzieher und geschichtlicher Denker zugleich zu sein, der seiner Nation am besten diene, wenn er bei der Wahrheit bleibt. Er schrieb, „alle Pflege der Geschichte ist wertlos, wenn sie nur dazu dienen soll, einen Wall von Selbstgerechtigkeiten um die Nation aufzutürmen, um ihr System, ihr Wesen, ihren Stil.“⁵⁹⁾

Anmerkungen

¹⁾ vgl. Ernst Schulin, Das Frankreichbild deutscher Historiker in der Zeit der Weimarer Republik, in: Francia, Bd. 4 (1976), S. 661, 663.

²⁾ vgl. Hans Schleier, Die bürgerliche, deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik, Köln 1975, S. 197.

³⁾ vgl. Georg G. Iggers, Deutsche Geschichtswissenschaft, 3. Aufl., München 1976, S. 309f., 320ff.

⁴⁾ vgl. Friedrich Hermann Schubert, Franz Schnabel und die Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts, in: Historische Zeitschrift, Bd. 205 (1967), S. 326.

⁵⁾ vgl. Franz Schnabel, Zur eigenen Lebensgeschichte, in: Mannheimer Hefte, H. 1 (1954), S. 8.

⁶⁾ vgl. Ibid. S. 8, Lothar Gall, Franz Schnabel (1887–1966), in: Fridericiana, H. 2 (1986), S. 5.

⁷⁾ Schnabel (wie Anm. 5) S. 10

⁸⁾ Lothar Gall, Franz Schnabel (1887–1966), Nachruf, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 116. Bd. (1968), S. 428.

⁹⁾ vgl. Gall (wie Anm. 6) S. 7.

¹⁰⁾ vgl. Karl-Egon Lönne, Franz Schnabel, in: Deutsche Historiker, hg. v. Hans-Ulrich Wehler, Bd. 9, Göttingen 1982, S. 82.

¹¹⁾ Schnabel (wie Anm. 5) S. 10.

¹²⁾ vgl. Gall (wie Anm. 6) S. 8ff.

¹³⁾ vgl. Lönne (wie Anm. 10) S. 95.

¹⁴⁾ vgl. Eberhard Weis, Einleitung, in: Franz, Schnabel, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 1, München 1987, S. XI.

¹⁵⁾ Rudolf Stadelmann, Deutschland und die westeuropäischen Revolutionen, in: ders., Deutschland und Westeuropa, Laupheim 1948, S. 11–33. Zur Person: Rudolf Stadelmann wurde am 23. April 1902 im Pfarrhaus in Adelmansfelden im Oberamt Ellwangen geboren. Er besuchte das humanistische Gymnasium in Ludwigsburg, studierte in Tübingen, Heidelberg, Berlin und München Philosophie, Germanistik, Anglistik und Geschichte. 1924 legte er seine Dissertation „Der historische Sinn bei Herder“ vor. Seine Habilitationsschrift „Vom Geist des ausgehenden Mittelalters“ stellte er 1929 fertig. 1934 und 1935 versah er die Ordinariate in Würzburg und Gießen. 1937 erfolgte die Berufung auf den Lehrstuhl für Neuere Geschichte der Universität Gießen. Ein Jahr später kam er an die Universität Tübingen und lehrte dort bis zu seinem Tod im Jahr 1949. vgl. Kurt Bittel, Gedenkworte des Dekans der Philosophischen Fakultät, in: hg. v. Eduard Spranger, Rudolf Stadelmann zum Gedächtnis, Tübingen 1950, S. 10–13.

¹⁶⁾ vgl. Helmut Heiber, Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands, Stuttgart 1966, S. 228f.

¹⁷⁾ vgl. Eduard Spranger, Gedenkrede, in: ders. (Hg.), Rudolf Stadelmann zum Gedächtnis, Tübingen 1950, S. 14ff.

¹⁸⁾ vgl. Gall (wie Anm. 6) S. 12.

¹⁹⁾ vgl. Weis (wie Anm. 14) S. XVII.

²⁰⁾ Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 1, München 1987, S. XXXIII.

²¹⁾ vgl. Schubert (wie Anm. 4) S. 340f.

²²⁾ vgl. Heinrich Lutz, Aufstieg und Krise der Neuzeit. Bemerkungen zu deutschen Interpretationen von Dilthey bis Horkheimer, in: ders., Politik, Kultur und Religion im Werdenprozess der frühen Neuzeit. Aufsätze und Vorträge, Klagenfurt 1982, S. 321.

²³⁾ Schnabel (wie Anm. 20) S. XXXIV.

- ²⁴ vgl. Weis (wie Anm. 14) S. XVII.
²⁵ Schubert (wie Anm. 4)) S. 329.
²⁶ Schnabel (wie Anm. 20) S. 108.
²⁷ Ibid. S. 109.
²⁸ vgl. Franz Schnabel, *Das Zeitalter Napoleons*, in: *Propyläen-Weltgeschichte*, hg. v. Walter Goetz, Bd. 7, Berlin 1964, S. 117.
²⁹ Schnabel (wie Anm. 20) S. 108.
³⁰ vgl. Stadelmann (wie Anm. 15) S. 25.
³¹ vgl. Ibid. S. 26.
³² Schnabel (wie Anm. 20) S. 110.
³³ Ibid. S. 112.
³⁴ Ibid. S. 110.
³⁵ vgl. Ibid. S. 115.
³⁶ vgl. Schnabel (wie Anm. 28) S. 117.
³⁷ vgl. Stadelmann (wie Anm. 15) S. 18ff.
³⁸ Schnabel (wie Anm. 20) S. 116.
³⁹ Ibid. S. 116.
⁴⁰ Ibid. S. 116.
⁴¹ Stadelmann (wie Anm. 15) S. 16.
⁴² Ibid. S. 17.
⁴³ vgl. Ibid. S. 14.
⁴⁴ Ibid. S. 16.
⁴⁵ vgl. Schnabel (wie Anm. 20) S. 118f.
⁴⁵ a) vgl. Karl Griewank, *Die französische Revolution*, Köln u. a. 1984, S. 86, 104.
⁴⁶ Schnabel (wie Anm. 20) S. 119.
⁴⁷ Ibid. S. 121.
⁴⁸ vgl. Ibid. S. 121–123.
⁴⁹ vgl. Ibid. S. 124f.
⁵⁰ Ibid. S. 126.
⁵¹ Ibid. S. 127.
⁵² Ibid. S. 128.
⁵³ vgl. Ibid. S. 129f.
⁵⁴ Ibid. S. 131.
⁵⁵ vgl. Ibid. S. 37, 48.
⁵⁶ vgl. Stadelmann (wie Anm. 15) S. 14.
⁵⁷ vgl. Bernd Faulenbach, *Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalismus*, München 1980, S. 6ff.; Birgit Knorr, *Autorität und Freiheit. Das Liberalismus-Verständnis des Bildungsbürgertums im Kaiserreich und in der Weimarer Republik im Spiegel der Historiographie über den Frühliberalismus (1815–1848)*, Frankfurt/M. u. a. 1976, S. 6.
⁵⁸ vgl. Walter Grab, *Französische Revolution und deutsche Geschichtswissenschaft*, in: *Deutschland und die französische Revolution*, hg. v. Jürgen Voss, München 1983, S. 318.
⁵⁹ Franz Schnabel, *Vom Sinn des geschichtlichen Studiums in der Gegenwart (1923)*, in: *Abhandlungen und Vorträge*, hg. v. Heinrich Lutz, Freiburg u. a. 1970, S. 57.

Literaturangaben

- Kurt Bittel, *Gedenkworte des Dekans der Philosophischen Fakultät*, in: *Rudolf Stadelmann zum Gedächtnis*, hg. v. Eduard Spranger, Tübingen 1950, S. 10–13.
 Bernd Faulenbach, *Ideologie des deutschen Weges. Die deutsche Geschichte in der Historiographie zwischen Kaiserreich und Nationalsozialismus*, München 1980.
 Lothar Gall, Franz Schnabel (1887–1966), in: *Fridericianiana*, H. 2 (1968) S. 5–20.
 Lothar Gall, Franz Schnabel (1887–1966), in: *Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins*, 116. Bd. (1968), S. 427–439.
 Walter Grab, *Französische Revolution und deutsche Geschichtswissenschaft in: Deutschland und die französische Revolution*, hg. v. Jürgen Voss, München 1983, S. 301–322.
 Karl Griewank, *Die französische Revolution*, Köln u. a. 1984.
 Helmut Heiber, *Walter Frank und sein Reichsinstitut für Geschichte des neuen Deutschlands*, Stuttgart 1966.
 Georg G. Iggers, *Deutsche Geschichtswissenschaft*, 3. Aufl., München 1976.
 Birgit Knorr, *Autorität und Freiheit. Das Liberalismus-Verständnis des Bildungsbürgertums im Kaiserreich und in der Weimarer Republik im Spiegel der Historiographie über den Frühliberalismus (1815–1848)*, Frankfurt/M. u. a. 1976.
 Karl-Egon Lönne, Franz Schnabel, in: *Deutsche Historiker*, hg. v. Hans-Ulrich Wehler, Bd. 9, Göttingen 1982, S. 81–101.
 Heinrich Lutz, *Aufstieg und Krise der Neuzeit. Bemerkungen zu deutschen Interpretationen von Dilthey bis Horkheimer*, in: *ders., Politik, Kultur und Religion im Werdeprozeß der frühen Neuzeit. Aufsätze und Vorträge*, Klagenfurt 1982, S. 307–335.
 Hans Schleier, *Die bürgerliche deutsche Geschichtsschreibung der Weimarer Republik*, Köln 1975.
 Franz Schnabel, *Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert*, 4 Bde., unveränd. photomechan. Nachdruck d. Ausgabe Freiburg i. Br. 1929, München 1987.
 Franz Schnabel, *Vom Sinn des geschichtlichen Studiums in der Gegenwart (1923)*, in: *Abhandlungen und Vorträge*, hg. v. Heinrich Lutz, Freiburg u. a., 1970, S. 41–63.
 Franz Schnabel, *Das Zeitalter Napoleons*, in: *Propyläen-Weltgeschichte*, hg. v. Walter Goetz, Bd. 7, Berlin 1964, S. 117–248.

Franz Schnabel, Zur eigenen Lebensgeschichte, in: Mannheimer Hefte, H. 1 (1954) S. 8–10.

Friedrich Hermann Schubert, Franz Schnabel und die Geschichtswissenschaft des 20. Jahrhunderts, in: Historische Zeitschrift, Bd. 205 (1967) S. 323–357.

Ernst Schulin, Das Frankreichbild deutscher Historiker in der Zeit der Weimarer Republik, in: Francia, Bd. 4 (1976) S. 659–673.

Eduard Spranger, Gedenkrede, in: ders. (Hg.), Rudolf Stadelmann zum Gedächtnis, Tübingen 1950, S. 14–35.

Rudolf Stadelmann, Deutschland und die westeuropäischen Revolutionen, in: ders., Deutschland und Westeuropa, Laupheim 1948, S. 11–33.

Eberhard Weis, Einleitung: in: Franz Schnabel, Deutsche Geschichte im neunzehnten Jahrhundert, Bd. 1, unveränd. photomechan. Nachdruck d. Ausgabe Freiburg i. Br. 1929, München 1987, S. XI–XXXII.

Ernst Walter Zeeden, Das Jahrhundert des Bürgerturns. Franz Schnabels „Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert“, in: Saeculum, Bd. 3 (1952) S. 509–521.

Die Inzlinger Rebellion (1600–1613)

Claudia Ulbrich, Wiebelskirchen

Zwischen 1600 und 1613 ging es in Inzlingen, einer kleinen Herrschaft im südlichen Schwarzwald, turbulent zu¹). Der damalige Herr, Ritter Hans Thüring Reich von Reichenstein, war ein äußerst dekadenter Vertreter seines Standes, dessen Lebenswandel durch Brutalität und demonstrativen Konsum bestimmt war. Wenn er betrunken war, was sehr häufig vorgekommen sein soll, wurde er gewalttätig. Er drang in die Häuser seiner Untertanen ein, schlug sich mit seinen Bauern und bedrängte ihre Frauen und Mägde. Durch ausfällige Scheltworte verletzte er das Ehrgefühl seiner Untertanen, die sich immer wieder beklagen, daß er sich nicht verhalte, wie einer christlichen Obrigkeit geziemt, ja er sei keine Obrigkeit, sondern der Teufel selbst²). Seinen ökonomischen Profit versuchte Thüring durch eine intensive Nutzung des Lehens unter Mißachtung von Recht und Gewohnheit zu steigern. Er beanspruchte in einem größeren Umfang als bis dahin üblich die Arbeitskraft seiner Untertanen (Frondienste) und erlaubte sich massive Eingriffe in die Allmendrechte (Waldweide). Die Inzlinger nahmen dies nicht einfach hin. Sie schlossen sich zusammen, um gemeinsam ihre kollektiven Ressourcen, die für die meisten von ihnen von existentieller Bedeutung waren, gegen die Privatinteressen des Junkers zu verteidigen, um ihre althergebrachten Rechte zu behaupten und ihre Ehre wiederherzustellen. Die Art, wie sie dies taten, wie sie agierten und reagierten, ist aufschlußreich für ihre Einstellung zu Herrschaft und Staat, zu Recht und Gesetz, zu Macht und Gewalt. Ihr Handlungsrepertoire war freilich nicht beliebig. Traditionale, in der bäuerlichen Alltagskultur verankerte Elemente beeinflussen es ebenso wie beispielsweise die staatlich

sanktionierten Formen der Konfliktregulierung. Insofern ist die Inzlinger Rebellion, die im folgenden analysiert werden soll, kein singulärer Fall. Sie weist über sich hinaus auf objektive Faktoren, die in der Frühen Neuzeit das Beziehungsgefüge zwischen Herrschern und Beherrschten prägten³).

I. Herrschafts- und Gemeindestruktur

Die Inzlinger Rebellion spielte sich in einer kleinen, überschaubaren Herrschaft ab, wie es viele dieser Art im deutschen Südwesten gab. Sie bestand lediglich aus den beiden Dörfern Ober- und Unterinzlingen und dem außerhalb der Siedlung gelegenen Herrnsitz, einem Wasserschloß, das die Reich von Reichenstein als Inhaber der Ortsherrschaft bewohnten.

Die Herrschaftsstruktur ist äußerst kompliziert, da sich räumliche und personale Prinzipien überlagerten. Der Ort gehörte als Lehen zur Markgrafschaft Baden-Durlach (Amt Rötteln). Die Reich von Reichenstein waren als Lehensinhaber zugleich Mitglieder der vorderösterreichischen Ritterschaft, die ihrerseits dem vorderösterreichischen Staatsverband integriert war. Beide Territorien, Baden-Durlach und Vorderösterreich, beanspruchten aufgrund ihrer Berechtigungen die Landeshoheit über Inzlingen. Über diese Frage herrschte über 200 Jahre lang Streit. Für die Inzlinger war sie insofern von Bedeutung, als der Landesherr Ansprüche an die Lehensuntertanen stellen konnte (Steuern, Rekrutenstellung u. a. m.) und ein Recht hatte, sich unter bestimmten Umständen in die Lehensverhältnisse einzumischen. Da das baden-durlachische Amt Rötteln Appellationsinstanz für strittige Urteile in Inzlingen war,

bestanden zur Markgrafschaft institutionelle Beziehungen, die im Konfliktfall genutzt werden konnten (Dritte Partei⁴). Das Rötteler Schloß war nur 5 km von Inzlingen entfernt. Hier saß als Landschreiber ein Jurist, an den sich die Bauern persönlich wenden konnten, wenn sie Probleme hatten. Das ständige „Rötteln-Laufen“ gehörte zu dem, was Thüring Reich von Reichenstein seinen Untertanen am meisten verübelte.

Ensisheim, der Sitz der vorderösterreichischen Regierung, war viel weiter entfernt, doch schickte die vorderösterreichische Regierung einen Untertanenadvokaten, der sich der Klagen der Inzlinger annehmen sollte, ins Dorf. Abgesehen von diesen beiden Juristen, die als Mittelspersonen zwischen der Gemeinde und der höheren Obrigkeit fungierten, gab es offensichtlich keine direkten, persönlichen Beziehungen zwischen der Gemeinde und der höheren Obrigkeit, doch wurden im Konfliktfall aufgrund der formalisierten Verfahren institutionelle Beziehungen konstituiert. Angesichts der strittigen Rechtslage hatten beide Regierungsbehörden bei der Einmischung in die Inzlinger Unruhen vorgängig ein Interesse daran, ihre eigenen Rechtspositionen gegenüber dem Nebenbuhler um die Landeshoheit zu behaupten. In der Praxis bedeutete dies für jede der beiden Parteien, daß sie den Lehensuntertanen gegen die Willkür des Lehensherrn Schutz und Schirm anbot, daß sie umgekehrt aber auch den Lehensherrn vor Gewalt seitens der Untertanen schützt. Sie tat dies 1600 vornehmlich durch Mandate und die Einsetzung von Schlichtungskommissionen, in den späteren Inzlinger Unruhen, am Ende des 17. und im 18. Jahrhundert, aber auch durch den direkten und brutalen Einsatz von Militär. Ihre Haltung im Konflikt war also durchaus ambivalent. Sowohl der Lehensherr als auch die Lehensuntertanen mußten sich im Konflikt stets darum bemühen, durch ihr Verhalten die höhere Obrigkeit als Koalitionspartner zu gewinnen.

Konkrete Herrschaft erfuhren die Inzlinger primär durch den Ortsherrn, die „nähere“ Obrigkeit. Ihm standen umfangreiche Rechte zu, deren Ausmaß größtenteils durch Tradition und Landsbrauch fixiert war. Er war Gerichtsherr (Hoch- und Niedergericht Leibherr, hatte Gebots- und Verbotsgehalt und daraus abgeleitet einen Anspruch auf Strafgehalte, durfte Abgaben erheben und Dienste fordern⁵). Seine grundherrlichen Rechte waren unbedeutend, zumal es in Inzlingen einerseits viele auswärtige Grundherren gab, andererseits die Bauern ihre Güter zu guten Rechten (Erblehen) besaßen. Dem Ortsherrn oblag die Besetzung der Gemeindegremien und, wenn auch als angemessenes Recht, die Entscheidung über die Bürgerannahme. Außerdem verfügte er über ein Jagdrecht und über bestimmte Waldnutzungsrechte⁶). Die Nutzung der Waldweide (Eckereich) erfolgte in Konkurrenz mit der Gemeinde nach Absprache durch unparteiische Schiedsrichter.

Thüring Reich von Reichenstein lebte als Ortsherr in Inzlingen. Er hatte zahlreiche Güter dort, die er zum Teil von einem ihm abhängigen Meier bestellen und zum Teil mit Hilfe von Frondiensten bebauen ließ. Zur Durchsetzung seiner Machtansprüche zwang er die Untertanen unter Bezug auf ihren Eid, seine Gebote auszuführen. Dieser Weg war besonders wirksam bei den Funktionsträgern (Vogt, Stabhalter, Hirte), die ihm durch einen gesonderten Amtseid verbunden waren. Die Mißachtung des eidlichen Gebotes wurde mit Gefängnis bestraft und war ehrenrührig. Der Junker nahm sie zum Anlaß, die Ungehorsamen mit „ehrverletzenden Worten“ anzugreifen, um so zu versuchen, ihr Ansehen in der Gemeinde zu schmälern. Die Form der Machtdurchsetzung mit Hilfe der „eidlichen Gebote“ verweist auf den sakralen Charakter der Herrschaft, die als eines der Merkmale des traditionellen Staates gilt. Der Junker scheute auch nicht davor zurück, physische Gewalt gegenüber den Dorfbewohnern anzuwen-

den. Er schlug sich mit ihnen, verfolgte sie mit Waffen, brach ihre Häuser auf und schreckte auch vor Brandstiftung nicht zurück, wenn er vermutete, der Gesuchte habe sich im Hause versteckt. Der physischen Gewalt des Junkers waren vor allem die Frauen wehrlos ausgesetzt⁸). Sie waren oft mit den Kindern und dem Gesinde allein im Haus, wenn der Junker mit seiner Gefolgschaft kam und sich bewirten ließ. Die Anhänger des Junkers waren eine kleine Minderheit. Anfangs hatte er 2–3 Bauern bei sich. Später zählten ein Weber, ein Schuhmacher, Musikanten, seine Köchin und einige Ortsfremde zu seinen Zechkumpanen⁹). Zu seinen Parteigängern gehörte darüber hinaus auch der von ihm selbst eingesetzte Vogt, der kraft Amtes dazu verpflichtet war, eine Mittlerfunktion zwischen Herrschaft und Bauernschaft einzunehmen. Als Vorsitzender des Gerichtes und der Gemeindeversammlung hatte er die Interessen des Herren zu vertreten und gleichzeitig als Repräsentant der Gemeinde für deren Interessen gegenüber dem Herrn einzustehen¹⁰). Der Ortsherr seinerseits war der „höheren“ Obrigkeit, dem Land und Lehensherrn, untertan und durch Eid zu Gehorsam und Diensten verpflichtet. Allzusehr fürchteten brauchte Thüring sich vor seinem „lieben Schwager“, dem Markgrafen, nicht. Obwohl objektiv der Tatbestand der Felonie gegeben war, sorgte sein Bruder dafür, daß gegen Thüring, das „enfant terrible“ der Familie, kein Prozeß eingeleitet würde. Er bemühte sich seinerseits, seinen Bruder zu disziplinieren, ihn vom übermäßigen Essen und Trinken, die man für die Ursache allen Übels hielt, abzuhalten und jeden Eklat, der dem Ansehen der Familie weiter geschadet hätte, zu vermeiden. Die Gemeinde bestand um 1600 aus 80 „Bürgerfamilien“¹¹). Dies dürfte einer Gesamtbevölkerungszahl von 500–600 entsprochen haben¹²). Nur die „Bürger“ waren vollberechtigte Gemeindemitglieder. Sie durften im Gegensatz zu den Pächtern und Tagelöhnern Grund und Boden erwerben, hatten Anteil an

der Allmende, waren zu Frondiensten, Steuern und zur Teilnahme an der Gemeindeversammlung verpflichtet und hatten Zugang zu den Gemeindeämtern¹³). Die Gemeindeversammlung war das Beschlußorgan der Dorfgemeinde. Sie durfte nur nach vorheriger Unterrichtung der Herrschaft zusammentreten und wurde in der Regel vom Vogt präsiert. Die Abstimmung erfolgte öffentlich nach dem Mehrheitsprinzip. Über jeden einzelnen Schritt im Konflikt mit Thüring wurde auf der Gemeindeversammlung beraten und abgestimmt. Die Herbeiführung eines breiten Konsenses war schon allein wegen der Repartition der anfallenden Kosten erforderlich¹⁴). Der Umstand, daß in Inzlingen keine zwei Personen es wagten, sich dem Beschluß der Mehrheit zu widersetzen¹⁵), legt die Vermutung nahe, daß es eine Gruppe politisch engagierter Gemeindeleute gab, die in der Lage war, die anderen unter Druck zu setzen. Thüring selbst erwähnte 1607 6 Rädelsführer, die nachts heimliche Conventicula halten, der Rest der Untertanen sei bereit, ihm zu gehorchen und lehne den Konflikt ab. Insbesondere die armen Untertanen und Tagelöhner würden sich wegen der anfallenden Kosten beschweren¹⁶). Die von Thüring erwähnte Zahl ist sicher zu niedrig gegriffen, denn es läßt sich aus den Konfliktquellen ermitteln, daß immerhin 30% der Bürger aktiv an der Organisation des Widerstandes beteiligt waren (beispielsweise als Deputierte).

Aufgrund ihres Amtes kam den dorflichen Funktionsträgern innerhalb der Dorfgemeinschaft eine besondere Rolle zu. Hierbei ist vor allem an die Richter und Geschworenen zu denken, die bei den Korrespondenzen mit der höheren Obrigkeit federführend waren. „Geschworene, Gericht und ganze Gemeinde beider Dörfer Inzlingen“ unterzeichneten beispielsweise im Jahr 1601 eine Supplikation an den Markgrafen. Das Dorfgericht bestand aus dem Stabhalter und 6–10 Richtern, die der Gemeinde, die sie aus ihrer Mitte wählte, durch Eid verpflichtet waren. Für das

Richteramt bestand wie für alle höheren Dorfämter Amtszwang. Es war ein zeitlich befristetes Amt, zu dem jeder der 80 vollberechtigten Bürger Zugang hatte. Das Gericht tagte regelmäßig im Wirtshaus des Oberdorfes, doch trafen sich die Richter auch bei anderen Gelegenheiten, beispielsweise während des Gottesdienstes auf dem Kirchplatz, um sich zu beraten.

Die Geschworenen (*iurati*) oder Vierer waren ein besonderes Kollegium, dem Aufgaben der Überwachung und Kontrolle übertragen waren. Sie gehörten dem Dorfgericht an.¹⁷ Der Vogt wurde, wie bereits erwähnt, vom Ortsherrn ernannt. Nachdem der Vogt des Jahres 1599 mit der Gemeinde gemeinsame Sache gemacht hatte, übertrug der Junker das Amt dem Wirt des Oberdorfes, bei dem er häufig zechte. Da er dem Junker die Treue hielt, wurde er von der Gemeinde ausgegrenzt. Die Bauern grüßten ihn nicht mehr, mieden seine Wirtschaft, ließen alte Rechnungen unbezahlt und verlegten Geselligkeit und Amtsgeschäft ins Wirtshaus des Niederdorfes¹⁸). Den übrigen Dorfbewohnern würde es, wenn sie es gewagt hätten, sich den Mehrheitsbeschlüssen zu widersetzen, ähnlich ergangen sein.

Die Gemeinde Inzlingen war eine eigene Pfarrei, hatte eine Kirche und ein Pfarrhaus. Ortsherr und Dorfbewohner waren im Gegensatz zu den benachbarten markgräflichen Orten katholisch. Das Patronatsrecht stand dem Kloster St. Blasien zu, das einen seiner Konventualen auf die Pfarrei präsentierte. Da der Junker die Einkünfte des Seelsorgers schmälerte und ihn bei der Predigt unterbrach, blieben die Konventualen nicht lange auf der Pfarrstelle. Schon allein aufgrund ihrer kurzen Verweildauer im Dorf dürfte der Einfluß des Seelsorgers auf die Verhältnisse in Inzlingen nicht allzu groß gewesen sein. In Inzlingen gab es eine Schule, in der die Jugend im Katechismus, im Lesen und im Schreiben unterrichtet werden sollte, doch wurde auch dies vom Ortsherrn unterbunden. Der Jun-

ker meinte, die Bauern seien ohnehin listig genug, man brauche nicht noch die Jugend zu bilden²⁰). Die erwachsenen Männer, die den Widerstand organisierten, waren alle des Lesens und Schreibens kundig²¹). Dies war eine große Hilfe im Umgang mit den Behörden. Einen eigenen Schulmeister gab es in den Dorfschulen um 1600 in der Regel nicht. Auch in den Inzlinger Quellen findet sich kein Hinweis auf einen Lehrer. Vielleicht wurde diese Aufgabe hier – wie andernorts – vom Meßner wahrgenommen.

Die meisten Inzlinger Familien ernährten sich von der Landwirtschaft. Nur eine Minderheit ging einem Handwerk oder Gewerbe nach, darunter ein Schuhmacher, ein Weber, ein Geiger und die beiden Wirte. Andere verdienten ihren Lebensunterhalt als Knechte und Mägde im Dienste des Ortsherrn oder eines Bauern. Die Anbaubedingungen in Inzlingen waren ungünstig. Nur ein Viertel der ausgedehnten Gemarkung (etwa 1500 ha) wurde intensiv genutzt (Ackerland, Reben, Gärten und Wiesen), der Rest war Wald bzw. unkultiviertes Weideland. Haupterwerbsquelle war die wenig arbeitsintensive Viehzucht. Für ihre Schweine und Rinder hatten Bauern und Herrschaft im nahegelegenen Basel einen guten Absatzmarkt²²). Angesichts der großen Bedeutung, die die Waldweide für die Viehzucht hatte, war der Umfang der kollektiven Nutzungsrechte der Punkt, an dem die Interessen von Ortsherrschaft und Bauernschaft am stärksten kollidierten.

Schon im Laufe des 16. Jahrhunderts waren in Inzlingen größere Waldflächen gerodet und neue Äcker und Wiesen angelegt worden. Soweit diese neuen Anbauflächen von den Untertanen genutzt wurden, waren sie dem Kloster St. Blasien zehntpflichtig. Als Thüring Reich von Reichenstein in den 1580er Jahren die Herrschaft antrat, ließ auch er viel Holz fällen und verringerte damit weiter die kollektiven Weideflächen. Von einer gemeinsamen Waldweidenutzung aller Wälder, wie sie bis dahin üblich war, war nun

keine Rede mehr. Der Junker ließ zwar seine eigenen Schweine mit denen der Bauern gemeinsam in die Gemeinde- und Zinswälder treiben, stellte aber, wenn die Ressourcen erschöpft waren, einen eigenen Hirten ein, der nur die Schweine des Ortsherrn in dessen Wäldern weiden ließ. Außerdem verdoppelte er die Abgabe für die Schweinemast, gestattete Fremden – gegen Gebühr – ihre Schweine in die Inzlinger Wälder zu treiben, pfändete das Vieh seiner Bauern, wenn es sich in seine Wälder verirrt hatte und vieles andere mehr²⁴).

II. Die Formierung des Widerstands

Neben dem Verteilungskampf um die Ressourcen führten auch die Vermehrung der Frondienste und der „epikureische“ Lebenswandel des Junkers, seine Trunksucht, Völlerei und Hurerei zu Konflikten, die die Dorfbewohner auf Dauer nicht hinnehmen wollten. 1598 faßten einige Gemeindeglieder im Wirtshaus den Entschluß, sich beim Markgrafen über Thüring zu beschweren.

Der spätere Vogt und Parteigänger Thürings war nach Aussage eines Beteiligten die Hauptantriebskraft. Er malte einen Ring auf den Tisch, in den jeder „einstupfen“ mußte, der für die Klage war.²⁵) Erst nachdem dieser für die Beteiligten bindende Beschluß gefaßt war, wurden sich die Untertanen der mit der Ausführung verbundenen Schwierigkeiten bewußt. Da man sich im Unklaren darüber war, wo man eine Beschwerde vorbringen könnte, geschah zunächst einmal überhaupt nichts.

Erst der Tod der Frau des früheren Vogtes im Januar 1600, für den man Thürings Verhalten verantwortlich machte, änderte die Lage. Der Vogt hatte aus Angst vor dem Junker das Dorf verlassen und war in den Nachbarort Riehen gezogen. Als der Junker ihn dort zusammen mit einem Reiter und einem Bauern aufsuchte, kam es zu einem Raufhandel, bei dem sich die Frau so erschrak, daß sie wenig

später starb. Der beteiligte Bauer wurde in der Stadt Basel, die die Ortsherrschaft über Riehen hatte, ins Gefängnis gelegt²⁶). Mit der Verhaftung eines Inzlinger Lehensuntertanen waren aber die Interessen des Markgrafen tangiert. Die markgräfliche Regierung ließ Erkundigungen über den Vorfall einziehen. Peter Stücklin aus Inzlingen wurde nach Rötteln in die Kanzlei geladen und berichtete über den Lebenswandel des Junkers und die Konflikte über die Allmende²³). Er kehrte mit der Zusicherung des Schutzes und der Aufforderung, die Beschwerden schriftlich einzureichen, nach Inzlingen zurück. Der Fall wurde auf einer zufällig stattfindenden Gemeindeversammlung beraten.

Die Mehrheit zögerte, bereits jetzt das Rötteler Amt einzuschalten und beschloß, die Klagen zwar schriftlich zu verfassen, sie aber zuerst dem Junker vorzutragen. Die Gelegenheit dazu bot sich, als Peter Stücklin wegen der Berichterstattung in der markgräflichen Kanzlei vom Junker vorgeladen wurde. Alle Gerichtsleute begleiteten ihn aufs Schloß. Der Junker gebot Stücklin bei seinem Eid, zu berichten, was in Rötteln vorgefallen war und gestattete dem Ortsgericht, die Beschwerden anzuzeigen. Bei der Beratung darüber distanzierte sich der Vogt zum erstenmal von den Richtern. Er vertrat fortan immer die Position des Junkers, der ihn bereits bei einer anderen Gelegenheit einmal mit dem Tode bedroht hatte, falls er mit dem Gericht gemeinsame Sache mache.

Nach der Verhandlung auf dem Schloß riefen die Richter noch einmal die Gemeinde zusammen, um das weitere Vorgehen zu beraten und sich wegen eventuell anfallender Kosten zu einigen. Wegen der Abhaltung dieser Versammlung kam es zu einer erneuten Vorladung Stücklins. Wieder begleitete ihn das ganze Gericht. Die Richter mußten sich den Vorwurf gefallen lassen, „ehrlose, meineidige Schelmen und Diebe zu sein und von ihrer Obrigkeit abgefallen zu sein“. Es kam zu einer Rauferei und zur Gefangennahme des

Mesners Fridlin Jost, der wie Peter Stücklin zu den Hauptakteuren der Inzlinger Rebellion zählte²⁸). Als der Junker ihm das Recht verweigerte, beschlossen die Geschworenen, die höhere Obrigkeit einzuschalten. Gemeinsam gingen sie nach Rötteln, wo ihre Beschwerden aufgeschrieben und ihnen geraten wurde, beim Markgrafen eine Supplikation einzureichen. Mit der Einschaltung der „dritten Kraft“ war der Konflikt aus den Grenzen der Herrschaft hinausgetragen und der in Deutschland übliche Weg der Konfliktregulierung beschritten. Er war vorgegeben durch die triadische Beziehung Gemeinde – Orts herr – Landesherr²⁹). Der weitere Verlauf lag nun nicht mehr allein in der Hand der Gemeindemitglieder.

III. Der Verlauf der Rebellion

Die Gemeinde Inzlingen, von der sich nur wenige separiert hatten, ließ 1601 dem Markgrafen eine ausführliche Liste ihrer Beschwerden zukommen, forderte schriftliche Dokumente über den Umfang ihrer Rechte und Pflichten und bat den Markgrafen, ihnen „gnädig und väterlich“ Schutz und Schirm zu bieten, damit sie vor der äußersten Armut geschützt und für sich und ihre Familien ihre „zeitliche notdürftige Nahrung“ suchen könnten.³⁰)

Die Rötteler Amtleute suchten den Konflikt unter Kontrolle zu halten, nicht zuletzt weil sie fürchteten, die Inzlinger könnten sich mit der Bitte um Hilfe an die vorderösterreichische Regierung wenden. Der Landschreiber, ein Jurist, den die Inzlinger offensichtlich jederzeit aufsuchen konnten, beriet die Bauern und verwandte sich für sie bei der übergeordneten Regierungsstelle. Im Juli 1601 wurde eine markgräfliche Kommission in den Ort geschickt. Sie verhandelte mit dem Junker und einer 7köpfigen Abordnung der Gemeinde, die von der Gemeindeversammlung gewählt worden war und ihr Rechenschaft pflichtig war. Bevor sie dem Vorschlag der

Kommission zustimmte, den Streit in Güte zu schlichten, mußte die Gemeindeversammlung befragt werden. Nach einer Beratung erteilte sie den 7 Deputierten eine Vollmacht, dem gütlichen Vergleich zuzustimmen. Die markgräflichen Räte versuchten, in möglichst allen Fragen einen an den Bedürfnissen der Untertanen orientierten Kompromiß herzustellen.

Der Junker wurde ermahnt, die Dorfbewohner nicht übermäßig mit Diensten zu belasten und ihnen die Waldweide für so viele Schweine zu erlauben, „wie sie zu ihrer häuslichen Notdurft bedürftig, darinnen dann keine Gefahr gebraucht werden solle“. Auch für den Holzbezug wurde der Bedarf – der Hausgebrauch – zum Maßstab gesetzt. Darüber hinaus erklärte die Kommission alle Ehrverletzungen für nichtig und stellte ausdrücklich die Ehre der im Streit aktiv gewordenen Gemeindemitglieder wieder her. Beide Parteien erhielten ein Exemplar des Vergleichs und verpflichteten sich eidlich, diesen zu halten. Die Kosten des Verfahrens wurden hälftig geteilt.³¹)

Der Vergleich stellte den ersehnten Frieden nicht wieder her. Die Spannungen innerhalb der Gemeinde und zwischen Gemeinde und Herrschaft setzten sich fort. Die Gemeindeglieder hielten heimliche Versammlungen ab, widersetzten sich den Geboten des Junkers und mieden den Umgang mit dem Vogt. Ihre Frauen beschimpften die herrschaftlichen Diener und tratschten in Schloß und Dorf³³). Der Junker lebte im alten Stil weiter. Sein Haß richtete sich insbesondere gegen die Deputierten des Jahres 1601. Vor allem der Kirchenpfleger Hans Wahl hatte als „Prinzipal und Anführer“ der Gemeinde unter dem Haß des Junkers zu leiden. Als Kirchenpfleger oblag ihm die Verwaltung des umfangreichen Vermögens der Inzlinger Kirche (*fabrica ecclesiae*). Die Kirchenfabrik war in dieser Zeit in der Regel einer der wichtigsten Kreditgeber der Bauern, so daß man davon ausgehen kann, daß Hans Wahl nicht nur ein angesehen-

nes und wichtiges Gemeindemitglied war, sondern daß er auch in der Lage war, seinen Einfluß auf die Mitbürger geltend zu machen. So soll er es auch gewesen sein, der die Inzlinger dazu gebracht hatte, die Frondienste zu verweigern.

Zum Eklat kam es, als Thüring 1607 sich erneut massive Eingriffe in die Waldweiderechte erlaubte. Im Oktober wandten sich einige Gemeindebürger an den Landschreiber in Rötteln und baten um eine neue Supplikation an den Markgrafen. „In ihrer äußersten Not, Leibes- und Lebensgefahr“ und „zur Rettung ihrer Ehre“ baten sie den Markgrafen um „väterliche“ Hilfe.³⁴⁾

Die Vorwürfe ähnelten denen von 1601. Neben dem Streit um die Nutzung der kollektiven Ressourcen standen der schlechte, unchristliche Lebenswandel des Junkers und die Ehrverletzungen der Gemeindebürger im Mittelpunkt. 20% der Inzlinger Bürger unterschrieben eigenhändig als erwählter Ausschuß der Gemeinde die Supplikation, die dem Markgrafen zugeschickt wurde. In einem Begleitschreiben an die Regierung in Sulzburg ergriff der Landschreiber Partei für die Bauern und gegen Thüring.³⁵⁾ Trotzdem wurden sie wenig später durch ein landesherrliches Mandat aufgefordert, dem Junker als vorgesetzter Obrigkeit gehorsam zu sein und keine weiteren Konventikel mehr abzuhalten. Den Streit über den Umfang der Eichelmast wollte man durch unparteiische Schiedsleute schlichten lassen.³⁶⁾

Aufgrund der Erfolglosigkeit des Klagewegs gingen die Untertanen in zunehmendem Maße zur Selbsthilfe über. Sie verweigerten dem Junker den Gehorsam, nutzten die Waldweide früher als erlaubt und besetzten das Gericht nicht mehr³⁷⁾. Als im Frühjahr 1608 die Reben gebunden werden sollten, weigerten sich zwei Drittel der aufgebotenen Frauen, die Arbeit zu verrichten. Angeblich waren viele bereit gewesen zu gehorchen, wenn nicht andere Frauen und Männer sie davon abgehalten hätten. Die Dienstverweigerung

wurde schließlich auf andere Güter ausgedehnt und statt Männern Kinder zur Fron geschickt. Untereinander schworen die Untertanen einen Eid, sich nicht dazu zwingen zu lassen, einen der ihren gefangenzunehmen. Dieser Eid stiftete nicht nur Solidarität unter den Gemeindebürgern, er verkürzte auch die Macht des Junkern, der diesen Akt als „Sedition wider die Obrigkeit“ auslegte. Diejenigen, die dem Junker auch jetzt noch die Treue hielten, wurden von den anderen geschmäht und bedroht³⁹⁾. Im Juni 1608 entschloß sich die markgräfliche Regierung endlich dazu, Thüring in Arrest zu legen. Doch wurde er bereits nach 6 Wochen wieder der Haft entlassen, da sein Bruder interveniert und das vorderösterreichische Ritterschaftsgericht eingeschaltet hatte. An sein Versprechen, den Inzlingern fortan nicht nur eine gnädige Obrigkeit, sondern ihr „Vater“ sein und bleiben zu wollen, hielt er sich freilich nicht⁴⁰⁾.

Die Bauern hatten inzwischen einen neuen Verbündeten gefunden, die vorderösterreichische Regierung in Ensisheim, die einen Regimentsrat nach Inzlingen schickte, der den Pfarrer und einen Geschworenen befragte⁴¹⁾. Auf ein Verhör des Vogtes verzichtete er, weil er als verdächtig galt. Von Ensisheim aus wurde den Inzlingern verboten, bei der markgräflichen Regierung weiterhin Klagen vorzubringen. Sie hielten sich daran und leisteten Vorladungen der markgräflichen Räte nach Sulzburg und zu Kommissionssitzungen nicht mehr Folge. Als eine markgräfliche Kommission eine gütliche Regelung herbeiführen wollte, versammelten sich die Bauern, angeblich aus Furcht vor einem Hinterhalt, heimlich auf einer Wiese. Sie schickten einige Abgeordnete nach Ensisheim. Die übrigen hielten Gemeinde und bewaffneten sich mit Seitengewehren, Gabeln und Knebspießern. Einen Vergleich lehnten sie ab.

Als Demonstration dafür, daß sie den Markgrafen nicht mehr als höhere Obrigkeit anerkannten, durchstachen sie ein von ihm erlas-

senes Mandat, das an die Kirchentür geheftet war.⁴²⁾ Im Januar 1609 legten sie bei der Regierung in Ensisheim eine umfangreiche Beschwerdeschrift vor, in der die Streitpunkte der letzten 10 Jahre noch einmal zusammengefaßt waren. Ihr Berater, ein von der vorderösterreichischen Regierung gestellter Untertanenadvokat, sollte ihnen eine Supplikation verfassen⁴³⁾. Die Inzlinger brachten ihm und der vorderösterreichischen Regierung nun das gleiche Vertrauen entgegen wie vorher dem Markgrafen. Ihre Probleme wurden jedoch auch jetzt nicht gelöst, denn nun stritten die beiden Regierungen darüber, wer zur Konfliktregulierung in Inzlingen befugt sei. Effektiver war der Widerstand, den die Inzlinger dem Junker entgegensetzten. Sie leisteten, so klagte er 1611, nun keinerlei Frondienste mehr, hielten weiterhin kein Gericht, erschienen nicht zu Vorladungen, entrichteten keine Abgaben und fällten ohne Erlaubnis Bäume⁴⁴⁾. Damit fügten sie ihm großen wirtschaftlichen Schaden zu. Die Klagen über sein Fehlverhalten nahmen seit 1610 merklich ab, doch sollten die Unruhen erst 1613 mit dem Tod Thürings und der Huldigung für seinen Nachfolger ein vorläufiges Ende finden.

Die einmal gemachte Konflikterfahrung blieb nicht ohne Wirkung auf die Mentalität der Inzlinger, die in der Folgezeit sehr schnell auf Rechtsverletzungen reagierten und im 17. und 18. Jahrhundert noch zwei weitere Rebellionen durchfochten.

Die vorgelegte Fallstudie weist die Inzlinger Rebellion als eine Gemeinderevolte⁴⁵⁾ aus, insofern als nachgewiesen werden konnte, daß die Gemeinde als Ganzes Träger des Widerstandes war. Alle Aktionen wurden auf der Gemeindeversammlung beraten und nach dem Mehrheitsprinzip beschlossen. Die Einheit der Bewegung resultierte jedoch keineswegs aus freiwilliger Zustimmung. Schon in einer ganz frühen Phase der Formierung des Widerstands bildete sich die Gemeinde in ein Zwangskollektiv um, das Dissidenten –

wie den Vogt – unter Druck setzte bzw. ausgrenzt. Die Handlungsweisen jedes Einzelnen wurden von der Dorfföfentlichkeit beobachtet, wie die Klage des Junkers über den Tratsch der Frauen zeigt, und damit für die Gemeinde kontrollierbar. Für die Meinungsbildung innerhalb der Gemeinde kam den Funktionsträgern, insbesondere den Richtern und Geschworenen, eine besondere Rolle zu. Diese dürfte eher im Amt als in der Person der Richter begründet sein, die, solange sie das Amt ausübten, innerhalb der Gemeinde eine besondere Autorität genossen und gegenüber der Herrschaft bessere organisatorische Möglichkeiten hatten, als ein Bürger ohne Amt. Von Amts wegen waren Richter und Geschworene dazu verpflichtet, Unregelmäßigkeiten im Dorf abzustellen und zu richten. Da die Richter immer als Kollektiv auftraten und solidarisch handelten, waren sie vor der Gewalt des Junkers besser geschützt als einzelne Personen oder Amtsinhaber.

Herrschaft erlebten die Inzlinger, wie gezeigt werden konnte, in erster Linie als eine persönliche Beziehung zwischen dem Ortsherrn und den Dorfbewohnern. Diese Beziehung war geprägt von traditionellen Vorstellungen über die Reichweite herrschaftlicher Anordnungen und die Geltung sozialer Grundwerte⁴⁶⁾. Der Herr soll sich als christliche Obrigkeit gnädig und väterlich verhalten und der Gemeinde ein ehrenhaftes Dasein und ein auskömmliches Wirtschaften (notdürftige Nahrung) ermöglichen.

Der Staat bleibt eine abstrakte und daher austauschbare Größe. Die Beziehung zu ihm wird konstituiert durch institutionelle Elemente (Regierungsbehörden, Kommissionen), durch personale Elemente (Landschreiber, Advokat) und durch „theoretische“ Elemente (Gesetze, Rechtsprechungsprinzipien).⁴⁷⁾

Die vom Staat angebotenen Möglichkeiten institutionalisierter Konfliktregulierung wurden von den Untertanen jedoch nur so-

lange akzeptiert, wie der Staat als Garant des Rechtes auftrat und die Verletzung von Recht und Gerechtigkeit sanktionierte. Seine Legitimität war primär funktional⁴⁸⁾. Nachdem ersichtlich wurde, daß keiner der beiden Landesfürsten die Mißstände in Inzlingen wirklich abstellen wollte oder konnte, ging die Gemeinde zur Selbsthilfe über, um ihre Rechtsvorstellungen durchzusetzen. Die Selbsthilfe war dem rechtlichen Konfliktaustrag subsidiär und von daher auch in ihrem Ausmaß begrenzt. Im Rahmen dieser Selbsthilfe wurde Gewalt nur kontrolliert angewandt. Maßnahmen, die sich gegen die Herrschaft richteten, hatten den Zweck, das Recht wieder herzustellen. – Maßnahmen gegen Dorfbewohner dagegen dienten der Festigung horizontaler Beziehungen. Nur als Kollektiv konnte die Gemeinde ein Gegengewicht zur Herrschaft bilden.

Anmerkungen

¹⁾ Der vorliegende Aufsatz erschien zuerst in italienischer Sprache in: Quaderni storici 63, 1986, S. 759–774. Die Quellen über die Inzlinger Rebellion liegen im Generallandesarchiv Karlsruhe (im folgenden GLAK) 229/49289–49292. Ergänzend die Ortsgeschichte von O. Deisler, Inzlingen, Inzlingen 1958 und Ders., Die Landeshoheit des Dorfes Inzlingen, in: Das Markgräflerland 20 (1958), 1–28.

²⁾ GLAK 229/29290, fol. 31 und GLAK 229/49291, fol. 9.

³⁾ Vgl. dazu auch D. W. Sabeau, Power in the Blood. Popular Culture village discourse in early modern Germany, Cambridge 1985, bes. 20ff.

⁴⁾ Zur Bedeutung der „Dritten Partei“ für die Formen des Konfliktaustrags: W. Bühl, Entwicklungslinien der Konfliktsoziologie, in: Ders. (Hg.) Konflikt und Konfliktstrategie. Ansätze zu einer soziologischen Konflikttheorie, München 1972 gff.

⁵⁾ GLAK 229/49276.

⁶⁾ Der Lehensherr hatte ein Anrecht auf die Stämme von allen fruchttragenden Bäumen im Bann.

⁷⁾ G. Balandier, Politische Anthropologie, München 1959, in Anlehnung an den von Max Weber beschriebenen Typus des Patrimonialismus.

⁸⁾ GLAK 229/49290 enthält viele Beschwerden darüber, daß Frauen geschlagen worden waren.

⁹⁾ GLAK 229/49291, fol. 18.

¹⁰⁾ Zum Amt des Vogts allgemein: K. S. Bader, Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes, 3 Bde., Weimar 1957–1973, Bd. 3, 302 f.

¹¹⁾ Der Begriff „Bürger“ ist in den Quellen des deutschen Südwestens verbreitet zur Bezeichnung eines vollberechtigten Gemeindemitglieds sowohl im Dorf als auch in der Stadt. Er verweist auf strukturelle Gemeinsamkeiten der Stadt- und Dorfgemeinde (dazu P. Blickle, Deutsche Untertanen. Ein Widerspruch, München 1981, 51ff.)

¹²⁾ Genaue Einwohnerzahlen liegen erst aus dem 19. Jahrhundert vor. 1852 hatte die Gemeinde 1066 Einwohner, davon 160 Bürger und 13 Bürgerwitwen (O. Deisler, Inzlingen (wie Anm. 1) H, 307.

¹³⁾ Vgl. dazu ergänzend K. S. Bader, Studien (wie Anm. 10) 264ff.

¹⁴⁾ GLAK 229/49290, fol. 14v: Supplikation der Untertanen (Juli 1601).

¹⁵⁾ Ebd., fol. 23: Beschwerden des Ortsherrn (5. 8. 1601).

¹⁶⁾ GLAK 229/49291, fol. 25: Bericht des Junkers (20. 12. 1607).

¹⁷⁾ wie Anm. 15.

¹⁸⁾ Ebd. Zu den Formen der Ausgrenzung: K. S. Kramer, Grundriß einer rechtlichen Volkskunde, Göttingen 1979. Zahlreiche Beispiele bei W. Troßbach, Bauernbewegungen im Wetterau-Vogelsberg-Gebiet 1648–1806. Fallstudien zum bäuerlichen Widerstand im Alten Reich (Quellen und Forschungen zur hessischen Geschichte 52, Darmstadt und Marburg 1985) und A. Suter, „Troublen“ im Fürstbistum Basel (1726–1740). Eine Fallstudie zum bäuerlichen Widerstand im 18. Jahrhundert, (Veröffentlichungen des Max-Planck-Instituts für Geschichte), 79, Göttingen 1985 198 e ff.

¹⁹⁾ GLAK 229/49321.

²⁰⁾ GLAK 229/49282: Beschwerden von 1609 41.

²¹⁾ Neben den eigenhändigen Unterschriften läßt sich dies auch aus von Bauern selbst geschriebenen Zeugenaussagen ersehen (GLAK 229/49292) und aus verschiedenen Streithändeln, an wen die Briefe der höheren Obrigkeit zu richten seien und wer sie öffnen dürfe (Vogt oder Geschworene); GLAK 229/49291: Vogt, Geschworene und Gerichtsleute an den Landvogt (3. 5. 1608).

²²⁾ J. Tacke, Studien zur Agrarverfassung der oberen badischen Markgrafschaft im 16. und 17. Jh., in: Das Markgräflerland XVIII (1956), 2, 5 ff.

²³⁾ GLAK 229/49418.

²⁴⁾ GLAK 229/49290, fol. 12ff.: Supplikation an den Markgrafen 1601.

²⁵⁾ GLAK 229/49290, fol. 41 ff.: Klage einiger Gemeindemitglieder beim Landvogt.

²⁶⁾ Ebd., fol. 3ff: Landvogt und Landschreiber an die Regierung in Sulzburg (22. 4. 1600)

²⁷⁾ Das folgende nach GLAK 229/49290 fol. 12ff (Supplikation an den Markgrafen (Juli 1601).

²⁸⁾ Zu den Formen des Widerstands allgemein P. Blickle, u. a., *Aufbruch und Empörung? Studien zum bäuerlichen Widerstand im Alten Reich München 1980* und W. Schulze, *Bäuerlicher Widerstand und feudale Herrschaft, Stuttgart-Bad Cannstadt 1980*.

²⁹⁾ W. Schulze, der die Bedeutung dieses Dreiecksverhältnisses herausgearbeitet hat, beschreibt die Parteien als bäuerliche Untertanen – Grundherrschaften – zentralstaatliche Instanzen. Zumindest im Südwesten des Reiches, wo die grundherrlichen Rechte stark zersplittert waren, spielte aber die – mit Gebots- und Verbotsgehalt ausgestattete – Ortsherrschaft die entscheidende Rolle und nicht die Grundherrschaft. (W. Schulze), *Europäische und deutsche Bauernrevolten der frühen Neuzeit. Probleme der vergleichenden Betrachtung*, in Ders. (Hg.), *Europäische Bauernrevolten der frühen Neuzeit*, Frankfurt 1982, 22.

³⁰⁾ GLAK 229/49290 fol. 12ff Supplikation an den Markgrafen (Juli 1601) – Das Konzept der Hausnotdurft als soziale Legitimation bäuerlichen Widerstands wurde entwickelt von Renate Blickle, Hausnotdurft. Ein Fundamentalrecht in der altständischen Ordnung Bayerns, in: *Grund- und Freiheitsrechte von der ständischen zur spätbürgerlichen Gesellschaft*, Hg. v. G. Birtsch. Göttingen 1987 42–64.

³¹⁾ GLAK 229/49290, fol. 25ff (28. 7. 1601).

³²⁾ GLAK 229/49390, fol. 23: Beschwerden des Ortsherrn (5. 8. 1601)

³³⁾ GLAK 229/49292, fol. 189 f.

³⁴⁾ GLAK 229/49291, fol. 6f Supplikation an den Markgrafen (28. Nov. 1607).

³⁵⁾ Ebd., fol. 4–6v Bericht des Landschreibers zu Rötteln an die Regierung in Salzburg (3. 12. 1607).

³⁶⁾ Ebd., fol. 28: Landvogt, Schreiber und Räte an die Gemeinde Inzlingen (11. 12. 1607)

³⁷⁾ Ebd., fol. 23r und 53f.

³⁸⁾ Ebd., fol. 7b Klage des Ortsherrn (31. 4. 1608).

³⁹⁾ Ebd., fol. 22f Stellungnahme des Ortsherrn

⁴⁰⁾ Ebd., fol. 62v.

⁴¹⁾ GLAK 229/49292, 1608, 1609

⁴²⁾ Ebd., Klage des Junkers vom 9. Oktober 1611.

⁴³⁾ Ebd., Beschwerden der Untertanen vom Januar 1609.

⁴⁴⁾ wie Anm. 42.

⁴⁵⁾ A. Suter, „Troublen“ (wie Anm. 18), 340ff.

⁴⁶⁾ Renate Blickle, Hausnotdurft (wie Anm. 30) und Chr. Simon, Untertanenverhalten und obrigkeitliche Moralpolitik. Studien zum Verhältnis zwischen Stadt und Land im ausgehenden 18. Jahrhundert am Beispiel Basels, (Basler Beiträge zur Geschichtswissenschaft 145), Basel und Frankfurt/M 1981 4ff.

⁴⁷⁾ Mit diesen drei Elementen beschreibt W. Schmale in Anlehnung an J. Galtung die im Ancien Régime bestehenden Konfliktlösungsmechanismen (W. Schmale, *Bäuerlicher Widerstand, Gerichte und Rechtsentwicklung in Frankreich. Untersuchungen zu Prozessen zwischen Bauern und Seigneurs vor dem Parlament von Paris (16.–18. Jahrhundert)*, (Ius Commune-Sonderhefte 24), Frankfurt 1986, 18.

⁴⁸⁾ Chr. Simon, Untertanenverhalten (wie Anm. 46), 5.

Das Gefecht bei Karlsdorf

Eine Kriegsepisode aus den Kämpfen des Jahres 1849

Bernhard Huber, Karlsdorf

„Das Dorf steht außerhalb der Weltgeschichte, und die ganze Entwicklung . . . geht über diese kleinen Punkte der Landschaft hinweg, sie gelegentlich vernichtend, ihr Blut verbrauchend, aber ohne je ihr Inneres zu berühren.“¹⁾

Oswald Spengler

Vorbemerkung

Während eines Besuches des Deutschen Museums in Ost-Berlin entdeckte ich auf einer Landkarte, die den Verlauf der Kämpfe und Operationen während der badischen Mairevolution von 1849 verzeichnete, inmitten berühmter Örtlichkeiten unseren Heimatort Karlsdorf, versehen mit einem Zeichen, das ein Gefecht symbolisierte. Der unmittelbare Versuch, das damalige Geschehen vor Ort aufzuklären scheiterte – aber nach hartnäckigerem Nachforschen fanden sich in verschiedenen Archiven noch zahlreiche Quellen über die Vorgänge in unserer engeren Heimat im Sommer 1849, also vor genau 140 Jahren. Es ist, als wollte sich die zitierte Bemerkung von Oswald Spengler wiederum bewahrheiten, denn der Moment, an dem die Geschichte unsere Heimat berührte, ist meines Wissens nach in Karlsdorf fast unbekannt geblieben. Bevor ich nun die damaligen Geschehnisse in Karlsdorf erzählerisch rekonstruiere, werde ich in groben Zügen die Vorgeschichte der badischen Revolution von 1849 sowie die Reichsverfassungskampagne skizzieren. Innerhalb dieses Rahmens erhält das Gefecht bei Karlsdorf seinen historischen Platz. Die folgenden Anmerkungen sollen jedoch zuvor einen Überblick über die Quellen- und Literaturlage zum Karlsdorfer Gefecht vermitteln.

Zur Quellen- und Literaturlage

Die Aufzählung der Primärquellen beginne ich zunächst mit der „Karlsruher Zeitung, dem Organ der provisorischen (d. h. revolutionären badischen A. d. V.) Regierung“. Sie enthält neben amtlichen Verlautbarungen und Regierungspropaganda auch Nachrichten über das Kampfgeschehen der damaligen Revolutionstage. Leider ist, meiner Meinung nach, der Wahrheitsgehalt oft durch Übertreibungen und Erfindungen getrübt. Die Zeitung meldet das Karlsdorfer Gefecht in ihrer Ausgabe vom 22. Juni 1849. Weiterhin gibt Gustav Struve, ein Mitkämpfer Friedrich Heckers beim damaligen Aufstand, in seinem Buch „Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden“ einen knappen Hinweis auf ein „bedeutendes Gefecht“ bei Karlsdorf.

Mehr Aufklärung und genauere Details über das Kriegsgeschehen fand ich jedoch erst dank eines Hinweises aus dem Militärarchiv der DDR in den Beiheften zum „Militär-Wochenblatt“, die vom preußischen Generalstab redigiert wurden. Die Originaldokumente des Kriegsarchives zu den Operationen 1849 in Baden sind leider im April 1945 bei einem anglo-amerikanischen Bombenangriff auf Potsdam fast vollständig zerstört worden.

Die bedeutsamste und aufschlußreichste Quelle zum Karlsdorfer Gefecht ist jedoch der Bericht eines prominenten Kombatanen. Es ist Friedrich Engels, Mitbegründer und Förderer des Marxismus, der die Ereignisse wenige Wochen später, im August 1849, in einer Abhandlung niedergeschrieben hat. Sie trägt den Titel „Die deutsche Reichsverfassungskampagne“ und enthält neben den Schilderungen des Kampfgeschehens seine

Sicht der Bewegung und die Gründe ihres Scheiterns. Der vollständige Text dieser wertvollen Geschichtsquelle ist in der vielbändigen Ausgabe von „Marx-Engels-Werke“ in Band 7 abgedruckt.²⁾ Daneben habe ich noch eine Reihe Sekundärliteratur ausgewertet, die in der Literaturliste am Anhang aufgeführt ist. Der nachfolgende Bericht beruht jedoch in wesentlichen Teilen auf den Aussagen der Mitstreiter bei den Kampfhandlungen und nur in vernachlässigbarem Umfang auf der Phantasie des Autors.

Die Vorgeschichte der badischen Revolution von 1849

Im Jahre 1849, die Gründung Karlsdorfs durch die Dettenheimer Neusiedler war gerade 36 Jahre alt und das Dorf noch ganz mit den Problemen seiner Armseligkeit beschäftigt, befand sich halb Europa in Aufruhr. Zuerst manifestierte sich die Unzufriedenheit der Bevölkerung über die herrschende Wirtschaftskrise und über Hungersnöte im Frankreich des Bürgerkönigs Louis Philipp. Am 24. Februar 1848 stürmten Arbeiter, Bürger und die Nationalgarde das Palais Royal und riefen die Republik aus. Die Unruhen griffen bald nach Deutschland über. Auch hier hatten die vorhergehenden Wirtschaftskrisen und Mißernten zu Lohnsenkungen und Preiserhöhungen geführt.³⁾

Erste Hungerkrawalle und Bauernerhebungen in Süd- und Mitteldeutschland im Frühjahr 1848 bildeten den Auftakt zu einem ereignisreichen Jahr. Von größerer politischer Bedeutung waren die erfolgreichen Aufstände in Berlin und Wien. Nach einer Woche mit Demonstrationen, Bürgerversammlungen, blutigen Zusammenstößen zwischen dem aufgebotenen Militär und Bürgern, Petitionen, Deputationen und erschossenen Demonstranten, sah sich der preußische König Friedrich Wilhelm IV. am 18. März 1848 zu einer Proklamation genötigt, welche Zugeständnisse enthielt und von der Bevölkerung

Berlins freudig begrüßt wurde. Eine Volksmenge vor dem Berliner Schloß jubelte am Vormittag des 18. 3. dem König zu, bis aus nie ganz geklärten Gründen plötzlich Schüsse fielen und die Menge durch Dragoner auseinandergetrieben wurde. Die Empörung der Berliner führte innerhalb weniger Stunden zu einem bewaffneten Aufstand mit heftigen Barrikadenkämpfen, sogar mit Artillerieeinsatz, der die ganze Nacht vom 18. auf den 19. 3. tobte. Am Morgen sah sich der König zu weiteren Zugeständnissen gezwungen: Amnestie, Einberufung des Landtages, Abzug der Truppen usw. Ähnliche Vorgänge wurden aus Wien berichtet. Dort wurde Staatskanzler Fürst Metternich gestürzt und die kaiserliche Regierung durch einen Bürgerausschuß ersetzt. In Mannheim wurde schon am 27. 2. 1848 unter dem Eindruck der französischen Ereignisse die Volksbewaffnung mit freier Offizierswahl, die Einführung von Schwurgerichten und die Einberufung eines deutschen Parlaments gefordert. Die maßgeblichen Köpfe dieser Versammlung waren Hoff, Struve und Hecker, die den weiteren Verlauf der revolutionären Ereignisse in Baden mitbestimmen sollten.

Auf einer weiteren Versammlung in Heidelberg, am 5. 3. 1848, verlangte man die Einberufung eines Vorparlaments. Tatsächlich kam am 30. 3. 1848 in Frankfurt eine Versammlung von 574 Männern zusammen, die sich zumeist aus früheren Ständemitgliedern⁴⁾ rekrutierte. Recht bald nach der Aufnahme der Beratungen zeigte sich bereits eine Spaltung der Versammlung in die Majorität der Liberalen (ca. 70%) und eine „linke“ radikalere Gruppe um Gustav Struve und Friedrich Franz Hecker. Dieser Richtungskampf war für die gesamte revolutionäre Bewegung kennzeichnend. Grob betrachtet kann man zwei Hauptströmungen unterscheiden:⁵⁾

1. Die Liberalen mit gemäßigten verfassungs- und nationalpolitischen Zielen. Sie waren zur Zusammenarbeit mit den monarchistischen Regierungen bereit.

2. Die Linken mit radikal-demokratischen Zielen und militanter Gesinnung. Sie erstrebten einen republikanischen Nationalstaat.

Das Vorparlament wählte einen Fünfziger-Ausschuß zur Vorbereitung der Wahlen zur Nationalversammlung, allerdings ohne Vertreter der „Linken“. Die deutliche Ablehnung der radikalen Positionen durch die liberale Mehrheit des Vorparlaments läßt schließlich die „Linke“ resignieren. Zusammen mit 40 Anhängern verlassen Struve und Hecker die Frankfurter Paulskirche und rufen am 12. April 1848 in Konstanz die deutsche Republik aus. Ihre auf ungefähr 6000 Mann gestützte Erhebung scheiterte jedoch schon Ende April 1848 und zwang Hecker zur Flucht in die USA.

Inzwischen wurden nach den Vorarbeiten des Fünfziger-Ausschusses die Wahlvorbereitungen für die Nationalversammlung abgeschlossen und die Wahl durchgeführt. Dieses erste deutsche, annähernd demokratisch gewählte, Parlament trat am 18. Mai 1848 in der Frankfurter Paulskirche zusammen. Nach seiner Konstituierung wählte das Paulskirchenparlament den österreichischen Erzherzog Johann als Oberhaupt einer provisorischen Exekutive für ganz Deutschland zum Reichsverweser. Danach beschloß die Nationalversammlung die Grundrechte einer künftigen Verfassung.

Das erste außenpolitische Problem für den Reichsverweser und das Parlament führte zugleich auch zur ersten Krise der Nationalversammlung. Im Streit über die Waffenstillstandsbedingungen, die Preußen dem Nachbar Dänemark nach den Kämpfen um die Herzogtümer Schleswig und Holstein gewährte, zeigte sich deutlich, daß die Macht in Deutschland trotz aller revolutionärer Ereignisse immer noch bei den Einzelstaaten – hier bei Preußen – lag und nicht beim Frankfurter Parlament. Nach einer stürmischen Debatte lehnte die Nationalversammlung den Waffenstillstand zu den von Preußen bestimmten

Bedingungen zuerst ab, mußte aber 11 Tage später desillusioniert und ohnmächtig die von Preußen gesetzten Fakten anerkennen. Über diesen Streit wurden die Auseinandersetzungen auch außerhalb der Nationalversammlung immer heftiger. Schließlich mußte preußisches und österreichisches Militär die Versammlung vor Frankfurter Aufständischen schützen. Die Unruhen griffen wieder auf Baden über, wo Struve in Lörrach einen Putschversuch unternahm. Dieser scheiterte wiederum am 26. September 1848 unter den Bajonetten badischer Truppen bei Stauffen. Die Erfolglosigkeit des Frankfurter, respektive badischen Aufstands wurde zum Memento der gesamten revolutionären Bewegungen. In Österreich eroberte Fürst Windischgrätz, nach erbitterten Kämpfen, in fünf Tagen Wien zurück. Im November führte General von Wrangel preußische Truppen nach Berlin und fand keinerlei Widerstand mehr gegen seinen Belagerungszustand. Im Winter 1848/1849 wurde von der Nationalversammlung die Reichsverfassung beraten und am 27. März 1849 beschlossen. Am 28. März 1849 wählte die Nationalversammlung den preußischen König Friedrich Wilhelm IV. zum Erbkaiser. Als es jedoch daran ging, diese Beschlüsse zu realisieren, zeigte sich die Machtlosigkeit des Parlaments. Der preußische König lehnte die Kaiserkrone ab, die Regierungen der größten deutschen Staaten – Preußen, Sachsen und Bayern – lehnten die Reichsverfassung ab, obwohl sie von den Parlamenten aller deutschen Länder angenommen worden war. In einer zeitgenössischen Karikatur zu diesem Ereignis wurde der Ministerpräsident der Nationalversammlung, von Gagern, sinnfällig mit einem Kartenhaus dargestellt, als das sich das Verfassungswerk entpuppte.

Doch so wirkungslos wie es schien, war die Arbeit der Verfassungsväter nicht. Der Impetus, der von ihrem Werk ausging, traf in vielen Teilen der Bevölkerung auf eine immer noch revolutionäre Stimmung. Die Versammlung

gen der Demokraten und Republikaner im Mai 1849 sprachen immer offener von der Notwendigkeit der gewaltsamen Durchsetzung der Reichsverfassung gegenüber den unwilligen Ländern. Mit dem Ausbruch des offenen Aufstandes verlagerte sich der Schwerpunkt des revolutionären Geschehens im Mai 1849 nunmehr nach Süddeutschland. Es begannen die militärischen Ereignisse, die Zeitgenossen und Geschichtsschreibung die „Kampagne für die Reichsverfassung“ nannten und in der sich die historischen Abläufe allmählich unserer Heimatregion näherten.

Die Reichsverfassungskampagne

Die Verbitterung und Enttäuschung über die Ablehnung der Reichsverfassung durch die Fürsten führte zur Empörung in fast ganz Deutschland. Mit Versammlungen, Petitionen, Presseartikeln und Aufrufen versuchte man die Landesregierungen zur Annahme der Reichsverfassung zu veranlassen. Als dies – von Ausnahmen abgesehen –⁶⁾ ohne Erfolg blieb, brachen die ersten Aufstände aus. Am 3. Mai 1849 stürmten die Bürger in Dresden das Zeughaus und setzten eine provisorische Regierung ein. Im Rheinland, das man damals „Rheinpreußen“ nannte, kam es im bergischen Industrieviertel um Elberfeld ebenfalls in den frühen Maitagen 1849 zu Aufständen und Barrikadenkämpfen. Auch in der Pfalz, die damals ihrer Zugehörigkeit zu Bayern wegen „Rheinbayern“ hieß, versuchte man, die bayrische Regierung zur Annahme der Reichsverfassung zu zwingen. Am 2. Mai nominierte eine Kaiserslauterner Volksversammlung einen Landesverteidigungsausschuß. Schließlich fand in Baden der Aufstand der Pfälzer Nachbarn Unterstützung. Am 6. Mai 1849 forderte der provisorische Landesausschuß der Volksvereine in Baden die badischen Bürger auf, den bayrischen Regimentern den Durchmarsch durch Baden in die Pfalz zu verweigern.⁷⁾ Am Samstag und Sonntag, den 12. und 13. Mai 1849, spitzte

sich die revolutionäre Lage in Baden zu. Der Landesausschuß berief eine große Landesversammlung nach Offenburg ein, zu der ca. 35 000 Teilnehmer erschienen. Es wurde eine Erklärung verabschiedet, in der man unter anderen Punkten die Entlassung der Regierung und die Ernennung des Advokaten von Brentano aus Mannheim zum Minister forderte.⁸⁾ Gleichzeitig meuterte die Besatzung der Festung Rastatt, und rebellierende Soldaten trugen den Aufstand in die Residenzstadt Karlsruhe. Am Montag kam der Landesausschuß mit der Eisenbahn nach Karlsruhe und wurde von der Bevölkerung jubelnd empfangen.⁹⁾ Da der Großherzog am Tage zuvor durch den Hardtwald entflohen war, übernahm der Landesausschuß gewaltlos die „provisorische Regierung“. Chef der neuen Regierung wurde von Brentano.

Damit war in den frühen Maitagen des Jahres 1849 der Höhe- und Wendepunkt des Revolutionsgeschehens in Deutschland erreicht. Die wiedererstarteten Fürsten – allen voran der preußische König – holten zum Gegenschlag aus, und noch ehe das Jahresende 1849 erreicht war, gab es in Deutschland Revolutionäre nur noch auf der Flucht, in den Gefängnissen oder auf den Friedhöfen.

Schon der erste Aufstand in Dresden wurde nach wenigen Tagen von preußischem und sächsischem Militär niedergeschlagen. Die Verteidiger der Dresdner Barrikaden, darunter der russische Revolutionär Bakunin und der Komponist Richard Wagner, konnten glücklich sein, wenn sie der Niederlage mit dem Leben entronnen waren. Das triumphierende preußische Militär schreckte auch vor Gewalttaten nicht zurück. So warfen preußische Soldaten in Dresden 14 Personen aus einem Fenster im dritten Stock auf die Straße.¹⁰⁾

Wenige Tage später schlugen die gleichen preußischen Soldaten auch den Aufstand in Rheinpreußen nieder. Ein Teil der Aufständischen, der aus Elberfelder und Solinger Arbeitern bestand, entwich jedoch in die Pfalz

und schloß sich dort einem aufständischen Freikorps an, das unter dem Kommando des ehemaligen preußischen Leutnants August Willich stand. Sein Freikorps spielte später in den Kämpfen in Baden eine bedeutende Rolle.

Schließlich ergab sich Anfang Juni 1849 folgende militärische Konstellation: den einzig noch verbliebenen revolutionären Ländern Baden und der Pfalz standen an ihren Grenzen im Norden Reichstruppen und eine preußische Armee, unter dem Oberbefehl von Wilhelm, damals Prinz von Preußen und späterer Kaiser Wilhelm I., gegenüber. Die Aufgabe, die man diesem ca. 75 000 Mann umfassenden Heer stellte, hatte das preußische Außenministerium unmißverständlich formuliert:¹¹⁾

1. Bestellung eines badischen Zivilkommissars,
2. Verkündung des Kriegsrechts,
3. energische Bestrafung der Schuldigen,
4. Reglementierung der Presse,
5. Amtsenthebung eidbrüchiger Beamter,
6. Todesstrafe für rebellische Soldaten.

Damit war klar, was die ca. 45 000 Mann der aufständischen Armeen im Falle eines preußischen Sieges erwartete. Die provisorische Regierung der Pfalz sendete deshalb noch am 10. Juni 1849 einen Hilferuf an die Franzosen:¹²⁾ „Die Freiheit ist in Gefahr! (. . .) Franzosen und Ihr, Demokraten des Elsasses und Lothringen (. . .) eilet herbei (. . .) mit bewaffneter Macht, denn die verfluchten Henkersknechte des Königs von Preußen (. . .) stehen im Begriff, unsere Grenzen zu überschreiten.“

Doch weder Franzosen noch Württemberger noch Bayern kamen den Aufständischen zu Hilfe. Auch ein Versuch, den Aufstand nach Hessen zu tragen, scheiterte. So stand dem Kommandeur der Revolutionstruppen, General Mieroslawski, schließlich nur eine Streitmacht von ca. 20 000 Mann zur Verfügung. Dennoch war seine Ernennung zum Oberbefehlshaber mit großen Hoffnungen

verbunden. Struve feierte ihn in der Zeitung enthusiastisch: „Voran denn, deutsches Volk, auf der Bahn der Freiheit! Mieroslawsky wird Dich führen und bei Dir ausharren in guten wie in schlimmen Tagen.“¹³⁾ Die Prophezeiung schien nur in bezug auf die schlimmen Tage recht zu behalten, denn schon am 13. Juni stand er mit seinen Männern den preußischen Heeren gegenüber, die soeben die pfälzische und badische Grenze an drei Punkten überschritten.

In Kirchheim-Bolanden kam es zum ersten Gefecht, bei dem die Freischärler von den preußischen Soldaten rücksichtslos niedergemetzelt wurden. Ansonsten fanden die Invasoren nur wenig Widerstand. Der Prinz von Preußen äußerte sich über den Feldzugsverlauf in einem ausführlichen Bericht, der am 3. Juli 1849 in der „Neuen Preußischen Zeitung“ in Berlin abgedruckt war:

„Das 1. Armeecorps der bezeichneten Rhein-Armee ist unter dem General v. Hirschfeld am 11. Juni an 3 Punkten der pfälzischen Gränze zwischen Kreuznach und Saarbrücken aufgestellt gewesen, und hat am 12ten und 13ten das preußische Gebiet verlassen, in der Absicht mit 4 Colonnen, unter denen die des linken Flügels die Reichsfestungen Landau und Germersheim baldmöglichst sicher zu stellen bestimmt war, concentrisch gegen Kaiserslautern, den Sitz der sogenannten provisorischen Regierung, vorzugehen. Ich für Meine Person hatte Mich der Colonne angeschlossen, welche von Kreuznach über Kirchheim-Boland nach Neustadt dirigiert worden ist. Auf dreien der gewählten Straßen haben die Insurgenten zu widerstehen versucht, sind indeß überall mit leichter Mühe zurückgeworfen, so daß die bei Homburg, Anweiler und Kirchheim-Boland stattgefundenen Gefechte nur unerheblich genannt werden können. Als bedeutender allein ist die Einnahme von Ludwigshafen anzusehen, weil sich an dieselbe die durch 24 Std. dauernde von Mannheim effectuierte Beschießung des Ortes, sowie die daraus hervorge-

gangene, fast völlige Zerstörung einer außerordentlich schönen, dem Rheine zugewandten Häuserreihe anschließt. Der Verlust der Truppen ist in diesen Gefechten nicht bedeutend gewesen.“¹⁴⁾

Nach dem Ludwigshafener Artillerieduell über den Rhein hinweg wandten sich die preußischen Kolonnen dem linken Rheinufer entlang nach Süden und entsetzten die eingeschlossene, königstreue Garnison von Germersheim. In einem fluchtartigen Rückzug strömten die pfälzischen Revolutionstruppen und ihre Verbündeten – ohne den Preußen ernsthaft Paroli zu bieten – über die letzte offene Rheinbrücke bei Knielingen nach Baden. Am 18. Juni überschritt der letzte Revolutionssoldat die Brücke. Die Pfalz war jetzt vollständig in preußischer Hand.

Der Empfang für die 5000–6000 Mann starke Freischärlertruppe in Karlsruhe war zurückhaltend. Die revolutionäre Begeisterung machte angesichts des näherrückenden Krieges einer allgemeinen Sorge um Leib und Gut Platz. Die Belastungen durch Einquartierungen und Verpflegung der Truppen taten ein übriges, um die Stimmung in der Bevölkerung gegen die revolutionäre Sache aufzubringen. In Daxlanden z. B. verweigerte man dem Willichschen Corps Verpflegung und Unterkunft und zeigte den ermüdeten Soldaten eindeutig an, daß man ihrer überdrüssig war.

Das Gefecht bei Karlsdorf

Viel Zeit blieb dem neuen Oberbefehlshaber der badischen Truppen, dem polnischen General Ludwig von Mieroslawski, nicht, um seine Truppen zu reorganisieren und mit neuen Waffen auszurüsten. Denn schon am 20. Juni 1849 traf in Karlsruhe die Nachricht ein, daß die Preußen bei Germersheim den Rhein überschritten hätten. Dies war in der Tat der Beginn der preußischen Offensive gegen Baden, deren Ziel es zunächst war, ihr I. Armeekorps, das in der Pfalz stand, mit

dem II. Armeekorps, das am nördlichen Neckarufer zwischen Heidelberg und Mannheim angelangt war, zu vereinigen.

Nach preußischen Berichten erfolgte der Rheinübergang bei Germersheim in der Frühe des 20. Juni um 3 Uhr.¹⁵⁾ Die Preußen trafen in Rheinsheim auf eine bunt zusammengewürfelte Schar aus Polen, Brettener Volkswehr und badischen Truppen, die sich gleich darauf nach Philippsburg und später nach Bruchsal zurückzogen. Als bei dem preußischen Oberbefehlshaber des I. Armeekorps, General von Hirschfeld, Nachrichten eintrafen, die auf eine starke Konzentration badischer Truppen im Raume Bruchsal hindeuteten, entschloß er sich, den ursprünglichen Vormarschplan fallen zu lassen. Stattdessen dirigierte er die Masse seines Armeekorps, bestehend aus der 2., 3. und 4. Division, von Rheinsheim aus in Richtung Graben. Nur die 1. Division, unter dem Kommando des Generalmajors von Hannecken sollte über Philippsburg in Richtung Wiesental vordringen, um die dort verlaufende Nord-Süd-Straßenverbindung zu blockieren. Sie stieß dabei vor Wiesental auf eine ca. 350 Mann starke Abteilung der Revolutionstruppen und wurde entlang der Straße in ein heftiges Gefecht verwickelt, bei dem die preußische Avantgarde in erhebliche Bedrängnis kam und schließlich 6 Tote und 3 Verwundete zu beklagen hatte. Unter den Blessierten war auch Prinz Friedrich Carl von Preußen, der einen Oberarmschuß und einen Streifschuß an die Hand erhielt. In der Karlsruher Zeitung vom 22. Juni wurde dieser Sieg in einem Schwanengesang noch emphatisch bejubelt: „Die sämtlichen Mannschaften haben auf das glänzendste den Ruf der ausgezeichneten Tapferkeit der Badener bewährt und sich überall unter den schwierigsten Umständen trefflich geschlagen.“ Nachdem die Vorhut der Preußen bei Wiesental fürs erste einmal aufgehalten worden war, gelangten die drei Divisionen ihrer Hauptmacht zur gleichen Zeit ungestört nach

Graben, wo sie biwakierten. Den zeitgenössischen Berichten zufolge, soll die Grabener Bevölkerung die Preußen wohlwollend empfangen haben¹⁶). Zur Sicherung wurde ein Bataillon über den Rand des Kammerforstes hinaus bis nach Karlsdorf vorgeschoben. Am Abend des 20. Juni bezog es am Rande von Karlsdorf, an der Straße nach Neuthard, ein Feldbiwak. Das umgebende Gelände wurde durch Feldwachen gesichert. Eine davon war an der Pfinz bei Neuthard postiert¹⁷). Da man sich nahe am Feind glaubte, wurde nach dem Dunkelwerden auf den Straßen ständig patrouilliert, um vor Überraschungen sicher zu sein. Die ersten Stunden der Dunkelheit blieben ruhig. Während sich die Ablösung der Wachen bis Mitternacht bei den Preußen ohne Zwischenfälle vollzog, brach zur gleichen Zeit der Freikorpsführer Willich mit seinem verwegenen Haufen von 700 Mann und zwei Kanonen in Blankenloch nach Norden auf. Willich war seit 1847 Mitglied des Bundes der Kommunisten in Köln, ein unerschrockener Rotbart, der gern in martialischer Tracht auftrat. Mit seinen Pistolen im Gürtel, der Peitsche in der Hand, mit dem großen Freischärlerhut auf dem Kopf sah der 39jährige mit den langen Haaren genau so aus, wie besorgte Bürger sich einen Revolutionär vorstellten. Er und seine Mitstreiter waren am Vortag von Karlsruhe abmarschiert, gleich nachdem sie die Nachricht vom Rheinübertritt der Preußen erhalten hatten. Willich teilte seine Marschkolonnen – darunter kampferprobte Emigranten aus Besancon und reguläre badische Truppen – in mehrere Abschnitte ein: vorneweg 10 Studenten, dann 80 Meter zurück die erste Kolonne mit 6 badischen Dragonern an der Spitze. Die Geschütze und die übrigen Kompanien bildeten den Schluß. So ging es nordwärts, bis man bei Spöck den Schein der preußischen Wachfeuer erkannte. Willich ließ das Gros anhalten und schickte die Studenten vor. Jetzt, kurz vor dem Dorfeingang von Spöck, erkannten auch die preußischen Wachposten die Gefahr und schossen

hastig und ziellos auf die Freischärler. Es war 1.30 Uhr in der Frühe des 21. Juni 1849. Das Gefecht hatte begonnen.

Zur besseren Sicht entzündeten die Preußen am Ortsrand von Spöck ein helles Strohfeuer, die Kirchenglocke läutete Sturm. Willich befahl den Angriff in drei Stoßrichtungen. Jeweils rechts und links am Dorf vorbei und den Hauptstoß in das Dorf hinein. Aber nichts geschah – die preußische Feldwache hatte sich schon nach Neuthard zurückgezogen. Nur ein paar verängstigte Bauern waren auf der Straße zu sehen. Nachdem Spöck so leicht genommen war, wurde der Angriff sogleich auf Neuthard weitergeführt. Dort hielt zur Zeit Unteroffizier Malth von der 2. Kompanie des in Karlsdorf liegenden Bataillons mit wenigen Leuten Feldwache. Die Sturmglocke hatte ihn alarmiert, und er lag kampfbereit hinter den aufgetürmten Strohballen. Als er jedoch erkannte, daß die vielfach überlegene Hauptmacht des Feindes auf ihn zukommt, wählte Malth, zwischen Heldentum und Leben hin- und hergerissen, das letztere und stürzte – ohne einen Schuß abzugeben – mit seinen Leuten davon.

Inzwischen war man auch im Bataillonshauptquartier in Karlsdorf auf den Gefechtslärm aufmerksam geworden. In höchster Eile setzte der Kommandeur, Major von Plonski, seine Kompanien in Richtung Neuthard in Marsch. Auf der Straße ging ein Zug unter der Führung von Leutnant Klatte vor, 50 Schritt seitwärts davon marschierte ein weiterer Zug in Schützenlinie durch das hochstehende Getreide. Der Rest des Bataillons blieb im Biwak in Karlsdorf in Bereitschaft. Unter den rhythmischen Schlägen der preußischen Trommler bewegten sich die feindlichen Linien aufeinander zu. Das Willichsche Korps von Neuthard auf der Straße nach Karlsdorf, die Preußen von Karlsdorf in Richtung Neuthard. Auf halbem Wege zwischen den Ortschaften sah ein preußischer Schütze schemenhafte Gestalten in der Nacht auf sich zukommen. Schon waren die Gewehre zum Schießen im

Anschlag. Da erkannte man zum Glück den Unteroffizier Malth mit seinen zurückgehenden Leuten. So konnte er gleich auf dem Absatz kehrt machen und mit dem Bataillon wieder in Richtung Neuthard losziehen. Nach wenigen Metern tauchten wieder Gestalten aus der Nacht auf. Ein preußischer Schütze rief: „Wer da?“ Die Avantgarde des Willichschen Korps, unter dem sich auch Friedrich Engels befand, war einen Moment lang verwirrt. Da gab der preußische Offizier den Befehl zum Feuern, und die ersten Kugeln schlugen den Freischärlern entgegen. Engels, der bisher an der Seite eines Dragoners hinter der Spitze marschiert war, war auf den Anruf hin instinktiv nach vorne gesprungen – zum Entsetzen seiner Kameraden, die ihn schon für verloren geglaubt hatten. Die Freischärler erwiderten das Feuer, aber ihre Dragoner, darunter auch der, neben dem sich Engels eben noch befand, verloren sofort die Nerven, wendeten rücksichtslos ihre Pferde und ritten in wilder Panik die eigenen Leute nieder. Unter ihren Opfern befand sich auch ein Stabsoffizier, der gerade an dem Orte stand an dem Engels vor seinem Sprung noch vorn gekauert hatte. So war Engels gerade nocheinmal dem Tod oder der Verwundung entgangen. In ihrem Entsetzen galoppierten die Dragoner bis nach Blankenloch davon – überall Furcht und Schreckensmeldungen hinterlassend.

Inzwischen waren auch die preußischen Schützenlinien durch die Kornfelder herangekommen. Unter dem Befehl von Unteroffizier Gericke griffen sie die Freischärler von der rechten Flanke her an und feuerten zwischen ihre Kolonnen. Das machte die Verwirrung im Willichschen Korps komplett. Jetzt begannen auch die rückwärtigen Abteilungen auf ihre vorgerückten Kameraden zu schießen, die daraufhin plan- und ziellos in die Kornfelder auseinanderstieben, ihre Tornister und Armaturenstücke aufgaben und sogar ihre Flinten buchstäblich ins Korn warfen. Jeder versuchte noch, sich in Richtung

Neuthard zu retten. Nur der Bedächtigkeit des preußischen Nachstoßens war es zu verdanken, daß Willich seine Kompanien wieder leidlich ordnen und nach Neuthard zurückführen konnte.

Dort ging man hinter den ersten Häusern in Deckung. Der Versuch, ein Geschütz in Stellung zu bringen, mußte bald aufgegeben werden, denn die Pfälzer Bauern, die die Geschützgespanne fuhren, waren von der allgemeinen Verwirrung angesteckt worden, und hatten bei dem Gespann einfach die Stränge mit dem Säbel durchgeschlagen und waren mit den Zugpferden abgezogen. Aber die Preußen verstanden es nicht, ihren Vorteil zu nutzen. Nur zögernd und unentschlossen griffen sie jetzt Neuthard an und gaben sich sogleich mit ihrem Erfolg zufrieden, als die Freischärler das Terrain räumten. Neuthard wurde wieder besetzt und dem flüchtigen Freikorps noch ein paar Ulanen nachgeschickt, die aber, ohne Feindberührung gehabt zu haben, wieder zurückkehrten.

Es war gerade 3 Uhr durch, im Osten begann es zu tagen. Das erste Morgenrot beleuchtete ein chaotisches Schlachtfeld. Auf der Straße lagen Waffen, Hüte, Tornister, Schulterstücke und Verwundete durcheinander. Im niedergetrampelten Korn der Felder sammelten die Preußen ihre Gefangenen ein: ein halbes Dutzend Volkswhehrmänner von den Freischaren gingen einem ungewissen Schicksal entgegen. Die verwundeten Freischärler, insgesamt etwa 6 Mann, wurden von Willich auf seinem Rückzug bis nach Blankenloch mitgenommen und dort versorgt. Die meisten waren durch die flüchtenden Dragoner oder durch Schüsse aus den eigenen Reihen verwundet worden. Die preußischen Verluste waren geringer. Als einziger wurde der Musketier Günther aus der 2. Kompanie so schwer am Kopf verwundet, daß er später im Lazarett in Gernersheim starb. Ein weiterer Soldat mußte wegen einer starken Quetschung behandelt werden.

In keiner Quelle werden verletzte oder getötete Zivilisten aus Karlsdorf oder Neuthard erwähnt, auch von beschädigten Gebäuden ist bisher nichts bekannt. Höchstwahrscheinlich waren unsere Vorfahren nur passive und verängstigte Betrachter des Bürgerkriegsscharmützels und waren heilfrohen, als sich der Schwerpunkt der Kampfhandlungen in Richtung Waghäusel verlagerte. So blieb das Gefecht von Karlsdorf für unser Dorf im wesentlichen folgenlos, so wie es auch für den Kriegsverlauf von untergeordneter Bedeutung war. Es bewirkte nichts und verhinderte nichts. Für uns hier Ansässigen bleibt nur die Banalität, daß vor den Toren von Karlsdorf beinahe ein Erzvater des Marxismus erschossen worden wäre. Aber auszumalen, was das bewirkt hätte, ist ein zu weites Feld für einen Amateurheimatkundler.

Epilog

Der erwachende Tag, es war der 21. Juni 1849, sollte die Entscheidung des preußischen Feldzuges in Nordbaden bringen. Willich rückte mit seinem Korps von Blankenloch nach Weingarten weiter und traf gegen Abend in Bruchsal ein. Mit den am gleichen Tag stattfindenden Kämpfen in Waghäusel hatte er nichts mehr zu tun. Dort kam es zwischen den Preußen und den Revolutions-truppen zu einem bitteren Gefecht, bei dem die badischen Truppen gegen Mittag Waghäusel eroberten, dann aber, als die 4. Division unter Generalmajor von Brun, die am Vortag noch in Graben biwakiert hatte, in die Schlacht eingriff, schwankend wurden und schließlich – aus noch nicht ganz geklärten Gründen – gegen vier Uhr am Nachmittag die Flucht ergriffen und davonstürzten. Danach vermochten die badischen Truppen keinen entscheidenden Widerstand mehr zu leisten und sie konnten auch nicht mehr verhindern, daß die Preußen auch in der Residenz Karlsruhe einmarschierten. Ihr Oberbefehlshaber konnte daher frohlockend nach Berlin be-

richten: „Die Bevölkerung der Residenz hat uns mit Jubel als Befreier von täglich gesteigertem Terrorismus empfangen. Die Rebellen haben den starken Arm der Gerechtigkeit in unseren Waffen kennen gelernt; alle treuen Unterthanen der Regierung werden ihre norddeutschen Brüder als zuverlässige Freunde erprobt finden.“

Vorerst gingen die Kämpfe jedoch weiter, aber nirgendwo konnten sich die Revolutionäre lange behaupten. Schließlich mußte der letzte Widerstand, der sich in der Festung Rastatt verschanzt hatte, am 23. Juli aufgeben. Am 18. August kehrte der Großherzog feierlich nach Karlsruhe zurück und über das Land senkte sich der preußische Belagerungszustand. Das nun kommende Strafgericht war kein Ruhmesblatt für die preußische Rechtsstaatlichkeit.

An vielen Orten fanden Stand- und Kriegsgerichte statt. Veit Valentin hat die preußische Rache zu folgenden Zahlen aufsummiert: „Beinahe tausend Verurteilungen finden statt, 80 000 Badener gehen für immer fort von der Heimat. Es gibt (. . .) kaum eine Familie, die nicht irgendwie betroffen ist. Die Bevölkerung Badens beträgt damals rund 1,4 Millionen. Beinahe jeder Achtzehnte wandert aus, auf hundert Seelen wird ein Staatsbürger verhaftet, auf vierzehnhundert Seelen wird ein Staatsbürger verurteilt. Der Verlust allein an Staatsgut wird amtlich auf rund fünf Millionen Gulden angegeben. Die monatelange Besetzung mit fremden Truppen kostet viele Hunderttausende.“ Die Protagonisten dieser Erzählung, Willich und Engels, konnten sich dem preußischen Strafgericht entziehen. Am 12. Juli traten sie als die letzten der badisch-pfälzischen Armee auf Schweizer Gebiet über. Willich emigrierte 1853 in die USA und nahm als General auf seiten der Nordstaaten am amerikanischen Bürgerkrieg teil. Er starb 1878. Engels ging über die Schweiz nach England und übernahm in Manchester den väterlichen Betrieb. Er starb am 5. 8. 1895 in London. Für die, die sich in

Baden dem preußischen Despotismus nicht entziehen konnten, blieben nur die Gefühle der Verbitterung und des Hasses, die Ludwig Pfau 1849 in seinem badischen Wiegenlied zum Ausdruck gebracht hat:

*„Schlaf, mein Kind schlaf leis,
dort draußen geht der Preuß!
Gott aber weiß, wie lang er geht,
bis daß die Freiheit aufersteht,
und wo dein Vater liegt, mein Schatz,
da hat noch mancher Preuße Platz!
Schrei, mein Kindlein, schrei's:
Dort draußen liegt der Preuß!¹⁸⁾“*

Anmerkungen

1) Oswald Spengler: Der Untergang des Abendlandes, München 1983.

2) Karl Marx – Friedrich Engels, Band 7, herausgegeben vom Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED, Berlin 1982, Seite 109 ff.

3) Hierfür findet sich auch ein Beleg in den Karlsrufer Archiven. In der 1855 entstandenen Grundsteinurkunde für die neue Kirche wird ausführlich von einer verheerenden Kartoffelkrankheit gesprochen, unter der man schon sieben Jahre leide. „Der Mangel an Kartoffeln trägt vieles zur Verteuerung der Lebensmittel bei, da dieselben ein

4) Gemeint sind damit Angehörige einer bestimmten (privilegierten) Bevölkerungsgruppe wie Adel, Beamte, standesherrliche Familien, Geistliche. Ihre Abgeordnete bildeten in Baden die Erste Kammer des Landtages.

5) Vgl. Conze, Werner: Epochen deutscher Nationbildung, in: Funkkolleg

6) Am 14. 4. 1849 wurde die Reichsverfassung von 28 deutschen Staaten, darunter Baden, akzeptiert, nicht jedoch von den wichtigen Ländern Preußen, Österreich, Bayern, Hannover, Sachsen und Württemberg. Dem württembergischen König Wilhelm I. wird die Zustimmung nachträglich am 25. 4. 1849 mühsam abgerungen.

7) An das Volk in Baden! Aufruf des provisorischen Landesausschusses der Volksvereine in Baden, Mannheim, den 6. 5. 1849, abgedruckt in: Vollmer, Franz: Der Traum von der Freiheit, Stuttgart 1983, Seite 291.

8) Die Landesversammlung in Offenburg, Offenburg, den 13. 5. 1849, zitiert nach: Deutscher Bun-

destag (Hrsg.), Fragen an die deutsche Geschichte, Bonn 1981, 7. Auflage, Seite III/96.

9) Vgl. Vollmer, Franz: Der Traum . . . a. a. O., Seite 296.

10) Dieses Vorkommnis schildert der preußische Soldat Carl Ernst Nocke in einem Brief an seine Eltern. In: Deutsche Briefe, 1750–1950, Frankfurt 1988, Seite 606.

11) Vgl. Valentin, Veit: Geschichte der deutschen Revolution von 1848

12) Aufruf der provisorischen Regierung der Rheinpfalz an die Franzosen, Kaiserslautern, den 10. 6. 1849, Bundesarchiv Frankfurt, DB 61 I.

13) Struve, Gustav: Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden, Bern 1849, Seite 299.

14) Neue Preußische Zeitung, erste Beilage vom Dienstag, den 3. Juli 1849. Nr. 151.

15) Vgl. Neue Preußische Zeitung, a. a. O.

16) Vgl. Karlsruhe Zeitung a. a. O.

17) Vgl. Militär. Wochenblatt Berlin 1850, Seite 49.

18) Ludwig Pfau: Badisches Wiegenlied, 1849.

Literaturverzeichnis

Bedürftig, Friedemann, Herausgeber, Preußisches Lesebuch, Stuttgart 1981.

Conze, Werner,

Epochen deutscher Nationbildung in: Funkkolleg Geschichte, Studienbegleitbrief 10, Tübingen 1980.

Deutscher Bundestag, Herausgeber,

Fragen an die deutsche Geschichte, Bonn 1981

Fenske, Hans,

Der liberale Südwesten, Stuttgart 1981.

Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED,

Karl Marx – Friedrich Engels, Band 7, Berlin 1982. Kultusministerium Rheinland-Pfalz, Herausgeber,

1832–1982 Hambacher Fest, Neustadt a. d. W. 1982.

Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, Herausgeber,

Von der Ständeversammlung zum demokratischen Parlament, Stuttgart 1982.

Mattenklott, Gert Schlaffer, Hannelore Schlaffer, Heinz, Herausgeber,

Deutsche Briefe 1750–1950, Frankfurt am Main 1988.

Spengler, Oswald,

Der Untergang des Abendlandes, München 1983

Struve, Gustav,
Geschichte der drei Volkserhebungen in Baden,
Bern 1849.
Valentin, Veit,
Geschichte der deutschen Revolution von 1848–
49, 2. Band, Aalen 1968.

Vollmer, Franz,
Der Traum von der Freiheit, Stuttgart 1983.
Karlsruher Zeitung, Karlsruhe 1849.
Militär-Wochenblatt, 34. Jahrgang, Berlin 1850.
Neue Preußische Zeitung, Berlin 1849.

Uf d Welt kumme

bin i
zwischen Rosenegg und de Aach.
Etz wohn i uf de Höri.
Zwischedinn hots mi
dohii und detthii veschlage.
Wiit kumme bin i
einewäg it.

Bisch z Radolfzell in
Kinderschuel ggange
wa witt do später
Prophet si
sell schlag dr glei usem Kopf.
Werr Lehrer
sell dürft lange
wa witt au all meh!
Versle brinzle ka jeder
wa soll do debii si
und Bildle moole ischt
nint wie Hungerleiderei.

Also
i brinzle Versle
wie jeder andere au
und Bildle mool i daß i woß
wa due i de Ferie
wo mr als Lehrer hot.
E Läbelang gang i

i d Schuel zu de Kinder vu dene
wo monnet: hots der aber guet.
Wenn sis gschafft hond
die Kinder
rennet si usi i d Welt –
mi lont si gern hocke.

Prophet si
sell wird au fir die
kon Schleck it.

Aus: „reit ritterle reit“, Geschichte in der Mundart
vom Bodensee, Verlag Stadler, Konstanz, 1979

„ . . . geschlagen wurde überall.“

Zwangsarbeiter aus der Sowjetunion in Baden 1941–1945

Bernd Boll, Freiburg

„Ob bei dem Bau eines Panzergrabens 10 000 russische Weiber an Entkräftung umfallen oder nicht, interessiert mich nur insoweit, als der Panzergraben für Deutschland fertig wird.“¹⁾ So beschrieb gut zwei Jahre nach dem Beginn des Überfalls der Wehrmacht auf die Sowjetunion Hitlers oberster Polizeichef Heinrich Himmler die Politik des NS-Regimes gegenüber der russischen Bevölkerung. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Nazis bereits sechseinhalb Millionen Ausländer, Zivilisten wie Kriegsgefangene, zum „Arbeitseinsatz“ ins Deutsche Reich geschafft. Mehr als ein Drittel von ihnen waren Russen.²⁾

Arbeitskräfte, besonders Facharbeiter für die Rüstungsindustrie, waren knapp im deutschen Eroberungskrieg, um sie lieferten sich Wehrmacht und Industrie erbitterte Gefechte. Einen generellen Arbeitszwang für deutsche Frauen scheute die Regierung aus Rücksicht auf die Stimmung im Land. Stattdessen forcierte sie die Zwangsarbeit für die Kriegsgefangenen und die Zivilisten der besetzten Länder, und die „Vernichtung durch Arbeit“ für KZ-Häftlinge, die trotz der unmenschlichen Lebensbedingungen noch arbeitsfähig waren. Die Ausbeutung von Zwangsarbeitern beschränkte sich indes weder auf die großen Rüstungskonzerne noch auf die industriellen Zentren. Überall, selbst in den kleinsten Dörfern, waren die Ausländer Teil des Kriegsalltags.³⁾

Das Nazireich überzogen zehntausende von Zwangsarbeiterlagern. Allein die Industriebetriebe in Baden unterhielten im Juni 1944 mehr als 800 Lager für Zivilarbeiter, nicht gerechnet die Sammellager von Gemeinden oder Verbänden; für die Kriegsgefangenen

kann man mindestens weitere 1000 Lager annehmen.⁴⁾ Bereits Ende 1942 war jeder zehnte Arbeitsplatz in Baden mit einem ausländischen Zivilarbeiter besetzt, insgesamt belief sich ihre Zahl auf 66 444.⁵⁾ Zusammen mit den rund 30 000 Kriegsgefangenen arbeiteten gegen 100 000 ausländische Zwangsarbeiter in Baden.⁶⁾ Im Dezember 1943 waren etwa 20 Prozent aller Beschäftigten in der badischen Rüstungsindustrie Ausländer.⁷⁾ Jeder dritte Zivilarbeiter in Baden kam aus der Sowjetunion; die Hälfte von ihnen waren Frauen, der Anteil der Kinder und Jugendlichen war erheblich.

Die faschistische Utopie einer europäischen Nachkriegsordnung

Das Zwangsarbeiterprogramm der faschistischen deutschen Führung gab der Welt einen Vorgeschmack auf das, was sie nach einem deutschen Sieg erwartete: eine „europäische Großraumwirtschaft“ unter deutscher Hegemonie, in der andere Länder nur insofern eine Existenzberechtigung hatten, als sie zur politischen und wirtschaftlichen Vormachtstellung des Großdeutschen Reichs beitrugen. Eine Welt, in der Völker nach rassischen Merkmalen selektiert und in eine Hierarchie minder- und höherwertiger Menschen gepreßt worden wären, auf Gedeih und Verderb der Herrschaft der „arischen Übermenschlichen“ ausgeliefert.

Um, wie es hieß, „Gefahren für Rasse und Volkstum des deutschen Volkes“ abzuwehren, erließ Heinrich Himmler als Chef der deutschen Polizei 1942 eine Verordnung, in der er den Wert der einzelnen „fremdvölki-

schen Arbeiter“ exakt differenzierte. Ganz oben in der Hierarchie standen die germanischen Völker, die Holländer, Flamen und Dänen. Dann folgten die Angehörigen verbündeter und befreundeter Staaten wie Italiener, Spanier und Ungarn. Als nächste die Arbeiter der besetzten Gebiete im Westen, vor allem Belgier und Franzosen, anschließend die der Staaten im Südosten wie Griechen und Serben. Noch unter diesen standen die Böhmen und Mähren, unter diesen wiederum die Angehörigen der ehemaligen baltischen Staaten. Es folgten schließlich die Ukrainer und Weißruthenen, die Polen, und ganz am Ende die russischen Arbeiter.⁸⁾

Menschenjagden in der Sowjetunion

Bis Ende 1941 waren mehr als 3 Millionen Soldaten der roten Armee in deutsche Kriegsgefangenschaft geraten. Fast zwei Drittel von ihnen verhungerten, erfroren oder kamen durch Seuchen ums Leben. Die übrigen litten in einem solchen Maß an Unterernährung und Krankheiten, daß die meisten von ihnen zunächst bei Bauern untergebracht wurden, die sie, wie es hieß, „aufzupäppeln“, das heißt, für die Arbeit in der Industrie einsatzfähig zu machen hatten. Im Januar 1942 trafen in Baden rund 150 russische Kriegsgefangene für die Sägerei Himmelsbach in Freiburg, das Aluminiumwalzwerk Wutöschingen und andere Firmen ein. Zwei von ihnen starben kurz nach der Ankunft, alle anderen mußten, nachdem sie wenige Tage gearbeitet hatten, ins Lazarett gebracht werden, da eine Fleckfieberepidemie ausgebrochen war.⁹⁾

Wie zuvor in Polen ging die deutsche Besatzungsmacht seit Ende 1941 auch gegen die Zivilbevölkerung in der Sowjetunion vor. Deutsche Arbeitsämter erfaßten die Bevölkerung der okkupierten Gebiete und forderten sie zur Arbeitsleistung im Deutschen Reich auf. Da die Meldezahlen von Freiwilligen nicht ausreichten, gingen die Besatzer bald dazu über, ganze Viertel, Straßen und Plätze

abzuriegeln, alle Passanten zu verhaften und die Arbeitsfähigen zur Arbeit nach Deutschland zu deportieren.

Vorausgegangen war allerdings ein monatelanger Konflikt zwischen Ideologen und Technokraten in der Führung um die Frage, ob es politisch vertretbar sei, „bolschewistische slawische Untermenschen“ in Massen innerhalb der Reichsgrenzen unterzubringen. Hitler entschied schließlich zugunsten der an ständigem Arbeitermangel laborierenden Wirtschaft, und seit Anfang 1942 rollten die Transportzüge auch aus der Sowjetunion heran, überfüllt mit Menschen, die einem ungewissen Schicksal im Land des Feindes entgegensehen.¹⁰⁾

Eine Augenzeugin beschrieb die Ankunft eines solchen Menschentransports auf dem Freiburger Hauptbahnhof: „Ich wollte mich am Hauptbahnhof nach der Ankunft eines Zuges erkundigen, als ich in der Halle eine Gruppe von ca. 60 Frauen jeden Alters mit Kindern und Säuglingen, zusammengedrängt von Soldaten mit Gewehren bewacht, stehen sah. Mehrere saßen oder lagen auf dem Boden. Die Menschen machten einen stumpfsinnigen, uninteressierten, erschöpften Eindruck, waren total verdreckt und ungepflegt, und viele hatten nur Lumpen um die Füße gewickelt. Soweit man die Haare sehen konnte, die meisten trugen Kopftücher, waren sie ungekämmt und verfilzt. Von der Gruppe ging ein unbeschreiblicher Gestank aus, so daß die ganze Wahrnehmung einen abstoßenden, ekligen Eindruck erweckte, was auch bei jedem Beobachter festzustellen war. Und genau dies wurde damit auch bezweckt!“¹¹⁾

Wie es in diesen Deportationszügen aussah, verdeutlicht ein Eintrag im Kriegstagebuch des Rüstungskommandos Freiburg vom August 1942: „Hinsichtlich Qualität haben die Firmen in St. Georgen nur ein Menschenmaterial erhalten, das, soweit es nicht wegen körperlicher Gebrechen, Krätze, Tuberkulose oder wegen Ansteckungsgefahr für die deutschen G.(efolgschafts)A.(ngehörigen)

wieder sofort zurückgeführt werden mußte, sich zum Anlernen für fein- und feinstmechanische Fertigung trotz erdenklichster Mühe seitens der Betriebsleitungen durchaus nicht eignet.“¹²⁾ Mit dem Transport waren aber die Leiden der russischen Männer, Frauen und Kinder noch nicht zu Ende.

Lageralltag

Sie wurden in große Sammellager gepfercht, in denen sie von der deutschen Bevölkerung und den anderen Ausländern abgesondert blieben. Im Gegensatz zu den Arbeitern aus den westlichen Staaten war es ihnen nicht erlaubt, Gasthäuser und Kinos zu besuchen oder auch nur spazierenzugehen. Wie für die Polen galt für Russen eine Ausgangssperre, nur an zwei Sonntagen im Monat konnten sie das Lager für wenige Stunden verlassen. Am Morgen wurden sie von bewaffneten Wachmannschaften vom Lager zur Arbeit geführt und mußten, wenn sie keine Spät- oder Nachtschicht hatten, bis 21 Uhr im Lager zurück sein.¹³⁾

Wie sah der Alltag in diesen Lagern aus? Enge, überfüllte Stuben mit doppel- und dreistöckigen Betten, primitive Einrichtungen: ein Tisch, Stühle und Bänke, ein Spind – mehr gab es nicht. Als Wohnung war diese Unterkunft nicht zu bezeichnen, aber das war auch gar nicht beabsichtigt. „Im Lager wird nicht gewohnt“, schreibt der russische Schriftsteller Vitalij Sjomín über seine Erfahrungen als Zwangsarbeiter in Deutschland, „Das Lager ist die Fortsetzung der Fabrik. Der Mensch arbeitet in der Fabrik, dann wird er ins Lager befördert, damit er sich wieder für die Arbeit rüsten kann. Er erhält und verzehrt seine Ration, liegt auf der Pritsche und hegt die wahnsinnige, endlos aufgestaichelte Hoffnung, irgendwo eine Zigarettenkippe aufzutreiben und den Tabaksqualm in die Lungen einzusaugen.“¹⁴⁾

Im August 1942 besichtigte der Amtsarzt das Ostarbeiterlager in der Freiburger Habsbur-

gerstraße, in dem damals 160 Russinnen und Russen hausten. Sein Gutachten beschrieb drastisch die dort herrschenden hygienischen Verhältnisse: Die Leute besaßen nur die Kleider, die sie am Leib trugen, auch zur Arbeit. Sie litten unter Läusen und Flöhen, die in vielen Fällen Hautkrankheiten verursachten. Die Waschgelegenheiten waren völlig unzureichend, weshalb sich die meisten Russen im Gewerbekanal neben dem Lager wuschen. Es standen nur 3 Toiletten zur Verfügung, die jeden Morgen völlig verunreinigt waren. In der Küche fehlten Kochkessel, die Köche trugen keine Arbeitskleidung, noch nicht einmal eine Schürze. Wegen dieser Verhältnisse war der Krankenstand überdurchschnittlich, aber ein Arztzimmer gab es nicht – die Kranken wurden im Büro des Lagerverwalters untersucht.¹⁵⁾

Nicht viel besser waren die Verhältnisse im Offenburger Russenlager, das mit bis zu 1000 Menschen belegt war. Einer, der nicht weit davon arbeitete, der holländische Zivilarbeiter Alfons van Buiten, erinnerte sich an die Zustände in diesem Lager: „Es waren Mütter da mit kleinen Kindern, die den ganzen Tag im Gelände herumliefen, auch bei strengem Winter, bei extremer Kälte. Das Lager war noch schlimmer als ein Viehstall, und geschlagen wurde überall.“¹⁶⁾

Ausbeutung

Abgesehen von all diesen Diskriminierungen ließ man die Russen und Polen die niedrigsten, gefährlichsten und schwersten Arbeiten ausführen. Die Vorstellung von Arbeit als Strafe bestimmte lange die Verteilung der verschiedenen Nationen auf die einzelnen Branchen, und so wurden die Russen vorwiegend in Steinbrüchen, im Straßenbau oder zu anderen Tätigkeiten eingesetzt, in der Industrie etwa in Eisengießereien oder als Heizer bei der Bahn.

Unterschiedlich wie die sonstige Behandlung war auch die Entlohnung der Zwangsarbei-

ter. Für die Höhe des Lohns waren die Staatsangehörigkeit und der Status – Zivilist oder Kriegsgefangener – ausschlaggebend. Westliche Kriegsgefangene bekamen anfangs rund 10 Prozent, später bis zu 20 Prozent des Tariflohns; sowjetische Kriegsgefangene höchstens die Hälfte, im Extremfall 2 bis 3 Pfennige in der Stunde. Damit waren sie die billigsten Arbeitskräfte überhaupt. Allen Kriegsgefangenen wurde ihr Lohn allerdings nicht in Reichsmark, sondern in Lagergeld ausgezahlt, einer Ersatzwährung, die außerhalb des Lagers nur in wenigen Geschäften angenommen wurde.

Auch unter den Zivilarbeitern beuteten die Nazis die Russen am intensivsten aus. Formell erhielten sie zunächst die üblichen Tariflöhne, doch nach Abzug einer progressiven Steuer, die bis zu drei Vierteln des Lohns ausmachte, blieb netto kaum etwas übrig. Erst als die Behörden einsehen mußten, daß sie unter diesen Umständen niemals die volle Arbeitsleistung erwarten konnten, hoben sie die Löhne für die Russen schrittweise an, ohne ihnen allerdings für die gleiche Arbeit jemals den vollen Lohn zu zahlen. Außerdem nahmen sie ihnen für Unterkunft und Verpflegung den größeren Teil des ausbezahlten Lohns wieder ab.¹⁷⁾

Der ständige Hunger

Russen wie Polen war der Zutritt zu den Betriebskantinen verboten, ihr Mittagessen kam aus dem Lager. „Die Russen wurden schändlich behandelt und ausgebeutet. Mittags wurde ihr Essen in Milchkanne angefahren, es bestand aus warmem Wasser mit Kohlrübenstückchen darin. Wie diese Menschen am Leben geblieben sind, ist mir heute noch ein Rätsel.“¹⁸⁾ Dazu gab es ein kleines Stück Russenbrot aus Zuckerrübenmehl und anderen Ersatzstoffen. Nach der Arbeit dann noch einmal das gleiche im Lager: verdorbene Lebensmittel, wenig Kalorien und Nährstof-

fe, zu viel zum Leben und zu wenig zum Sterben.

Vitalij Sjomín beschreibt den vielstufigen Druck, der durch diese Behandlung erzeugt wurde: „Die schmutzigste Suppenbrühe und die schmutzigste Arbeit war uns Russen zugedacht und vorbehalten. Die Polen bekamen etwas mehr Brot und Zigaretten. Der Unterschied bemaß sich nach Grammen. Wichtig war nicht die Menge, wichtig war der Unterschied. Bisweilen tauchten Unklarheiten auf: wie soll man zum Beispiel die Balten einstufen? Doch einem jeden war seine Stufe zugeteilt. Je sauberer die Suppe, desto leichter die Arbeit, desto sanfter die Behandlung.“¹⁹⁾

Repression und Widerstand

Ein drakonisches Strafsystem hielt die Arbeiter aus der Sowjetunion in ständiger Angst, ein Versehen, ein kleiner Fehler konnte den Tod bedeuten. Mit Konzentrationslager bedroht waren wie eigenmächtiges Verlassen des Arbeitsplatzes, Langsamarbeiten, Streik oder andere Verstöße gegen die faschistische Arbeitsordnung, aber auch sexuelle Beziehungen zu anderen Ausländern oder Ausländerinnen. Unweigerlich die Todesstrafe zogen kommunistische Propaganda, Sabotage – und der Begriff war sehr dehnbar –, Flucht und sexuelle Beziehungen zu Deutschen nach sich.²⁰⁾

Zahlreiche ausländische Arbeiter landeten im Konzentrationslager für Handlungen, die von Widerstand weit entfernt waren. Das widerfuhr einem zwanzig Jahre alten Russe bei der Freiburger Firma Hellige, weil er sich weigerte, wie alle anderen Russen in Holzschuhen zu arbeiten.²¹⁾ Er wurde wahrscheinlich im KZ ermordet. Andere kamen für Taten, die sie niemals begangen hatten, vor die Sondergerichte – und schon eine Anklage bedeutete hier fast das sichere Todesurteil. Stellvertretend sei hier der Fall des 21 Jahre alten ukrainischen Landhelfers Michael J. in Durbach geschildert. Er stand 1944 vor

dem Sondergericht Freiburg, weil er angeblich den Bauernhof seines Arbeitgebers niedergebrannt hatte. Für diese Anschuldigung fanden sich weder Beweise noch Indizien. Seinen Unschuldsbeteuerungen schenkte das Gericht unter Vorsitz von Landgerichtspräsident von Frankenberg keinen Glauben. Stattdessen bemühte es die russische Literatur, um zu beweisen, „daß die Reaktionsweise solcher Ostländer eine von der unseren gänzlich verschiedene“ sei, weshalb oft aus nichtigen Anlässen schwere Verbrechen begangen würden. Außerdem unterstellte das Gericht dem Angeklagten eine politische Motivation, mit der aberwitzigen Begründung, daß er sich nur deshalb freiwillig zum Arbeitseinsatz nach Deutschland gemeldet habe, um dem deutschen Volk „bei sich bietender günstiger Gelegenheit Schaden zuzufügen“. Michael J. starb am 29. März 1944 in der Strafanstalt Stuttgart unter dem Beil des Scharfrichters.²²⁾

Überdies hatten die Parias unter den Ausländern spezielle Kennzeichen zu tragen: die Polen ein „p“ und die Russen ein Abzeichen mit der Aufschrift „Ost“, das sie sofort als Ausländer erkennen ließ, von denen jeder deutsche Volksgenosse Abstand zu halten hatte. Aber das konnte auch der schärfste staatliche Terror nicht immer durchsetzen. Vor allem viele katholische Priester ließen es sich nicht nehmen, trotz offiziellen Verbots Russen und Polen wie alle anderen Christen zu behandeln. Den katholischen Pfarrer von Staufen etwa bedrängte die Gestapo insgesamt 13 Mal, weil er Ukrainer zum Gottesdienst zugelassen hatte. Nach dem letzten Besuch verabschiedete sich der Beamte mit der Drohung, er „werde im Wiederholungsfalle zugreifen, und zwar nicht sachte.“²³⁾

Diese unmenschliche Behandlung ließ viele Zwangsarbeiter, vor allem im Grenzgebiet zur Schweiz, ihr Heil in der Flucht suchen. Auch das war äußerst riskant und konnte tödlich ausgehen, trotzdem unternahm Tausende wenigstens den Versuch. Offener,

organisierter Widerstand war dagegen die Ausnahme. Die bedeutendste Widerstandsorganisation unter den Zwangsarbeitern aller Nationen war die „Brüderliche Vereinigung der Kriegsgefangenen“ (BSW), die Offiziere der Roten Armee Ende 1942 in einem Kriegsgefangenenlager in München gegründet hatten. Die Gruppe plante die Bewaffnung aller Ausländer in Deutschland, den gewaltsamen Sturz des NS-Regimes, Hilfeleistung für die erwarteten alliierten Truppen und Sabotageakte.

Unter russischen Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern fand die BSW zahlreiche Anhänger, und bald waren Verbindungen zu auswärtigen Städten hergestellt: Mitte 1944 unterhielt die Organisation Ortskomitees in Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Offenburg und in anderen Städten in Baden. Ihre weitverzweigte Tätigkeit war allerdings der Gestapo nicht verborgen geblieben, der es seit 1943 zunehmend gelang, die BSW zu infiltrieren. Im März 1944 kam es zu den ersten Festnahmen in Baden, zwischen Mai und Juli wurden über 350 Mitglieder verhaftet. Bis zum Herbst war die Organisation im ganzen Reich endgültig zerschlagen, ihre Mitglieder wurden in die Konzentrationslager Dachau und Mauthausen eingeliefert und dort ermordet.²⁴⁾

Auch wenn die BSW ein Einzelfall blieb, der das Regime letztlich nicht destabilisieren konnte, löste die Aufdeckung des BSW doch beträchtliche Unruhe unter den Nazibehörden aus, zumal nachdem die Alliierten im Juni 1944 in der Normandie gelandet waren und die Front sich Baden unaufhaltsam näherte. Im August und September 1944 verhaftete die Gestapo im Raum Freiburg etwa zwanzig Ausländer verschiedener Nationalität, denen Arbeitsvertragbruch, Wehrkraftzersetzung, deutschfeindliche Äußerung, Mitgliedschaft in einer illegalen Organisation, Fluchtbegünstigung und dergleichen vorgeworfen wurde. Bei einem russischen Arbeiter fand man ein Gewehr und Muni-

tion. Vom Lilienhof bei Ihringen wurden 18 Russen versetzt, weil sie revoltiert hatten. Die deutschen Behörden stellten unter den Ausländern zunehmend eine große Unruhe fest, deren Ursache ihnen verborgen blieb und die sie in der Panik des Untergangs nur als Anzeichen einer Verschwörung deuten konnten.²⁵⁾

Das Ende der Zwangsarbeit

Nachdem die Alliierten die Herrschaft der Nationalsozialisten beendet hatten, schickten die Franzosen ihre Landsleute umgehend in die Heimat zurück, wenige Tage später auch die Holländer und Belgier. Die Arbeiter aus dem Osten mußten noch länger auf ihre Heimkehr warten und wohnten indessen weiterhin in Lagern. Der Badische Bahnhof in Basel, die Vaubankaserne in Freiburg und die Offenburger Ihlenfeldkaserne waren für die nächsten Monate Sammellager für Russen und Polen, die auf die Repatriierung warteten.

Noch Wochen, nachdem der Krieg in Baden zu Ende war, fand der faschistische Terror unter ihnen seine Opfer. In den frühen Morgenstunden des 4. Mai 1945 zerrissen drei Detonationen die Stille der Sperrstunde in Offenburg. Durch die Explosion wurden drei Gebäude der Ihlenfeldkaserne vollständig zerstört. Zum Aufräumen holten die Franzosen ehemalige örtliche Nazifunktionäre, die inzwischen verhaftet worden waren, aus dem Gefängnis. Sie bargen aus den Trümmern 114 tote und noch mehr schwer verletzte Russen. Wie sich herausstellte, hatte die Wehrmacht vor ihrer Flucht Minen in die Kasernengebäude eingemauert und mit Zeitzündern scharf gemacht.²⁶⁾ An sie, wie an andere russische Opfer des Faschismus in Baden, erinnern Gedenksteine, die die Regierung der Sowjetunion nach dem Krieg auf den Friedhöfen errichten ließ. Sie und ihre Geschichte dem kollektiven Gedächtnis zurückzugeben ist es längst an der Zeit.

Anmerkungen

¹⁾ Heinrich Himmler auf der SS-Gruppenführertagung in Posen, 4. 10. 1943: Dok. PS 1919, IMT Bd. 29, S. 110ff.

²⁾ Ulrich Herbert, Der „Ausländereinsatz“. Fremdarbeiter und Kriegsgefangene in Deutschland 1939–1945 – ein Überblick, in: Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Heft 3 (1986), S. 13–54, hier S. 15 und 17.

³⁾ Die bislang umfassendste Arbeit zum Thema Zwangsarbeit ist das Buch von Ulrich Herbert: Fremdarbeiter. Politik und Praxis des „Ausländereinsatzes“ in der Kriegswirtschaft des Dritten Reiches, Berlin Bonn 1985. Zu Baden vgl. Bernd Boll: „... für praktisch jedermann die reine Sklaverei.“ Erinnerungen ehemaliger Zwangsarbeiter aus Holland an ihren Alltag in Offenburg 1943/44, in: Allmende 21/22 (1988), S. 50–82.

⁴⁾ Gauhauptamtsleiter der Gauleitung Baden, R. Roth, an Gaustabsamtsleiter Schuppel, 17. 7. 1944: Dok. 804–D, IMT Bd. 35, S. 634–647, hier S. 646.

⁵⁾ Landesarbeitsamt Südwestdeutschland an Gauleitung Baden, 4. 12. 1942: Generallandesarchiv Karlsruhe (GLA) 465d–92.

⁶⁾ Zentrale Stelle der Landesjustizverwaltungen Ludwigsburg (ZStL) – Dokumentensammlung 233 Verschiedenes.

⁷⁾ Bundesarchiv/Militärarchiv (BA/MA) RW 20–5/13 bis 18, RW 20–5/36, RW 20–5/39, RW 20–5/56.

⁸⁾ Merkblatt der Staatspolizeileitstelle Dresden, 16. 11. 1942, in: Dokumentation – Ausgrenzung – Deutsche, Behörden und Ausländer, in: Beiträge zur nationalsozialistischen Gesundheits- und Sozialpolitik, Heft 3: Herrenmensch und Arbeitsvölker. Ausländische Arbeiter und Deutsche 1939–1945, Berlin 1986, S. 131–141, hier S. 136–138.

⁹⁾ KTB des RüKdo Villingen, 31. 1. 1942: BA/MA RW 21–21/3.

¹⁰⁾ U. Herbert 1985, S. 137–179.

¹¹⁾ Verfolgung, Widerstand, Neubeginn in Freiburg 1933–1945. Eine Dokumentation, Hrsg. von der Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes (VVN), Kreis Freiburg, Freiburg 1989, S. 212.

¹²⁾ Kriegstagebuch des Rüstungskommandos Villingen, 22. 8. 1942: (BA/MA) RW 21–21/3.

¹³⁾ U. Herbert 1985, S. 156.

¹⁴⁾ Vitalij Sjomín, Zum Unterschied ein Zeichen, Reinbek 1989, S. 8.

¹⁵⁾ Gutachten von Obermedizinalrat Dr. Pfunder, 4. 8. 1942: Stadtarchiv Freiburg C4/XII/10/1.

¹⁶⁾ B. Boll 1988, S. 65.

¹⁷⁾ B. Boll 1988, S. 54.

¹⁸⁾ Mitteilung von P. Hendriks, in: B. Boll 1988, S. 63.

¹⁹⁾ V. Sjomin 1989, S. 71/72.

²⁰⁾ Merkblatt für sowjetrussische Arbeitskräfte: Staatsarchiv Freiburg (StAF), Landeskommissär Konstanz, Generalia, Fasz.1685.

²¹⁾ VVN 1989, S. 214.

²²⁾ Hans Wüllenweber, Sondergerichte im Dritten Reich. Vergessene Verbrechen der Justiz, Frankfurt/M. 1990, S. 180–182.

²³⁾ Katholisches Stadtpfarramt Staufen an Erzbi-

schöfliches Ordinariat Freiburg, 2. 10. 1942: Archiv des Erzbischöflichen Ordinariats Freiburg (EAF) 47/40.

²⁴⁾ Gestapo-Bericht „Aufdeckung des BSW“: Institut für Marxismus-Leninismus beim ZK der SED – Zentrales Parteiarchiv NJ 1434; vgl. U. Herbert 1985, S. 316–318.

²⁵⁾ VVN 1989, S. 218/19.

²⁶⁾ B. Boll 1988, S. 57.



Bodensee-Texte: Manfred Bosch

„Ein schwärmerisches Lob“

Weil man über den Fortschritt heute anders denkt als noch Mitte der sechziger Jahre, darf man froh sein, daß er diese Gegend so lange Zeit nur gedämpft und verhalten erreicht hat. Deswegen ist vieles auch erst im zweiten Anlauf zerstört und kaputtentwickelt worden, was man anderswo schon auf Anhieb geschafft hat. Dabei hatte der Dichter und Naturschützer Ludwig Finckh bereits in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts so vehement wie vergeblich für die Ursprünglichkeit der Bodenseelandschaft und der Bodenseeufer gekämpft. Doch trotz ihrer zunehmenden Verbauung, trotz der längst zum ökologischen Problem gewordenen Erschließung des Bodensees findet dieser bis heute sein schwärmerisches Lob. Der lyrische Kniefall gehört hier seit Dichtergenerationen zum literarischen Pflichtprogramm. Seit die Droste sich mit dem halben Honorar ihres zweiten Gedichtbandes bei Cotta das Fürstehäuschen hoch über dem See verdient hat, glauben ganze Lyrikerscharen, dem Bodensee das Wasser reichen zu müssen. Selbst ausgesprochene literarische Trockenschwimmer hat der See schon zum lyrischen Sprung ins Wasser verleitet. Und welche süddeutsche Lokalität hätte öfter zur Metaphernprobe antanzen dürfen als der Bodensee? Auch hat er sich seit Einführung der Kodak-Zeitrechnung auf einen anstrengenden Dauerposier-Vertrag eingelassen, dem er seither mit der launischsten Wechselhaftigkeit fulltime nachzukommen hat. Am liebsten möchte man gewissen Schwärmern mit der alemannischen Nüchternheit des Winterthurer Schriftstellers Ulrich Hegner kommen, der gegenüber einem aus dem Häuschen geratenen Reisehandbuch-Autor seinem Unmut so Ausdruck gegeben hat: „... ist es nicht unerträglich, keine halbe Stunde zurückzulegen, und sich in dem Buche über die Beschaffenheit und Geschichte des Landes Rath erholen zu können, ohne den Aufforderungen zu weiten, prächtigen, herrlichen Aussichten, Standpunkten, reizenden, außerordentlichen Naturscenen unterbrochen zu werden, dergleichen man denn doch anderswo auch schon gesehen, ohne daß daselbst so viel Aufhebens davon gemacht wird? Fühle, phantasiiere man meinetwegen soviel als man wolle, das ist recht ... nur sey man sparsam mit Aufforderungen, Anleitungen und Fingerzeigen dazu, denn diese sind gerade das Gift jedes wahren Gefühls.“

Schließlich hat es der Bodensee auch in der Malerei noch zu etwas gebracht, nachdem er lange hinter Rügen und der Nordseeküste, hinter dem Rhein und den oberbayerischen Seen zurückstehen mußte. So geht es einem, wenn man das Pech hat, auf dem Weg nach Italien zu liegen. Wem der Bodensee bereits den nahen Süden ankündigt, der packt seine Staffelei hier nicht mehr lange aus, dafür sind Florenz und Rom schon zu nah. Da ist dann auch mit geographischen Analogien wie „Venedig des Bodensees“ (für Lindau), „Nizza des Bodensees“ (für Überlingen) oder „Schwäbische Riviera“ (für den See insgesamt) wenig zu wollen. Als schieres Arkadien taugt der Bodensee nun einmal nur zeit- und teilweise. Im zwanzigsten Jahrhundert haben das immerhin Dix und Heckel, Purmann und Muche, Ackermann und Bissier, Macketzanz und Ficus bezeugt, die zusammen mit anderen den Ruf des Bodensees als Landschaft der Kunst am kräftigsten belebt haben. Dagegen ist jene literarische Kolonie in Mammenbach auf dem schweizerischen Untersee-Ufer nur wenigen bekannt, die René Schickele im Ersten Weltkrieg um seine pazifistischen „Weißen Blätter“ geschart hat; ihr gehörten zeitweise einige der bekanntesten Expressionisten an: Ludwig Rubiner und Leonhard Frank, Albert Ehrenstein und Ferdinand Hardekopf, Hans Richter und im nahen Uttwill auch Carl Sternheim. In Konstanz blieb nach dem Ersten Weltkrieg soviel Literaten- und Künstlervolk hängen, daß Norbert Jacques in seinen Erinnerungen von einer „Nachkriegskirmes“ spricht. Auch die Ereignisse des Zweiten Weltkrieges spülten wieder allerhand Künstler in die Seestadt; an einem der ganz wenigen unzerstörten Theater Deutschlands schlug damals Heinz Hilpert sein Zelt auf. „Die alteingesessenen Konstanzer“, so spottete damals der in Unteruhldingen wohnhafte Rudolf Hagelstange über die heimische Kurzsichtigkeit, den Theatermann nach kurzer Zeit wieder ziehen zu lassen, „dürftigen in der Stille ihres Herzens nie daran gezweifelt haben, daß es (das Theater) nur ein Zelt bleiben würde. Als man von ihnen mehr als nur Duldung erwartete, schlugen sie trotz des milden Winters den Mantelkragen hoch ... Sie wollten kein Deutsches Theater in Konstanz machen. Sie wollten Konstanzer Theater in Konstanz und – von dieser Seite her – ihre Ruhe haben.“

Aus: „Bodensee“, Karl-Heinz Raach/Manfred Bosch, Ellert und Richter Verlag, 1989

Teufelskreis von Befehl und Gehorsam

Ein Kriegsverbrechen im Kreis Rastatt 1944

Thomas Adam, Bruchsal

I.

Nicht selten stößt der aufmerksame Leser noch heute bei der Lektüre seiner Tageszeitung auf Berichte über Lynchakte aufgebraucher Volksmengen gegen wirkliche oder vermeintliche Straftäter: Diebe werden gesteinigt, Vergewaltiger mit Benzin übergossen und verbrannt, Verräter erhängt. In Deutschland ist der Begriff des Lynchens seit 1841 bekannt, und mit niemals zuvor realisierter Härte prägte er den europäischen Kriegsschauplatz der Jahre 1939 bis 1945 an allen Fronten und dahinter. Er prägte ihn in Polen, wo ungezählte Deutsche während des Bromberger Blutsonntages massakriert wurden, er prägte ihn auf Kreta, dem Schauplatz britischer Morde an Wehrmachtsangehörigen, er prägte ihn in Rußland, dessen Rote Armee notgelandete deutsche Piloten nicht ohne System erschoss. Und er prägte ihn in Deutschland selbst, wo sich 1944/45 Zivilisten und Militäranghörige in Erregung oder auf höheren Befehl an niedergegangenen alliierten Flugzeugbesatzungen vergriffen. Hunderte solcher Tötungen und Mißhandlungen ereigneten sich im Deutschen Reich, für die eine noch größere Zahl seiner Bürger – bis hin zu Mitarbeitern des Auswärtigen Amtes, Militärs und mehreren Gauleitern – nach Kriegsende von Gerichten in der britischen und amerikanischen Besatzungszone zur Verantwortung gezogen wurde.

Der Bombenkrieg hatte sich nach 1939 rapide zur selbständigen Disziplin innerhalb einer Kriegsführung entwickelt, die (gleich auf welcher Seite) moralische Erwägungen hintanstellte. Die Stationen dieser Entwicklung tragen allegorische Namen: Rotterdam und

Coventry nicht minder denn Hamburg und Dresden. War es nicht ein Wort Winston Churchills, das Hauptangriffsziel der britischen Bomberpiloten habe die Moral der deutschen Zivilbevölkerung, vor allem der Arbeiterschaft zu sein? So steigerte sich der alliierte Luftkrieg zu wahnsinnigem Taumel: über ein Drittel der annähernd anderthalb Millionen Tonnen Bomben, die auf Deutschland herabregneten, fiel in den letzten fünf Monaten des Krieges. Zu diesen großangelegten Luftangriffen gesellte sich obendrein eine ständige Bedrohung durch Tiefflieger, die bewußt gegen Zivilisten vorgingen und auf Personenzüge, Bauern, Schulkinder und gar Trauergemeinden schossen.

Entsprechend hohe Wellen des Hasses schlugen notgelandeten Feindfliegern entgegen. Die Zeitzeugin Maria Briesen erinnert sich: „Wir waren nicht nur wütend auf die Nazis. Wenn dir jemand ein Leid zufügt, bist du im ersten Moment erst mal wütend auf den, von dem es direkt kommt. Und das war ja in den letzten Monaten der Engländer gewesen mit seinen Bombenangriffen.“

Seit dem Dreißigjährigen Krieg war die Zivilbevölkerung nicht mehr dieserart in Mitleidenschaft gezogen worden; erwartete man jedoch ihre Zurückhaltung und Passivität, so durften bewaffnete Konflikte nicht auf ihrem Rücken ausgetragen werden. Nur wenige Jahre nach Kriegsende urteilte daher der Schweizer Völkerrechtler Pierre Boissier: „Heute werden die Zivilisten so grausam vom Kriege geschlagen, daß es ein wenig schwer geworden ist, jenen Gleichmut von ihnen zu fordern, den man früher vernünftigerweise von einem Zuschauer verlangen konnte“.

Die NS-Propaganda tat ein übriges, die Volkswut auf alliierte Flieger zu lenken, die – um nur das Vokabular eines einzigen (!) Artikels aus dem *Völkischen Beobachter* zusammenzufassen – als Mordgesindel, Luftgangster, Frauen- und Kindermörder, Luftpiraten und schließlich als Mörderpack bezeichnet wurden. Auch die Wendung „Lufthunnen“ kam in Gebrauch. Diese Worte fanden ihre Adressaten, und ihre Wirkung verfehlten sie nicht. Geschickt kanalisierte der Nationalsozialismus den Haß seiner Menschen.

Am Abend des 26. Mai 1944 wurde im Reichsprogramm des deutschen Rundfunks ein von Joseph Goebbels verfaßter Artikel verlesen, der in den folgenden Tagen auf den Titelseiten der verschiedenen Ausgaben des *Völkischen Beobachters* und in Lokalblättern des gesamten Reiches veröffentlicht wurde und auch im Ausland großen Widerhall fand. Nach Schilderungen des völkerrechtswidrigen Tuns der feindlichen Piloten schrieb der Reichsminister für Volksaufklärung und Propaganda: „Niemand wird sich darüber wundern, daß sich der betroffenen Bevölkerung, die, wie in der ganzen Welt bekannt ist, für jede soldatische Art der Kriegsführung jedes Verständnis hat, angesichts dieser zynischen Verbrechen eine rasende Wut bemächtigt. Es ist nur mit Hilfe der bewaffneten Macht möglich, bei solchen Angriffen abgeschossene Feindpiloten in ihrem Leben zu sichern, da sie sonst von der heimgesuchten Bevölkerung totgeschlagen würden. Wer hat hier recht, die Mörder, die nach ihren feigen Untaten noch eine humane Behandlung seitens ihrer Opfer erwarten, oder die Opfer, die sich nach dem Grundsatz zur Wehr setzen wollen: Auge um Auge, Zahn um Zahn? Diese Fragen dürften nicht schwer zu beantworten sein. Jedenfalls wäre es zuviel von uns verlangt, wenn man von uns forderte, daß wir deutsche Soldaten zum Schutz für Kindermörder einsetzen, gegen die von rasender Wut ergriffenen Eltern, die gerade ihr kostbarstes Gut durch den brutalen Zynismus des Feindes verloren haben,



Propagandaminister Dr. Goebbels wußte um die Stimmungen des deutschen Volkes, kannte den Haß der Zivilbevölkerung gegen alliierte Tiefflieger und Bomberpiloten – und verstand diesen Haß zu kanalisieren. (Titelbild der deutschen Wochenzeitung Das Reich vom 25. April 1943.)

zur Selbsthilfe schreiten . . . Es erscheint uns kaum noch möglich und erträglich, deutsche Polizei und Wehrmacht gegen das deutsche Volk einzusetzen, wenn es Kindermörder so behandelt, wie sie es verdienen“.

Goebbels war sich wohl der rasenden Wut bewußt, die unter der Bevölkerung gegen die Feindflieger vorherrschte und geschürt sein wollte, war sich weiter darüber im klaren, daß sein Kommentar diese psychologische Einstellung noch fördern und es in Deutschland alsbald zu einem regelrechten Pilotenjagen kommen würde.

Umgehend erfuhr Goebbels, dessen Artikel mit Hitler abgesprochen war, von anderer Seite Unterstützung. Ein am 30. Mai 1944 abgefaßtes geheimes Rundschreiben Martin Bormanns an Reichsleiter, Gauleiter, Verbändeführer und Kreisleiter ergänzte das Wort *zum feindlichen Luftterror* – wie Goebbels' Kommentar überschrieben war – mit folgender Feststellung: „Betrifft: Volksjustiz gegen anglo-amerikanische Mörder. – Englische und nordamerikanische Flieger haben in den letzten Wochen wiederholt im Tiefflug auf Plätzen spielende Kinder, Frauen und Kinder bei der Feldarbeit, pflügende Bauern, Fuhr-

werke auf der Landstraße, Eisenbahnzüge usw. aus geringer Höhe mit Bordwaffen beschossen und dabei auf gemeinste Weise wehrlose Zivilisten – insbesondere Frauen und Kinder – hingemordet. Mehrfach ist es vorgekommen, daß abgesprungene oder notgelandete Besatzungsmitglieder solcher Flugzeuge unmittelbar nach der Festnahme durch die auf das Äußerste empörte Bevölkerung an Ort und Stelle gelyncht wurden. Von polizeilicher und strafgerichtlicher Verfolgung der dabei beteiligten Volksgenossen wurde abgesehen“.

In einer Notiz vom 9. Juli 1944 heißt es, zu vermeiden sei, daß Polizei und Wehrmacht die Flieger schütze („Kein Volksgenosse kann ein solches Vorgehen der Wehrmacht verstehen“), und am 10. August 1944 – nicht 1943, wie stets unrichtig dargestellt – unterzeichnete der Reichsführer-SS Heinrich Himmler einen Geheimbefehl des Wortlautes: „Es ist nicht Aufgabe der Polizei, sich in Auseinandersetzungen zwischen deutschen Volksgenossen und abgesprungenen englischen und amerikanischen Terrorfliegern einzumischen“. Schließlich auch blieben Fälle der Fliegerlynchjustiz, nach entsprechenden Interventionen der Reichsregierung, von einer willfährigen deutschen Justiz unausgeleuchtet, die Täter selbst unbehelligt.

In dieser letzten Kriegsphase schufen sich große wie kleine Funktionäre der NSDAP, mit dem entsprechenden ideologischen Rüstzeug aus Berlin im Rücken, eigene Gesetze. Nicht wenige Gauleiter – unter ihnen Robert Wagner von Baden, Dr. Otto Hellmuth von Mainfranken, Friedrich Hildebrandt von Mecklenburg und Albert Hoffmann von Westfalen-Süd – sowie eine Vielzahl von Kreisleitern brachten Weisungen zu rücksichtsloser Behandlung feindlicher Flieger in Umlauf oder leiteten vorgenannte Anordnungen aus der Hauptstadt mit besonderer Unmißverständlichkeit nach unten weiter.

Selbst in befreundete oder besetzte Regionen wurde dieser Haß exportiert: in Frankreich,

der Slowakei, in Ungarn und Rumänien fielen britische und amerikanische Flieger einer hysterischen Volkswut zum Opfer. Die Mehrzahl aller Fälle aber ereignete sich auf dem Boden des Reiches, ging zwischen Kiel und Klagenfurt, zwischen dem Saarland und Pommern vor sich. Schauplatz einer solchen Tat war auch die Gemeinde Oberweier unweit Gaggenau.

II.

Wohl anderthalb Stunden nach null Uhr zerschellte in der Nacht des 29. Juli 1944 nahe Oberweier im badischen Kreis Rastatt ein von der Karlsruher Flak beschädigtes kanadisches Flugzeug und ging ein Fallschirmabspringer inmitten der Gemeinde nieder. (Die Maschine, die nordwestlich von Oberweier ein Raub der Flammen wurde, war an einem Luftangriff gegen Stuttgart beteiligt gewesen). Aus der Nachbarschaft lief sogleich ein bewaffneter Angehöriger der Landwacht herbei, Reinhard Strohm, der auf den Hausherrn Johann Reiter und den 26jährigen kanadischen Flight-Sergeant Conrad William Martens traf. Martens war auf Reiters Dach gelandet und von dort hinab in den Hinterhof



Das Rathaus der Gemeinde Oberweier, Ausgangspunkt des Mordes an Conrad William Martens, ein Jahrzehnt nach Kriegsende. Bis heute hat sich am äußeren Erscheinungsbild des Gebäudes nur wenig verändert. Foto: H. Böttcher

gelangt; das unsanfte Aufsetzen indes war ohne schlimmere Folgen geblieben, sah man ab von einer Schürfwunde an der Stirn. Strohm hing sein Gewehr um die Schulter und bedeutete Martens, ihm zu folgen.

Schon nach wenigen Schritten begegneten beide einem zweiten, unbewaffneten Angehörigen der Landwacht, der Zeuge des Absturzes gewesen war und dem Strohm seinen Gefangenen mit der Aufforderung anvertraute, diesen zum Oberweierer Rathaus zu bringen. Derweil begab sich Strohm zu einer Inaugenscheinnahme des Flugzeugwracks; er sollte den kanadischen Piloten nicht mehr lebend wiedersehen.

Begleitet von einem herbeigeeilten Jungen und dem Wildhüter August Mack schritten Martens und sein Bewacher durch die dunklen und unbelebten Straßen von Oberweier. Beim Rathaus angelangt, informierte der Landwachtmann den hiesigen Bürgermeister und NSDAP-Ortsgruppenleiter Wilhelm Jung von der Arretierung des notgelandeten Fliegers und bat ihn, Martens den zuständigen Wehrmachtsstellen zu überantworten. Jung indes hieß Forstmann Mack – und vergaß nicht, sich dabei auf eine Weisung des Kreisleiters zu berufen –, den Gefangenen totzuschlagen oder zu erschießen. Die Worte des Bürgermeisters aber stießen bei dem Angesprochenen, der genug Courage zur Opposition besaß, auf Widerspruch und Ablehnung. Beide Männer und der Junge wandten sich zum Gehen und ließen Martens in Jungs zweifelhafter Obhut zurück.

Eine stark abweichende Version der Ereignisse vor dem Rathaus stellte annähernd zwei Jahre später der einzige in Oberweier stationierte Wehrmachtsangehörige in den Raum, der Landeschütze Johann Georg Schumacher, dem die Bewachung der französischen Kriegsgefangenen im Ort oblag. Bei Ertönen des Luftalarms hatte Schumacher das gute Dutzend Franzosen, das bei den Bauern von Oberweier Zwangsarbeit leistete, gemäß den üblichen Direktiven vorübergehend auf frei-

en Fuß gesetzt und sich bewaffnet. Seiner Schilderung zufolge wurde Martens von Zivilisten zum Rathaus geführt, die auf ihn einschlugen und ihn mißhandelten. Er habe den Feindflieger in Schutz genommen, ihn in jenem kleinen Raum festgesetzt, der ansonsten den Franzosen als Unterkunft diene, und Bürgermeister Jung von der Einquartierung des feindlichen Piloten im Arrestlokal unterrichtet. Jung habe geantwortet: „Dort lassen wir ihn vorerst und klären ab, was mit ihm geschehen soll“.

Aus eigenem Antrieb oder vom Ortsgruppenleiter ins Rathaus zitiert, fand sich alsbald eine Reihe von Männern bei Jung ein, unter ihnen Ratschreiber Wendelin Kappenberger und der Feuerwehrmann Josef Linsenbolz. Martens wurde ins spärlich beleuchtete Büro des Bürgermeisters geführt, seine konfiszierten Habseligkeiten bereitete man auf einem Tisch aus; nun erfuhren die Deutschen Namen und Alter ihres Gefangenen, erfuhren auch, daß er verheiratet und Vater zweier Kinder war. Von Angst erfüllt bat er radebrechend, sein Leben schonen zu wollen. Nach der Durchsuchung eskortierte ihn Linsenbolz zurück in die Arrestzelle, und von Müdigkeit übermannt legte sich der Kanadier alsbald auf dem Fußboden des Gefäßes nieder.

Im Büro hatte Wilhelm Jung zunächst das Landratsamt angerufen und griff nun, nachdem er alle Anwesenden um Ruhe ersucht hatte, erneut zum Telefon, um sich mit dem Rastatter Kreisleiter Heinrich Dieffenbacher in Verbindung zu setzen, einem säbelrasselnenden Eiferer, der erst vor kurzem auf Parteiversammlungen davon gesprochen hatte, notgelandete Feindpiloten seien nach ihrer Ergreifung zu erschießen. Als Jung in dieser Nacht den Kreisleiter von der Verhaftung des kanadischen Fliegers unterrichtete, hörte er Dieffenbacher am anderen Ende der Leitung sagen: „Was? Der Luftgangster ist noch am Leben? Warum ist er nicht totgeschlagen oder erschossen worden?“



Kreisleiter Heinrich Dieffenbacher von Rastatt salutiert zum Geburtstag seines Führers: am 20. April 1939 nimmt er in der Rastatter Bahnhofstraße, gegenüber dem Haus der Partei, den Vorbeimarsch von Einheiten der Hitlerjugend ab.

Foto: Archiv Hermann Stimmeler, Rastatt

Wilhelm Jung entgegnete vorsichtig: „Man kann doch nicht einfach einen Gefangenen totschiessen oder erschießen!“

Der Kreisleiter, zuvor schon wütend, geriet noch mehr in Rage. „Diese Hunde sind alle totzuschlagen oder zu erschießen“, rief er und richtete die scharfe Frage an Jung, ob er seinen Terrorfliegerbefehl nicht kenne. Jedenfalls wünsche er bei einer Visite in Oberweier den Kanadier nicht lebend anzutreffen. Kaum hatte Wilhelm Jung den Telefonhörer wiederum in die Gabel gehängt, rekapitulierte er für die Anwesenden Dieffenbachers Worte: der Kreisleiter wolle den Flieger nicht lebend zu Gesicht bekommen. Kappenberger wandte empört ein: warum werde Martens nicht behandelt wie jener alliierte Feindflieger, der Anfang 1944 in Oberweier ergriffen und regulär der deutschen Polizei überstellt worden war? Dieses Widerwort des Ratschreibers blieb nicht das einzige in dieser Nacht. Auch Josef Linsenbolz versetzte, als Jung ihn zur Tötung des Kanadiers drängen wollte: „Ich glaube, Sie sind verrückt. Über-

geben Sie den Mann der Wehrmacht. Dann hat die Gemeinde keine Arbeit mehr mit ihm“. Zugleich warnte er den Ortsgruppenleiter vor einer Ermordung des Gefangenen. Wilhelm Jung aber, das Diktat des Kreisleiters im Nacken, wandte sich an den sechsfachen Vater und früheren Landwirt Johann Georg Schumacher, der zu Beginn gleichfalls seine Stimme gegen diesen rechtswidrigen Befehl erhob und den Kopf schüttelte. Ein folgendes, halbstündiges Gespräch der beiden Männer im Büro des Ortsgruppenleiters aber kreiste weiter um die Erschießung des Kanadiers. Jung lamentierte, der Tötungsbefehl passe ihm auch nicht. Am liebsten wäre es ihm, könnte der Flieger so bald als möglich nach Rastatt oder Muggensturm gebracht werden. Ein erneutes Telefonat Jungs mit Kreisleiter Dieffenbacher überzeugte Schumacher wohl davon, daß es besser sei, sich in das scheinbar Unvermeidliche zu fügen. Er erkundigte sich, wo die Erschießung vonstatten gehen solle. In jedem Falle außerhalb der Ortschaft, entgegnete Jung.

Er und Schumacher, beide in äußerster Erregung, hießen Martens aus dem Arrestzimmer heraustreten; an den Feuerwehrmann Oskar Anselm, der sich gleichfalls beim Rathaus aufhielt, richtete Jung die Worte: wenn er wolle, könne er Schumacher begleiten. Soldat und Feuerwehrmann führten den Kanadier gen Niederweier, der nächstgelegenen Nachbargemeinde, in den Tod. Schumacher ging wenige Meter hinter Martens, der unbewaffnete Oskar Anselm aber schritt zur Linken des Fliegers.

Schon durchbrachen die ersten Lichtstrahlen des jungen Morgens die Dunkelheit dieser Sommernacht, als Josef Linsenbolz und ein Begleiter zwischen drei und vier Uhr von der Besichtigung des Flugzeugwracks nach Oberweier zurückkehrten. Aus einiger Entfernung sahen sie Schumacher und Anselm – der Landeschütze mit umgehängtem Gewehr – Martens durch die Hauptstraße in westliche Richtung eskortieren. Bei sich dachte Linsenbolz: „Jetzt erschießen sie den Mann“. Kaum zehn Minuten vergingen, da zerriß von Niederweier her ein Schuß die Stille, dem alsbald ein zweiter folgte. Voll Resignation sagte Linsenbolz zu seinem Begleiter: „Jetzt ist der arme Kerl tot“.

Die aufsehenerregende Nachricht verbreitete sich am folgenden Morgen in Oberweier; nahe des Ortsausganges hatte Schumacher seinen Karabiner gegen Martens gerichtet und ihn durch einen Kopfschuß getötet, ehe er sich wiederum zu Jung begeben und ihm mitgeteilt hatte, die Sache mit dem Flieger sei ausgestanden. Jung hatte geantwortet: „Das ist gut, daß er erledigt ist“. Zwei vom Ortsgruppenleiter benachrichtigte Feuerwehrmänner brachten den toten Kanadier auf einem Karren zum Friedhof und legten ihn, nachlässig bedeckt, nahe der Grabkapelle zu Boden.

Kaum hatten die französischen Kriegsgefangenen bei Tagesanbruch von dem Vorfall erfahren, da eilten sie zum Friedhof und schmückten die Leiche des jungen Kanadiers

mit Blumen. Mochte Jung sie dabei auch beobachten, so ließ er sie doch gewähren und zog sich unversehens den neuerlichen Unmut Dieffenbachers zu, der gleichfalls Kenntnis von dieser eigentümlichen Totenfeier erhielt und an Jung ein Schreiben des Inhaltes richtete, welch unerhörter Skandal es sei, daß man den Kriegsgefangenen ein solches Tun erlaubt habe. Wie, so fügte er hinzu, habe der Ortsgruppenleiter dies billigen können? Gegen zehn Uhr am Vormittag dieses 29. Juli fand sich der Totengräber Karl Dehmer mit der Frage bei Bürgermeister Jung ein, was mit dem toten Körper geschehen solle. Jung dachte nach, erwiderte aber unschlüssig: „Das weiß ich auch nicht“. Wieder glaubte er vor einer Entscheidung das Plazet aus Rastatt einholen zu müssen; um die Mittagszeit schließlich hieß er Dehmer, den Toten auf dem Oberweierer Friedhof zu bestatten.

In der zweiten Tageshälfte aber erhielt Jung unerwarteten Besuch: der Kommandant des Fliegerhorstes Hagenau fand sich in Oberweier ein und erhob Anspruch auf die Kennmarke des Fliegers. Jung mußte eingestehen, diese sei nicht in seinem Besitz. Er schickte nach Dehmer, der das Grab des Kanadiers nochmals öffnen und dem Erschossenen die Identitätsplakette abnehmen mußte.

Gegen Abend traf Jung auf Schumacher, der mit dem Ortsgruppenleiter ins Gericht ging: warum habe er den Toten zum Friedhof bringen und nicht in einem geschlossenen Raum aufbahren lassen? Jung entgegnete, er wisse keinen Grund, warum man den Toten in einem geschlossenen Raum hätte aufbahren sollen.

„Zu einem geschlossenen Raum“, erwiderte Schumacher, „hätten die französischen Kriegsgefangenen keinen Zutritt gehabt und nicht bemerkt, daß der Tote erschossen worden ist“. Die Franzosen, so fügte Schumacher überdies hinzu, haßten ihn.

Einen schriftlichen Bericht über den Vorfall in Oberweier fertigte Schumacher nicht an,

doch erhielt er alsbald die Aufforderung seiner Kompanie, über den Tod des notgelandeten Fliegers Meldung zu machen. Der Landesschütze suchte die Garnison auf und schilderte den Tathergang seinem vorgesetzten Offizier, doch brachte dieser nur einige flüchtige Notizen zu Papier und verabschiedete Schumacher umgehend.

Kurze Zeit nach dem Mord fand sich im Waschraum der Firma Daimler-Benz in Gaggenau, wo Josef Linsenbolz als Schlosser tätig war, ein Wandspruch, der da lautete: „Die alte Geschichte – gefangene Gegner werden wie wilde Tiere erschossen, wie Löwen und Tiger – geschehen in Oberweier – das ist deutsche Kultur – die Quittung wird folgen“. Josef Linsenbolz – der auch nach Kriegsende darauf beharrte, nicht Urheber dieser Schmierei gewesen zu sein – wurde von der Gestapo Gaggenau für drei Monate in einem Konzentrationslager festgesetzt und ausgehört, hatte er doch zuvor bei Gesprächen um den Tod des kanadischen Fliegers kein Blatt vor den Mund genommen.

Der Hauptschuldige im Mordfall Martens, so wollte es eine Laune des Schicksals, ging straffrei aus: bei Heranrücken der Westfront im Frühjahr 1945 zog sich Kreisleiter Dieffenbacher, sein Hab und Gut auf einem Lastwagen verstaubt, in das Murgtal zurück. Noch wenige Wochen zuvor hatte er – allein dies spricht Bände – an ein Schreiben des badischen Gauleiters Robert Wagner einen selbstverfaßten Aufruf angehängt, in dem es hieß: „Die Rückschläge der Vergangenheit sind nur darauf zurückzuführen, daß es eben pflichtvergessene und feige Naturen gab, die zersetzend wirkten durch ihr feiges Verhalten. In Zukunft wird mit solchen rücksichtslos aufgeräumt werden. Aber auch den Gerüchtemachern muß zu Leibe gerückt werden, denn solche hören feindliche Sender ab. Sie sind den Spionen und Feindagenten gleichzusetzen“. Nach seinem Entweichen aus Rastatt wurde Dieffenbacher von Wehrmachtsangehörigen im Schwarzwald ergrif-



Flankiert von zwei Angehörigen der kanadischen Militärpolizei: Johann Georg Schumacher, der Todeschütze von Oberweier, und Bürgermeister Wilhelm Jung (rechts) in den Maple Leaf Barracks bei Aurich, jenem Kasernengelände, hinter dessen Mauern sich beider Prozeß und Hinrichtung vollzogen und das noch heute verschiedenen Bundeswehreinheiten als Standort dient.

fen und – gemäß einer Weisung des Gauleiters – wegen Fahnenflucht vor ein Standgericht gebracht, das ihn zu einem Jahr Haft verurteilte. Dank des turbulenten Kriegsgeschehens gelang ihm abermals ein Entkommen bis nach Vorarlberg, wo er drei Tage vor der deutschen Kapitulation nahe St. Anton gesehen wurde. Vermutlich entrann er gemeinsam mit einem aus der Schweiz gebürtigen Ortsgruppenleiter über die grüne Grenze nach der Eidgenossenschaft. Noch lange Jahre kursierten in Rastatt wohl haltlose Gerüchte, Dieffenbacher habe es in der sowjetisch besetzten Zone zum hohen Funktionär der SED gebracht.

Ein unabwendbares Schicksal aber ereilte die beiden anderen Schuldigen an der Ermordung des Fliegers: Ortsgruppenleiter Jung gelang zwar die Flucht aus Oberweier, doch geriet er alsbald in Gefangenschaft und wurde vor seiner Überstellung an die kanadischen Behörden in einem französischen Internierungslager festgesetzt. Ähnlich erging es Johann Georg Schumacher.

Am 30. Juli 1945, fast auf den Tag genau ein Jahr nach den folgenreichen Ereignissen, suchte ein alliierter Offizier den jetzigen Bürgermeister von Oberweier auf – kein anderer als Josef Linsenbolz, den man zwei Tage nach Kriegsende ungefragt mit diesem Amt betraut hatte – und veranlaßte ihn zur Exhumierung des toten Fliegers. Unterstützt von drei früheren Parteigenossen öffnete Totengräber Dehmer das Grab; die anschließende Autopsie ergab, daß der Kopfschuß wohl zu Martens' sofortigem Tod geführt hatte.

Vor Beginn ihres gemeinsamen Kriegsverbrecherprozesses waren Jung und Schumacher in Bad Salzuflen interniert, dem Sitz der Internationalen Kontrollkommission; zwischen 15. und 25. März 1946 fanden sie sich vor einem Militärgericht der kanadischen Besatzungsarmee im ostfriesischen Aurich wieder.

Beiden stand ein Offizier als Pflichtverteidiger und ein Sergeant als Übersetzer zur Seite; insgesamt zwölf Zeugen, darunter neun Einwohner von Oberweier – neben anderen auch Josef Linsenbolz, Karl Dehmer, Wendelin Kappenberger und Reinhard Strohm –, traten für die Anklagebehörde in den Zeugenstand. Demgegenüber konnte die recht ohnmächtige Verteidigung allein auf die Aussagen der beiden Angeklagten selbst und wenige, weitgehend belanglose schriftliche Dokumente und Einlassungen verweisen.

Hart erscheint das Urteil, welches ein Gerichtsdolmetscher über den Angeklagten Schumacher formulierte: „Schumacher ist das typische Beispiel von vielen Deutschen, die nicht wissen, wie sie ihren Verstand gebrauchen müssen, denen alles befohlen werden muß und die auf Befehl gehorchen“. Es sollte die Tragik dieses 42jährigen Mannes sein, nicht unterschieden zu haben zwischen Militär und Partei: er war in dem Glauben befangen gewesen, dem Kreisleiter ebenso folgen zu müssen wie Ortsgruppenleiter Jung, obgleich von seinen militärischen Vorgesetzten – denen allein er bis zu einem ge-

wissen Grade Gehorsam schuldete – kein entsprechender Tötungsbefehl vorlag. Bezeichnend auch die Antwort Schumachers auf die Frage seines Verteidigers, wie er sich jetzt bei dem Gedanken an seine Tat fühle. „Ich spüre es inwendig“, sagte Schumacher, „daß es nicht recht war, das zu tun. Ich habe nur auf die Befehle des Bürgermeisters hin gehandelt. Ich habe es nicht freiwillig getan“. Gleich grausamer Ironie mutet in diesem Zusammenhang eine Äußerung Wilhelm Jungs an: hätte er den Transport des Fliegers übernehmen müssen und den Erschießungsbefehl eines Ortsgruppenleiters erhalten – er würde ihn, so Jung, nicht befolgt haben.



In der Karikatur zur häßlichen Fratze entstellt: der amerikanische Jagdflieger als Frauenmörder. Zerrbilder gleich diesem stießen bei vielen vom alliierten Luftkrieg betroffenen Deutschen auf grimmige Zustimmung und provozierten auch die Welle der Fliegermorde in den Jahren 1944/45 bis zu einem gewissen Grade. (Karikatur aus Das Schwarze Korps, der politischen Wochenschrift der SS, vom 21. September 1944)

Nach zehntägigem Prozeß wurden beide Angeklagten des Mordes an Conrad William Martens für schuldig befunden und zum Tode durch Erschießen verurteilt.

Wichtig genug erschien verantwortlichen Stellen das Urteil, es über Rundfunk bekanntzugeben.

Beide, Jung und Schumacher, reichten im Kampf um ihr Leben Gnadengesuche ein, die indes abschlägig beschieden wurden. Um 6.17 Uhr am Morgen des 15. April 1946 wurde Wilhelm Jung in Aurich exekutiert; eine halbe Stunde später, um 6.52 Uhr, folgte ihm Johann Georg Schumacher in den Tod.



„Hier bin ich fremd,
bin ich daheim“

Na ja, antworte ich, wenn mich mal jemand fragt, wie es mir denn da am Bodensee gefällt, und zähle auf: Manchmal wünsche ich mir, die Filme und Theaterstücke zu sehen, von denen ich nur lese; manchmal würde ich gerne einen Pianisten hören, den ich auf Platte habe; möchte ich Bücher in die Hand nehmen, von deren Existenz ich hier nichts erfahre, möchte ich in einem griechischen oder italienischen Lokal Besseres billiger essen, als ich es hier bekomme; ich würde gerne mitbekommen, was junge Leute, politische Gruppen, Gasterbeiter, Künstlergruppen in den Metropolen an Ideen vorzeigen; ich würde es vorziehen, wenn es hier nicht nur eine Partei und eine Zeitung gäbe; vor allem aber fürchte ich, daß mir jener, von Martin Walser so genannte, grüne Bart ums Bewußtsein wächst, weil ich einfach nicht erlebe, wie die Hälfte unserer Bevölkerung leben muß: Zwischen gigantischen Fabrikanlagen und Autobahndreiecken, sonntags gehen sie durch abgetretene und verkotete Parks oder über Wanderwege, wo bald schon Ampeln eingeführt werden müssen, sie wohnen in Trabantensiedlungen, vielstöckig in verödete Acker gesetzt. Ich fürchte, provinznblind zu werden. Wenn ich über Triberg – Hornberg – Hausach oder Rottweil – Horb endlich Anschluß an die schnelle Intercity-Welt gefunden habe, verstaune ich einen ganzen Nachmittag in der Passage unter der Frankfurter Hauptwache: Was es nicht alles gibt! Und wo lebe ich eigentlich? In Warte, in einer trotz allem noch gemütlichen Ferienwelt hinter den sieben Bergen. Kehre ich heim, zum Beispiel über die Autobahn, so weiß ich ab dem Hegaublick, also da, wo die Autobahn mit einer gewalttätigen Schneise einen früheren Wanderweg weggefressen hat, wenn ich den Hohenstoffeln sehe, dann endlich den See: Hier würde ich immer leben wollen, könnte ich wählen. Auch ich bin dem Bodensee-Rausch verfallen, richtig seesüchtig, obwohl ich in meinem ganzen Leben noch nie ein Segelboot betreten habe. Aber ich weiß auch: Mein Bodensee ist es nicht. Nichts gehört mir davon, ich bin hier nicht geboren, nicht aufgewachsen, spreche keine der hier üblichen Sprachen. Wenn ich mich einmal verführen lasse, in eine Konstanzer Weinstube zu gehen, wenn ich die Fasnacht begucke oder den Fasnacht höre, kann ich mir nichts mehr vormachen: Es ist euer Bodensee, ich bin hier nur geduldet. Die Konstanzer sind wie alle Inselbewohner von grätigem Charme. Sie reden nicht lange drumherum: Einer, der an der Uni ist und irgendwie hochdeutsch spricht (denn daß zwischen Mainz und Flensburg Unterschiede bestehen, ist hier nicht so wichtig), so einer wird nie ein Konstanzer und am besten geht er dahin, woher er gekommen ist. Dabei wäre ich hier ganz gerne daheim und mache, um dazuzugehören, schon mal dumme Sachen, gewöhne mir zum Beispiel den sehr gepflegten Schwabenhaß an. Die Konstanzer auf ihrer Insel oder Halbinsel, nichts als Grenze, Wasser und verachtete Nachbarstädte vor und hinter sich, sind dabei gar nicht etwas, sondern sie sind immer etwas nicht: Sie sind natürlich keine Preußen und keine Schwaben; sie sind zwar Badener, aber möchten doch bitte nicht mit Heidelbergern, Freiburgern oder Singenern verwechselt werden, weil sie doch eigentlich Einwohner des einzigen außerschweizerischen Kantons sind; aber das sind sie natürlich nicht, sondern in der Schweiz sind sie, da hilft nichts, einfache Sauschwaben, die sie natürlich nicht sind. Überhaupt ist die Frage, was ein Konstanzer ist, noch viel verwickelter. Denn ein Petershausener zum Beispiel ist ja nur rechtsrheinisch. Ein richtiger Konstanzer müßte linksrheinisch wohnen, aber nicht in der Niederburg, da wohnen Gasterbeiter, im Paradies gibt es auch schon zu viele Unileute, und vor allem müßte seine Familie spätestens beim Konstanzer Konzil von 1414 erwähnt sein. Ich habe noch nie einen richtigen Konstanzer getroffen. Ich habe immer nur Leute getroffen, die das von sich behaupten, worauf sofort andere sagen: Im Grunde ist der auch kein richtiger uralter Konstanzer. Aber gut, es ist euer Bodensee.

Aus: „Fremd. Daheim, Hiesige Texte“, Edition Klaus Isele, Eggingen, 1988

Das Haslacher „Bürgermilitär“ – Aus seiner Geschichte

Alois Krafczyk, Haslach

Etwas verstaubt, aber ansonsten noch in allerbestem Zustand, so könnte man mit wenigen Worten das Aussehen eines kleinen Aktenheftes bezeichnen, welches im Haslacher Stadtarchiv aufbewahrt wird und welches heute neben einem längst ausgedienten Vorderlader samt Säbel zu den letzten originalen Erinnerungsstücken an das einstige Haslacher „Bürgermilitär“ zählt.

Haslach hatte eine Bürgerwehr?

Verwundert wird manch ein Unkundiger diese Frage stellen, doch hat man einmal in Heinrich Hansjakobs „Erzbauern“ und „Aus meiner Jugendzeit“ geblättert, dann lüftet sich recht schnell so manch vermeintliches Geheimnis.

Haslach hatte eine „Schützengesellschaft“ und später ein „Bürgermilitär“ und nach über einhundertvierzig Jahren „Dornröschenschlaf“ hat Haslach seit 1990 wieder eine „Bürgerwehr“.

Doch nicht nur Heinrich Hansjakob lüftet so manches Geheimnis, auch das Haslacher Stadtarchiv ermöglicht einen Blick in die Geschichte des „Bürgermilitärs“ und da ist u. a. zu erfahren, daß es bereits im 17. Jahrhundert eine „Schützengesellschaft“ gab, die auch „Schützengilde“ genannt wurde. Die Stadt Haslach selbst war es, die diese „Schützengilde“ im 17. Jahrhundert mit einer Gabe unterstützte – jährlich sieben Gulden. Im 18. Jahrhundert war dieser Zuschuß sogar auf neun Gulden angehoben worden. Mit dem Ende des 18. Jahrhunderts aber schien auch das vorläufige Ende der Haslacher „Schützengesellschaft“ gekommen zu sein.

Neues Leben erwachte wieder nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon etwa um 1813/14, nun aber wurde aus der einstigen „Schützengesellschaft“ die „Bürgerwehr“ oder „Bürgermilitär“. Im Jahre 1829 wurde schließlich die Haslacher „Bürgerwehr“ offiziell neu gegründet und, wie schon erwähnt, noch heute lagern im Stadtarchiv die Statuten der Berittenen, der Kavallerie, welche aus zwanzig Mann bestand, die Infanterie dagegen zählte fünfzig Mann und ein Musikkorps.

Die Haslacher „Bürgerwehr“ – das lesen wir auch andeutungsweise bei H. Hansjakob – war auch damals kein militärischer Kampfverband, sondern Milizeinheit welche der Aufrechterhaltung der Ordnung im Inneren des Städtchens und dessen Verteidigung nach außen gedient hatten. Es versteht sich von selbst, daß die Bürgerwehr vor allem bei festlichen Anlässen in Erscheinung trat, gekleidet wie die badischen Leibgrenadiere: weiße Hose, blauer Rock, schwarzer hoher Tschako mit breiten Fangschnüren und Roßhaarbush, bewaffnet mit Gewehr und Säbel.

An festlichen Tagen fehlte es den Haslachern nicht und Aufmärsche der Bürgerwehr gab es insbesondere am Fronleichnamsfest, dem „Herrgottstag“, am Fest des Kirchenpatrons St. Arbogast und natürlich an des Großherzogs Geburtstag. Doch diese Feste waren nicht die einzigen wie uns Heinrich Hansjakob bescheinigt und für ihn war da der 29. April des Jahres 1842 ein besonderes Ereignis und darüber schreibt er in seinem Werk „Erzbauern“ wie folgt:

„Am 29. April des Jahres 1842 ging es hoch her in meiner Vaterstadt Hasle. Ich zählte an



Die „Haslacher Parade-Cavallerie“ – Illustration von C. Liebich. Links im Bild der Infanterist

jenem Tage noch nicht fünf Jahre und hab von seiner Herrlichkeit wohl manches an meinen Kinderaugen vorüberziehen sehen, aber ich erinnere mich nur noch an das, was Vater und Mutter davon erzählten, als ich zehn und mehr Jahre alt war. In aller Herrgottsfrühe zogen an dem genannten Tage die Stadtmusikanten unter Lambert, dem Schmied, durch die dunklen Gassen von Hasle und posaunten und trommelten „Tagreveille“, wie sie dieselbe nur dreimal im Jahr aufführten: Am lieben „Herrgottstag“, am Fest des Kirchenpatrons und an des Großherzogs Geburtstag. Zwischen die schmetternden Märsche hinein öffneten draußen auf dem Viehmarkt die Böller und Katzenköpfe ihre Schlünde und donnernten ins Städtle hinein, in Berg und Tal. So tapfer hatten die Musikanten von Hasle noch nie geblasen und die Festkanoniere noch nie gefeuert, wie an diesem Morgen. Der Grund ihrer Energie lag in dem Hochgefühl, am heutigen Tage gratis genug essen und trinken zu können bis in die späte Nacht hinein. Am Herrgottstag, am Arbogast-Fest und am Großherzogstag bekam von den Mannen, die hinter den Posaunen, Trompeten, Klarinet-

ten, Pfeifen und Trommeln marschierten, und von den Feuerwerkern, welche die Geschütze bedienten, jeder nur einen halben Gulden aus der Stadtkasse. Und dieser halbe Gulden war von den lustigen und durstigen Haslachern jener Tage „vertrunken“ ehe sie zum Mittagessen einrückten. Am 29. April 1842 aber hatten sie „Carte blanche“, das heißt, sie durften im „Kreuz“ essen und trinken so viel und so lange sie wollten. So hatte der Kapellmeister den Musikanten und sein Zunftgenosse, der Schmied Felix Walz, vulgo Zängle, der Kommandant der Böller- und Katzenkopfgarde, seinen Feuerwerkern am Vorabend schon verheißen. Nachdem die Musikanten und Artilleristen so das ganze Städtle aus dem Morgenschlaf geblasen, getrommelt und bombardiert hatten, zogen sie ins „Kreuz“ zur Morgensuppe, bei der es jedoch keine Suppe, wohl aber Schwartenmagen, Bratwürste und Achter Wi in schweren Mengen gab. Von der Morgensuppe weg trieb die Musikanten der Generalmarsch, welcher alles, was zum Bürgermilitär zählte, unter die Waffen vor das Haus des Hauptmannes rief. Mein Vater war eben zum Hauptmann ge-

wählt worden, die Tapferen traten also vor unserem Bäcker- Palais an. Bauersleute, zufällig über die Kinzig herüber ins Städtle gekommen, staunten nicht wenig, als sie am hellen Werktag die Haslacher Bürgergarde in Paradeuniform aus allen Gassen und Gäßchen dem Hause des „Becke-Philipp“ zueilten sahen. Der Roserbur aus dem Fischerbach fragte den Grenadier „Fuchsweber“, der in der Vorstadt an ihm vorbeihuschte, während die Trommler noch Generalmarsch schlugen: „Was git's bigott hit z' Hasle – Kumme d' Franzose oder isch de Großherzog im Anzug“? „Nix a so“, meinte ernst und feierlich und einen Augenblick stehenbleibend der Weber. „Unser Oberleutnant, der Eduard, hiratet hit s' Vogtsbure Kätherle usem Kaltbrunn. Ihr Vater isch der richtscht Bur im ganze Kinzigal, un jetzt wurd usgruckt un d' Hochzitere abholt un in d' Kirch begleitet un dann gohts ins „Kriz“. So wie der Fuchsweber dem Roserbur gemeldet, so war es. Der Bäcker Eduard Hansjakob, Oberleutnant bei der Stadtgarde, sollte heute des Vogtsbure Kätherle heimführen. Und dieser Feierlichkeit galten all die Dinge, von denen wir eben erzählt“.

Wer hätte diese Feststimmung, welche damals im Städtle geherrscht hatte, besser schildern können als Heinrich Hansjakob? Mit der Erzählung „Der Vogtsbur“ in seinem Werk „Erzbauern“ hat somit Hansjakob auch dem einstigen Haslacher Bürgermilitär ein literarisches Denkmal gesetzt, denn was hätten wir noch außer den im Stadtarchiv befindlichen Statuten, einem Vorderlader und einem Säbel an Erinnerungen an diese Zeit des einstigen Haslacher Parademilitärs! Farbenprächtig waren stets die Aufmärsche der Bürgerwehren und Milizen, mit ihren Auftritten erinnern sie auch noch heute, da wo noch oder wieder existent, an ein großes Stück badischer Kulturgeschichte, zugleich pflegen sie noch heute eine alte Tradition.

Wir haben von Heinrich Hansjakob gehört, was damals in seinem Vaterstädtchen los war,

als die Heirat des Oberleutnant Eduard anstand. Doch wie war es am Herrgottstag oder an des Großherzogs Geburtstag in Alt-Hasle? Heinrich Hansjakob lüftet in seinen Jugenderinnerungen auch dieses Geheimnis und wieder hören wir mehr vom einstigen Haslacher Bürgermilitär, er schreibt:

„Ein weltlich Fest steht noch lebhaft in der Erinnerung an meine Jugendzeit, der Geburtstag des Großherzog Leopold am 29. August. Da gings hoch her in der Vaterstadt, denn es rückte das Bürgermilitär aus, und am Mittag war Festessen für die Väter und für die Kinder gab's dabei Kuchen. Am Vorabend ließ Lampert der Schmied und Kapellmeister „Zapfenstreich“ halten durch die Straßen, und morgens um vier Uhr bliesen seine türkischen Musikanten die „Tagreveille“, begleitet von der ganzen Jugend. War



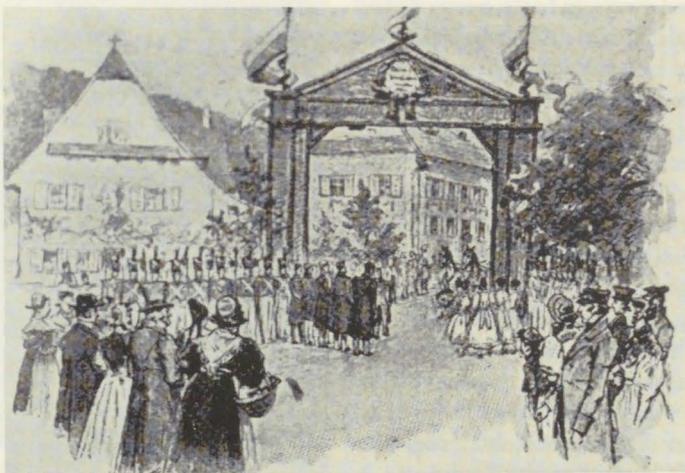
Tambour der Haslacher Bürgerwehr – Aquarell von dem Haslacher Maler Carl Sandhaas (1801–1859)

dann die Tagreveille zu Ende und berieten sich die „Türken“ auf dem Rathausplatze wo man den ersten Morgentrunk nehmen wolle, so zogen wir heim hinter die Suppenschüsself, Kopf und Herz voll Musik.

Um acht Uhr zog der „Boschesepp“, der rotwangigste Bursche der Stadt, durch die Gasen und trommelte zum Antreten fürs Bürgermilitär die bekannte Melodie „Zusammen, zusammen ihr Lumpenhund“ usw. Jetzt trat ich in eine der wichtigsten und feierlichsten Aktionen des ganzen Jahres. Der Vater, ein ehemaliger Soldat, war Bürgerwehrehauptmann mit dem Charakter eines Majors und ich durfte ihm, sobald der Trommler am Hause vorbeizog, im Kasten des zweiten Stockes den Degen holen, die silberbetrefften Epauletten und den Tschako, während die Mutter die weißen Englisch- Lederhosen und den blauen Frack herbeitrug. Stolz wie ein Königssohn legte ich die Insignien des Majors auf den Tisch und schaute freudig am Vater hinauf, während er sich vom Bäckermeister in einen stattlichen Offizier verwandelte. Jetzt kamen auch die beiden Leutnants in die Stube und meldeten sich beim Kompaniechef; der Vetter Eduard Hansjakob als Pre-

mier- und der „Schwarzbeck“ Josef Fackler als Sekonde-Leutnant, letzterer der schönste Leutnant, den ich im Leben gesehen habe. Ja, es waren stolze Soldaten, die alten Haslacher, ganz uniformiert wie die badische Linie – nach napoleonisch- franz. Art – getragen vom Festgeiste und einem guten Morgentrunk. Die Türken von der Tagreveille erschienen jetzt auch in Uniform auf dem Platze, und, sobald der Hauptmann heraustrat, ward Tusch geblasen, die Stadtfahne, geschwenkt vom Fähnrich, dem Weber Stines Justin Uhl, flatterte, und der Kompanie- Chef kommandierte: „Achtung! Gewehr bei Fuß! Gewehr auf Schulter! Rechts um! Vorwärts marsch!“ – Die Tambours schlugen, und die Hauptstraße hinauf marschierte das Kontingent der Kirche zu“.

Haslach aber war nicht das einzige Städtchen im Tal der Kinzig, welches über ein eigenes Bürgermilitär verfügte, man fand ähnliche Garden u. a. in Offenburg, Gengenbach, Zell, Unter- und Oberharmersbach, Einbach und Hausach, Wolfach und Kaltbrunn. Darf man Hansjakobs Erzählungen glauben, dann war das Parademilitär des Vogtsburen aus dem Kaltbrunn, des Andreas Harter, etwas ganz



1844 paradierten die Bürgerwehren von Haslach, Wolfach und Kaltbrunn vor Erbprinz Egon von Fürstenberg in Haslach – Illustration von Curt Liebich

besonderes, gingen doch vom Reichtum dieses Bauernfürsten die wundersamsten Sagen im Tale um. Keiner Sage entstammte allerdings das Parademilitär des Vogtsburen und dieses muß im Jahre 1842 das Haslacher Bürgermilitär in Aufregung versetzt haben. Die Haslacher konnten sich nämlich vorstellen, daß zur Hochzeit des Vogtsburen Tochter mit dem Haslacher Oberleutnant das Harterische Parademilitär anrücken und aufmarschieren würde. Heinrich Hansjakob geht in seiner Erzählung „Der Vogtsbur“ auf diese Sorge seiner Haslacher näher ein und schreibt: „Auch war bereits bekannt, daß der Vogtsbur sich eben ein eigenes Parademilitär geschaffen hatte und die Haslacher und ihre Garde fragten sich deshalb heute ängstlich: „Am End kommt der Hochzittsvatter mit sinem eigene Militär“? Das wäre unter Umständen eine Beschämung für die Haslacher Bürgergarde gewesen, denn es hieß allgemein, die Leibgarde des Vogtsburen trage weiße Hosen und rote Fräcke, sie war also schöner montiert als die von Hasle, welche nur blaue Fräcke und weiße Hosen anhatte. Doch es kam der Bauernfürst ohne seine Garde, sie war noch zu neu und im Rekrutenstande, weshalb er sie nicht mitgenommen hatte“. Soweit Hansjakob in seinen „Erzbauern“ über das Haslacher Bürgermilitär, auch in den „Schneeballen II“ zeichnet er nochmals kurz ein Bild dieser durchweg bei festlichen Anlässen angetretenen Garde. Hansjakob Buchillustrator Curt Liebich hat in den „Schneeballen“ die Haslacher Kavallerie und Infanterie bildhaft dargestellt.

Wenn auch die Kaltbrunner anno 1842 nicht bei der Hochzeit zu Hasle dabei waren, so erschienen sie aber bereits zwei Jahre später, im Jahre 1844 in Haslach. Damals nämlich hielt sich Erbprinz Egon von Fürstenberg in Haslach auf und aus diesem Anlaß paradierten die Bürgerwehren von Haslach, Wolfach und Kaltbrunn vor ihm. Heinrich Hansjakob hat auch dieses festliche Ereignis mit der Feder festgehalten, er schreibt: „Andreas I. hatte



Vor ihm und seinem „Bauernmilitär“ war den Haslachern bange; Der Bauernfürst Andreas Harter – Vogtsbur aus dem Kaltbrunn

an jenem Tage seine Garde samt ihrer Musik auf Wagen nach Hasle spedieren lassen, damit sie nicht beschmutzt und übermüdet auf dem Paradeplatz ankäme. Auch sein Reitpferd ward am Abend zuvor dahin gesandt, und er bestieg es erst, als seine Garde daselbst einrückte. Hatte er schon zwei Jahre zuvor in Hasle Aufsehen gemacht, als er sein Kätherle dem Kastenvogt gebracht, so staunten die Leute erst recht, als sie ihn in Uniform und zu Pferd vor seinem Bataillon einreiten sahen, und seine Türken Musik machen hörten. Und nachdem das junge Fürstenpaar an jenem kalten Novembertag unter dem Triumphbogen begrüßt worden war, die präsentierenden Soldaten von Hasle, Wolfe und Kaltbrunn passiert und das Städtle verlassen hatte, war

der Bauernfürst der Gegenstand der Unterhaltung und der Ovationen bei den durstigen Haslachern. Es war aber der letzte große Tag, den er mit seiner Garde auswärts feierte. Bald hernach kamen das Hungerjahr 1847 und die zwei Revolutionsjahre“.

Zu einem Treffpunkt der Bürgerwehren wurde Haslach letztmals Anfang August 1845, damals machten die bürgerlichen Korps zu Triberg, Wolfach, Gengenbach, Zell a. H., Lahr, Offenburg und Ettenheim einen Ausmarsch nach Haslach. Wie für viele andere Wehren brachte dann aber die Revolution auch für das Haslacher Bürgermilitär das Ende; still wurde es um Uniformröcke, Tschakos, Gewehr und Säbel. Was war geblieben von Haslachs einst so stolzer Garde außer Erinnerungen und einigen Requisiten?

Von dem Haslacher Maler Carl Sandhaas (Siehe Heinrich Hansjakob „Wilde Kirschen“ – Kapitel „Der närrische Maler“) stammt das noch erhaltene Porträt eines klei-

nen Bürgerwehrmusikers, auch dies gibt Auskunft über die damalige Kleiderordnung. 1987, im 150. Geburtsjahr von Heinrich Hansjakob, da gab es zwar keine Wiedergründung der Haslacher Bürgerwehr, aber, und das scheint ebenfalls von großer Bedeutung, eine Leutnant- Uniform befindet sich seit dem Frühjahr 1987 im „Schwarzwälder Trachtenmuseum“. Überhaupt hatte man die Absicht, den Bürgerwehren einen eigenen Raum zur Verfügung zu stellen und so konnte dieser Plan auch verwirklicht werden; in einer der ehemaligen Kapuzinerzellen entstand die neue Bürgerwehrabteilung.

Den Mittelpunkt bildet natürlich, wie könnte es anderst sein, die Darstellung des Haslacher Bürgerwehrleutnants und zu ihm gesellen sich, vor der aufgemalten Kulisse des einstigen „oberen Tores“ die Bürgerwehren aus Gengenbach, Unterharmersbach, Hüfingen und Wolfach.

Mit der Übergabe dieser neuen Abteilung aber weilten auch erstmals wieder „Unifor-



Bürgerwehrovitrine im „Schwarzwälder Trachtenmuseum“ – In der Mitte der Leutnant des Haslacher Bürgermilitärs

mierte“ in Haslach, an der Spitze der Landeskommandant der Bad.- Hess. Bürgerwehren und Milizen, Günther Nock aus Oberharmersbach.

Damals konnte noch niemand erahnen, daß mit der neugeschaffenen Haslacher Uniform – nach Unterlagen aus dem bad. Generallandesarchiv, nach Schilderungen Heinrich Hansjakobs und mit Rat eines Peter Wacker aus Nürnberg gefertigt – auch schon der Grundstock für die Wiedegründung der Haslacher Bürgerwehr geschaffen war. Im Jahre 1990 nahmen die Vorbereitungen zur Wiedegründung immer mehr konkrete

Formen an und nach über 140 jährigem „Dornröschenschlaf“ konnte im Dezember 90 die Wiedegründung erfolgen. „Dies ist“, so Manfred Hildenbrand in der Ausgabe des Offenburger Tageblattes, „eine erfreuliche Wiederbelebung einer traditionsreichen Institution, ein lebendiger Beitrag zur Haslacher Stadtgeschichte“.

Die Tradition des einstigen Haslacher „Bürgermilitärs“ also lebt in der wiedergegründeten „Haslacher Bürgerwehr fort und vielleicht trifft dann auch mal wieder zu, was einst Heinrich Hansjakob gesagt: „Ja, es waren stolze Soldaten, die alten Haslacher – ganz uniformiert wie die badische Linie . . .“.

Wie lebten Großeltern und Urgroßeltern?

Es ist noch gar nicht so lange her, viele kennen es noch aus Erzählungen, das mühsame Leben im Schwarzwald um die Jahrhundertwende. Seltene historische Fotos, der fundierte und leicht lesbare Text geben einen informativen Einblick in die „gute alte Zeit“. Ein Buch für jeden, der sich über das Schwarzwaldleben informieren möchte, ein Heimatbuch zum Kennenlernen.

Schwarzwaldleben anno dazumal

Ein historischer Bilderbogen mit 170 historischen Abb., 138 S. DM 49,-. Erhältlich in jeder Buchhandlung.



BÜCHER VON
DRW
VERLAG STUTTGART



Bodensee-Texte: Dieter Schott, Werner Trapp

Vorwort zum Buch „Seegründe“

Wir Konstanzer haben schon zu unserer schweizerischen Nachbarstadt Kreuzlingen eine merkwürdige Beziehung. Obwohl die Grenze heute offen ist und wir sie fast täglich passieren, kümmert uns doch herzlich wenig, was „drüben“ wirklich vor sich geht. Das beruht auf Gegenseitigkeit, und die regionale Berichterstattung fördert solche Nicht-Wahrnehmung eher noch, als daß sie sie abbaut: Für den Konstanzer Zeitungsleser ist die regionale Welt am Ortsrand von Allensbach zu Ende. Interessante Entwicklungen in den Nachbarstädten bekommt er kaum mit, es sei denn, sie finden einmal den Weg auf die Bodensee-Seite des Blattes.

Wenn hier in den letzten Jahren lokale Horizonte aufgebrochen sind und ein neues regionales Bewußtsein der am See lebenden Menschen sich zu entwickeln beginnt, so ganz wesentlich aufgrund der Bedrohungen und Zerstörungen dieser Landschaft, die weder vor Verwaltungs- noch vor Landesgrenzen haltmachen. Ob grenzüberschreitender Autobahnbau oder der Kavernenspeicher im Calanda-Massiv bei Chur, ob die Glasfabrik oder die atomare Endlagerung im Kanton Schaffhausen, ob die Segnungen des modernen Freizeit-Tourismus oder die Zerstörung der letzten Schilfgürtel am See: Die Probleme schaffen gemeinsame Betroffenheiten und haben zu ersten Ansätzen einer Zusammenarbeit der Bürgerinitiativen und Umweltschutzbewegung rund um den See geführt. Dabei könnte Regionalgeschichte die sinnvolle Aufgabe haben, an dem zu beobachtenden Bewußtwerdungsprozeß aktiv mitzuwirken, ihm historische Dimensionen zu geben, den Menschen dieser Region am Beispiel ihrer eigenen Geschichte zeigen, daß der Ausgang dessen, was auf sie zukommt, ganz wesentlich von ihnen selbst abhängt.

Das neu erwachte Interesse an der jüngeren Geschichte der eigenen Stadt oder Region ist keineswegs auf den Bodenseeraum beschränkt. Überall in der Bundesrepublik (und darüber hinaus) sind in den letzten Jahren neue lokale Geschichtsinitiativen entstanden, Projekte zur Erforschung der Geschichte des Alltags im eigenen Dorf oder Stadtteil, Versuche, die Spuren einer Vergangenheit zu sichern, die angesichts einer sich immer schneller verändernden Welt buchstäblich unter unseren Augen entschwindet. Der Arbeitskreis für Regionalgeschichte in Konstanz, dessen Engagement mit zur Entstehung dieses Bandes beigetragen hat, ist so gesehen kein isoliertes Phänomen. Eine gewachsene Sensibilität für die eigene Lebens-Umwelt hat sich an vielen Orten verbunden mit der Frage nach deren Geschichte, aber auch mit der Suche nach besseren Lebensformen, nach einer neuen regionalen Identität. Daß die Seegründe bei diesen Versuchen, sich „Heimat“ neu anzueignen, historische Orientierungshilfen zu geben vermögen, daß sie darüber hinaus zur Diskussion beitragen über das, was die historische Identität dieser Landschaft ausmacht, ja ausmachen soll, das ist unsere Hoffnung als Autoren und Herausgeber dieses Bandes.

Aus: „Seegründe“, Beiträge zur Geschichte des Bodenseeraumes. Herausgegeben von Dieter Schott und Werner Trapp, Drumlin Verlag, Weingarten 1984

Ein Revoluzzer auf der Kanzel

Dramatisches Lokalgeschehen im Spiegel der Landesgeschichte

René Löffler, Waldkirch-Kollnau

Die Armut, die in den vierziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts Reichenbach¹⁾ heimsuchte, war ein hartnäckiger Dorfgast. Einige Mißernten und die allgemeine Teuerung im Lande hatten in der Albtalgemeinde, die damals 650 Seelen zählte, zur Verelendung geführt. Dazu hatten die Zeitwirrnisse die Erregung bis zur Siedehitze gesteigert, so daß die Reichenbacher Einwohnerschaft wie auf dem Pulverfaß saß.

Da wehte ein kräftiger Funkenflug ins Dorf hinein. Einmal in Gestalt jener Elsässer, die in der Ettlinger Spinnerei beschäftigt waren und in Reichenbach Unterkunft gefunden hatten. Diese Kinder der Französischen Revolution redeten frei und offen von einer Volkserhebung im gastgebenden Großherzogtum Baden.

Zum andern in Person des Pfarrers Karl Kast²⁾, der 1843 als erster Pfarrer in die neuerrichtete Pfarrei an der Alb gekommen war. Pfarrer Kast, der zuvor in Bruchsal den Pastoraldienst ausgeübt hatte, war ein überzeugter und militanter Freigeist. Er reichte seinen Pfarrkindern, die nach dem Brot der geoffenbarten Wahrheit hungerten, über Jahre hinweg die Schmalkost des aufgeklärten und selbstherrlichen Menschengestes.

Karl Kast stand in Verbindung mit den Mannheimer Revolutionskreisen um Lorenz Brentano. Der Geistliche entfachte im Alb-gau große Unruhe. Er betätigte sich auf der Kanzel als geschickter Aufwiegler. Der Revoluzzer im geistlichen Gewand wetterte in einem fort gegen die weltliche Obrigkeit, gegen Rom und den Freiburger Bischof.

Die Kirchenbehörde schwieg³⁾. Doch das Großherzogliche Amt reagierte und forderte den zuständigen Dekan auf, seinen Pfarrer

zurechtzuweisen. Die Antwort zeigt die gespannte Lage auf, die damals zwischen Kirche und Staat geherrscht hat. Dekan Thibaut formulierte im Antwortschreiben: „. . . unsere Pfarrer sind zum Widerstand gegen Papst und Bischof von der Regierung ermächtigt worden . . . da kann es doch nicht ausbleiben, daß die Gegnerschaft gegen die Kirche eine Gegnerschaft gegen den Staat mit sich bringt.“ In einem Bericht an den Bischof fügt der Dekan die Worte an: „Die falsche Aufklärung hat leider auch die Unsrigen angesteckt.“

1847 schreibt der Ettlinger Amtmann in einem Bericht, der Reichenbacher Pfarrer rufe „in der Kirche offen zum Aufstand auf“, er unterwühle die Gemeinde und bringe auch andernorts die Leute durcheinander.

In der Tat, Karl Kast war eifrig am Werk. Der Priester hatte in Ettligen sich mit dem Sonnenwirt Philipp Thiebaut verbrüderet⁴⁾. Beide Männer führten den „Kreis der Fortschrittler“ an, der im Alb-gau den politischen Umschwung vorbereitete. In Reichenbach selbst scharte Kast gemeinsam mit Bürgermeister Heinrich Waible weitere Gesinnungsgenossen um sich und baute die Gemeinde zum „Aufwieglerzentrum an der Alb“ aus.

** ** *

An einem frostigen Februartag 1848 traf auf schweißdampfendem Pferd ein Melder in Reichenbach ein und verkündete, das französische Volk hätte König Louis Philipp gestürzt und die Republik ausgerufen!

Die Revolutionsjünger an der Alb jubelten. Man jubelte im gesamten Großherzogtum. Die Aufwiegler hatten landauf landab ganze

Wählerarbeit getan. Kurz danach loderten in Mannheim, Konstanz und Offenburg die Flammen des Aufruhrs⁵⁾. . . Hecker und Struve hatten zur bewaffneten Volkserhebung aufgerufen. Die Freischärler strömten in Scharen zusammen. Doch der republikanische Traum war von kurzer Dauer. Das vereinte badische, hessische und württembergische Militär schlug den Aufstand nieder.

Im Mai 1849 zogen Aufständige erneut von Offenburg aus über Rastatt – wo die Garnison überlief – von Karlsruhe. Sie schlugen den Großherzog mitsamt Getreuen in die Flucht und riefen die Republik aus.

Dies war die Sternstunde des Revoluzzer-Pfarrers Karl Kast. Der Geistliche verließ die anvertraute Gemeinde und eilte nach Karlsruhe. Dort schloß er sich den Mannheimer Umstürzern an, die nun in der Residenz das Sagen hatten.

Der Bruchsaler Anwalt Lorenz Brentano hatte sich an die Spitze der badischen Revolution gestellt und das höchste Regierungsamt übernommen.

Brentano scharte nur Männer seines Vertrauens um sich. So auch den Ettlinger Sonnenwirt Thiebauth und den freisinnigen Pfarrer Karl Kast.

Die Triumphtage der Umstürzler waren gezählt. Preußische Truppen rückten bereits am 25. Juni in Karlsruhe ein und vertrieben Brentano, der mit einigen Gesinnungsgenossen Hals über Kopf nach Freiburg floh. Anfangs Juli fiel die Gruppe auseinander. Pfarrer Kast setzte sich ins Elsaß ab, während Philipp Thiebauth mit Brentano in die Schweiz ging.

** ** *

Brentano, der in Abwesenheit vom Bruchsaler Hofgericht zu lebenslänglicher Zuchthaushaft verurteilt wurde, wanderte nach Amerika aus und wurde 1860 in Chikago Präsident des Stadtrates. Zwölf Jahre danach kam der gescheiterte Revolutionär als nord-amerikanischer Konsul nach Dresden. Im Al-

ter kehrte Brentano nach Amerika zurück und starb am 17. September 1891 in der Stadt Chikago, die ihm zur zweiten Heimat geworden war.

Philipp Thiebauth, der in den Revolutionstagen Mitglied der „Provisorischen Regierung des Freistaates Baden“ gewesen war, kehrte nach angemessener Wartefrist nach Ettlingen zurück. Dort setzte der –amnestierte– Sonnenwirt seine ungeteilte Kraft zum Wohl der Mitbürger ein. Thiebauth war von 1870 an und für viele gute Jahre Bürgermeister in seiner Heimatstadt. Er setzte klare Akzente und sprach einen Satz von bleibender Gültigkeit: „Gute Schulen und gut erzogene Kinder gründen das Glück der Eltern, der Gemeinde und des Staates.“

Die Wegspuren von Pfarrer Kast führen über Straßburg – wo er unterm Deckmantel einer „Gesellschaft deutscher Republikaner“ seine Agitationstätigkeit eine Zeit lang fortgesetzt hatte – in die Ostschweiz.

Karl Kast verließ den Straßburger Kreis, wie er zuvor seine Pfarrei im Albtal und danach Brentano und seine Getreuen in Freiburg verlassen hatte, in Unfrieden, ohne Freunde zu hinterlassen . . .

Karl Kast wurde in Abwesenheit zu drei Jahren Zuchthaus verurteilt. Er hat aber die Haft nie angetreten, denn der Verurteilte ist niemals nach Baden zurückgekehrt. Was aber geschah mit Reichenbach?

Der Busenbacher Pfarrer Melchior Eck⁶⁾ war im Mai 1849 eingesprungen und hatte die verwaiste Nachbarpfarrei mitversorgt.

Reichenbach erhielt 1850 mit Sebastian Haberstroh einen neuen Pfarrer, der die verunsicherten Pfarrkinder behutsam zum kirchlichen Glaubensleben zurückführte. Der Seelenhirt festigte die Glaubensfundamente in der anvertrauten Gemeinde und lebte in Einklang mit dem Freiburger Bischof, der „bei aller Treue gegen den Landesfürsten“ die Rechte und Freiheiten des badischen Klerus kraftvoll und beherzt verteidigte. Die Kirche – so der Oberhirte Hermann von Vicari –

habe ihre Autorität von Christus, nicht von der Gnade des Staates!

In Reichenbach beruhigten sich allmählich die Gemüter. Die Dorfbewohner atmeten befreit auf. Sie wollten nichts mehr von Umsturz wissen. Niemand trauerte dem entschwundenen Pfarrer Kast nach. Niemand den elsässischen Fabrikarbeitern, die nach dem Scheitern der badischen Revolution wieder über den Rhein gewechselt hatten.

Inzwischen hatte die Regierung den Reichenbacher Bürgermeister Waible abgesetzt und die Aufwiegler aus dem Gemeinderat entfernt. Amtmann Waag konnte 1854 bei einer Ortsbereisung melden: „Die in Reichenbach 1848 und 1849 geltend gewordene politische Stimmung ist als verschwunden zu betrachten. Im Gemeinderat ist die politische Stim-

mung zum Besseren umgeschlagen. Fünf radikale Leiter sind ausgeschieden, meist durch Auswanderung . . .“.

Anmerkungen:

¹⁾ Das ehemalige Albtaldorf Reichenbach und die Nachbarorte Busenbach sowie Etzenrot schlossen sich 1972 zur heutigen Gemeinde Waldbronn (bei Ettlingen) zusammen.

²⁾ Aus der „Seelsorger-Liste der Pfarrei Reichenbach“, aufgestellt von Dekan Karl Walter.

³⁾ Prälat Alois Stiefvater schildert die damaligen Verhältnisse in „Gottes Reich in unserer Heimat“, Badenia-Verlag Karlsruhe 1959.

⁴⁾ Dr. F. A. Bran (Ettlingen) hat Notizen über Philipp Thiebauth zusammengestellt.

⁵⁾ Chronik der damaligen Ereignisse bei R. G. Haebler in „Bad. Geschichte“, Verlag G. Braun, K'he 1951.

⁶⁾ Pfarrbücher, katholisches Pfarramt Busenbach.



Bodensee-Texte: Jochen Kelter

„Die Heimat des Schriftstellers“

In den siebziger Jahren hat sich die Linke schon einmal in die Heimat aufgemacht. Sie besetzte sie neu und nannte sie Region. Sie grub die Geschichte der Heimaten aus und sich selber ein. Sie holte die vergessenen Geschichten ans Licht, verstieg sich ins Detail und gab der Weltgeschichte keine Chance. Das wurde ihr zum Verhängnis. Wer damals behauptete, ein Tiroler Bauer namens Hitler habe anno 45 nun wahrhaftig keinen Grund gehabt, den Namen zu wechseln, nur weil ein Verrückter gleichen Namens in Berlin gehaust hatte, der wurde unwahrhaftig. Der darf sich heute nicht wundern, daß die Zeitgeschichte ihn links hat liegen lassen.

Was als Widerstand gegen die anonyme Verwahrung, Verwüstung und Vergewaltigung durch die Zentralen begonnen hatte, ist verschludert und versandet. Das kulturelle Beiwerk, Songs, Mundarttexte, Straßentheater, wurde einverleibt, aufgesogen, vermarktet. Übriggeblieben sind ein paar Dialektgeschichten. Und wenn das auch unterdessen mitunter flockig und locker vom Hocker kommt: Es tümelt schon wieder ganz kräftig. Da wird der Mensch schon wieder nach Zisch- und Nasallauten unterteilt, in Remstaler und Nicht-Remstaler geschieden. Und Whyl kann gebaut werden. Jederzeit, nach Belieben und auch anderswo.

Die Schreibenden und ihre Leser wenigstens sollten gegen Heimaten, die nur geographisch befestigt sind, anschreiben und anlesen. Wir sollten uns aufmachen, die Heimat zu verlassen. Die unter unseren Füßen und jene im Kopf. Auch wenn wir damit in die Gegenrichtung zum Strom geraten. Nur wer fort war, kann heimkommen.

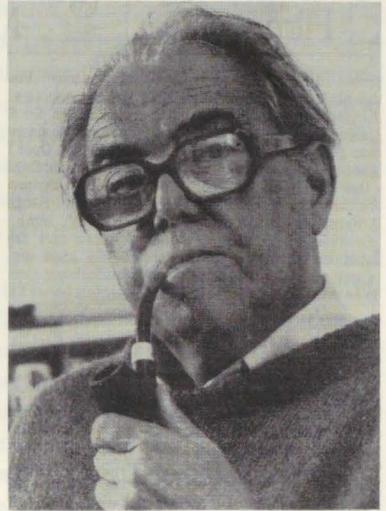
Die Heimat des Schriftstellers ist ein fiktiver Ort. Heimaten wollen ausgedacht sein, ständig neu ersonnen und umgebaut werden. Nur einem vorweggenommenen, einem exemplarischen Ort sind die Qualitäten von Heimat eigen. Alleine solchen Orten in unserem Kopf sollte erlaubt sein, Heimat zu sein. Die aber sind überall auf der Welt möglich. Bieten wir also der Welt Einlaß in unsere Köpfe. Und nehmen wir sie unter die Füße. Finden wir uns dort ein, wo wir nicht daheim sind. Wer heimatlos ist, aber auch: wer die Heimat los ist, hat die Möglichkeit, zu sich und zu anderen zu finden.

Aus: „Ein Ort unterm Himmel. Texte aus Alemannien“, Edition Isele

IV.

Zum Tode von Max Frisch

„Verfügung für Todesfall: alle Zeugnisse von mir wie Berichte, Briefe, Ringheftchen, sollen vernichtet werden, es stimmt nichts. Auf der Welt sein: im Licht sein. Irgendwo (wie der Alte neulich in Korinth) Esel treiben, unser Beruf! – aber vor allem: standhalten dem Licht, der Freude (wie unser Kind, als es sang) im Wissen, daß ich erlösche im Licht über Ginster, Asphalt und Meer, standhalten der Zeit, beziehungsweise Ewigkeit im Augenblick“ (Homo Faber)



Max Frisch

Max Frisch hat sich mehrmals zum Phänomen „Heimat“ geäußert, zusammenhängend in „Die Schweiz als Heimat?“ (Rede zur Verleihung des großen Schillerpreises, 1974) und in Form eines Fragebogens im Tagebuch 1966–71.

Die Schweiz als Heimat?

Rede zur Verleihung des Großen Schillerpreises

Herr Präsident, meine Damen und Herren.

Da es die Schweizerische Schillerstiftung ist, die uns versammelt, ließe sich über Friedrich Schiller sprechen, der, als schwäbischer Dichter, nicht die historisch-reale Schweiz zu besingen hatte, und also über Wilhelm Tell; es ließe sich darlegen, warum dieser Armbrust-Vater mit Sohn (bei Hodler ohne Sohn, nie aber ohne Armbrust) von Zeit zu Zeit demontiert werden muß: nicht weil er nie existiert hat – das kann man ihm nicht verargen –, sondern weil er, lebendig als Gestalt der Sage, die eine skandinavische ist, und so wie Friedrich Schiller ihn mit deutschem Idealismus ausgestattet hat, einem schweizerischen Selbstverständnis heute eher im Weg steht –

Ich möchte aber von etwas anderem reden.

Eine Ehrung aus der Heimat (und so sehe ich diesen Anlaß hier und bin bewegt) weckt vor allem die Frage, was eigentlich unter Heimat zu verstehen ist.

Laut Duden:

„Heimat, die (Plural ungebräuchlich): wo jemand zu Hause ist; Land, Landesteil oder Ort, in dem man (geboren und) aufgewachsen ist oder ständigen Wohnsitz gehabt hat und sich

geborgen fühlt oder fühlte.“ Was der Duden sagt, gilt auch für die Mundart: „Wird oft angewandt, um eine besonders gefühlbetonte Stimmung auszudrücken oder zu erwecken.“ Seit einiger Zeit allerdings nehmen wir das Wort ungerne in den Mund; man beißt auf Anführungszeichen: „Heimat-Stil“, „Glocken der Heimat“ usw., es erinnert an die Maxime: „Wer nicht schweigen kann, schadet der Heimat“, es riecht weniger nach Land oder Stadt, wo man, laut Duden, zu Hause ist, als nach einer heilen Welt und somit nach Geschichtsfälschung als Heimatkunde.

Liebe Landsleute:

Ich bin in der Helios-Straße geboren . . . Quartier als Heimat; dazu gehört das erste Schulhaus (es steht noch) so wie eine Metzgerei, wo ich Fliegen fangen darf für meinen Laubfrosch, ferner ein Tunnel der Kanalisation (zwischen Hegibach und Hornbach): hier stehe ich gebückt, ein Knirps, barfuß im stinkigen Abwasser, erschreckt schon durch den Hall der eigenen Stimme, und dann dieser andere Hall, wenn sie, die Bande da oben, die deinen Mut prüft, durch einen Schacht hinunter pfeift in die hohle Stille, diese Schreckensstille zwischen einzelnen Tropfen, in der Ferne das viel zu kleine Loch mit Tageslicht – Angst also auch, Überwindung der Angst um der Zugehörigkeit willen: lieber durch die Scheißwässer waten als im Quartier ein Außenseiter sein.

Was weiter gehört zur Heimat?

Was der Duden darunter versteht, ist nicht ohne weiteres zu übersetzen. My Country erweitert und limitiert Heimat von vornherein auf ein Staatsgebiet, Homeland setzt Kolonien voraus, Motherland tönt zärtlicher als Vaterland, das mit Vorliebe etwas fordert und weniger beschützt als mit Leib und Leben geschützt werden will, La Patrie, das heißt sofort eine Flagge – und ich kann nicht sagen, daß mir beim Anblick eines Schweizerkreuzes sofort und unter allen Umständen heimatlich zumute wird; es kann sogar das Gegenteil eintreten: nie (wenn ich mich richtig erinnere) habe ich so scharfes Heimweh erfahren wie als Wehrmann in der Armee, die sich Unsere Armee nennt.

Wie ist es mit dem Pfannenstiel?

Landschaft als Heimat . . . Da kenne ich Flurnamen, die nicht angeschrieben sind, oder wenn ich sie nach Jahrzehnten vergessen habe, so erinnere ich mich, sie gekannt zu haben. Heimat hat mit Erinnerung zu tun; nicht mit Erinnerung an ein einmaliges Ereignis – Akro-Korinth, wenn die Sonne aufgeht, ist nicht Heimat geworden oder in Mexiko der Monte Alban – [3]Heimat entsteht aus einer Fülle von Erinnerungen, die kaum noch datierbar sind.[1] Fast meint man: diese Landschaft kennt dich (mehr als du es vielleicht willst), diese Kiesgrube, dieser Holzweg . . . In diesem Sinn, [3]Landschaft als Szenerie gelebter Jahre,[1] wäre allerdings vieles zu nennen, nicht bloß der Pfannenstiel und der Lindenhof und der Greifensee: auch eine Düne an der Nordsee, einige römische Gassen, ein verrotteter Pier am Hudson – Unsere Mundart gehört zu meiner Heimat.

Viele Wörter, vor allem Wörter, die Dingliches bezeichnen, bietet die Mundart an; oft weiß ich kein hochdeutsches Synonym dafür. Schon das läßt die Umwelt, die dingliche zumindest, vertrauter erscheinen, wo ich sie mundartlich benennen kann. Als Schriftsteller übrigens, angewiesen auf die Schriftsprache, bin ich dankbar für die Mundart; sie hält das Bewußtsein in uns wach, daß Sprache, wenn wir schreiben, immer ein Kunst-Material ist. Natürlich reden

Mundart auch Leute, denen man nicht die Hand gibt oder nur unter gesellschaftlichem Zwang. Wenn wir uns überhaupt nicht kennen, so kann die Mundart, die gemeinsame, sogar befremden: zum Beispiel im Speisewagen eines T.E.E. von Paris nach Zürich: der Herr gegenüber, der mit dem Kellner das bessere Französisch spricht, eben noch urban und sympathisch, aber schon verleitet und diese unsere Mundart: wir reden plötzlich nicht mehr, wie wir denken, sondern wie Schweizer unter Schweizern zu reden haben, um einander zu bestätigen, daß sie Schweizer und unter sich sind. Was heißt Zugehörigkeit? Es gibt Menschen, die unsere Mundart nicht sprechen und trotzdem zu meiner Heimat gehören, sofern Heimat heißen soll: Hier weiß ich mich zugehörig.

Kann Ideologie eine Heimat sein?

(dann könnte man sie wählen.)

Und wie verhält es sich mit Heimat-Liebe? Hat man eine Heimat nur, wenn man sie liebt? Ich frage. Und wenn sie uns nicht liebt, hat man dann keine Heimat? Was muß ich tun, um eine Heimat zu haben, und was vor allem muß ich unterlassen? Sie scheint empfindlich zu sein; sie mag es nicht, die Heimat, wenn man den Leuten, die am meisten Heimat besitzen in Hektaren oder im Tresor, gelegentlich auf die Finger schaut, oder wer sonst, wenn nicht diese Leute und ihre honorierten Wortführer, hätte denn das schlichte Recht, uns die Heimatliebe abzuspargeln?

Quartier, Landschaft, Mundart –

Es muß noch anderes geben, was Heimatlichkeit hervorbringt, Gefühl der Zugehörigkeit, Bewußtsein der Zugehörigkeit. Ich denke zum Beispiel an eine Baustelle in Zürich: ein Platz der beruflichen Tätigkeit. Der Schreibtisch ist ein solcher Platz auch und trotzdem nicht vergleichbar; mein Schreibtisch kann auch in Berlin stehen. Es hat schon, wie der Duden sagt, mit dem Ort zu tun. In erster Linie war es (für mich) das Zürcher Schauspielhaus. Ein öffentlicher Ort, zürcherisch und antifaschistisch. Proben draußen im Foyer, Proben hier (was immer dabei herausgekommen ist) in einem politischen Konsens, der beim Ausschluß des Verwaltungsrates, einem mehrheitlich fachkundigen Ausschuß, nicht aufhörte. Auch wenn ich kein eignes Stück in der Tasche oder im Sinn hatte: Zugehörigkeit auch bei den Proben anderer, damals auch bei Proben von Friedrich Dürrenmatt. Das war jedesmal, kaum hatte ich den Koffer im Hotel abgestellt, das erste Ziel in Zürich: das Schauspielhaus, dann erst die eine oder andere Pinte, Bodega Gorgot – die gibt es noch, besetzt von den Nachfahren, so daß man sich vorkommt wie Rip van Winkle im Märchen: Vergangenheit (Perfekt) als Heimat in der Gegenwart.

Aber es fehlt noch immer etwas.

Die Literatur, die sich um Heimatlichkeit bemüht, indem sie sich mit Geschichte und Gegenwart unsres Landes apriori versöhnt, ist beträchtlich. Heimatlicher zumute wird mir bei Robert Walser: Exil als Schein-Idylle, der Diminutiv als Ausdruck heimlicher Verzweigung, ein großer Landsmann auf der Flucht in die Grazie. Gottfried Keller gewiß; nur beheimaten mich seine Briefe und Tagebücher mehr als sein Seldwyla, dieses verfängliche Modell der Begütigung. Gotthelf macht mich zum staunenden Gast im Emmental, nicht zum Einheimischen. Pestalozzi beheimatet mich in seinem revolutionären Ethos mehr als in unserer Umwelt – aber dann denke ich auch schon an Georg Büchner, an Tolstoi . . .

Oder genügen ganz einfach die Freunde?

Übrigens nicht zu vergessen sind die heimatlichen Speisen, köstliche wie einfache; Weine, die spätestens nach dem zweiten Schluck das gute Gefühl verschaffen, man kenne sich aus in der Welt wenigstens hier. Und vergessen habe ich den Hauptbahnhof der Vaterstadt; anders als alle Bahnhöfe der Welt: Hier kam man nicht zum ersten Mal an, hier fuhr man zum ersten Mal weg.

HEIMAT:

wo dieser Begriff sich verschärft: in Berlin, wenn ich Woche um Woche die Mauer sehe (von beiden Seiten); ihr Zickzack durch die Stadt, Stacheldraht und Beton, darauf das Zementrohr, dessen Rundung einem Flüchtling keinen Griff bietet, Spitzensportler haben getestet, daß diese Grenze kaum zu überwinden ist, selbst wenn nicht geschossen würde, die Wachttürme und Scheinwerferlicht auf Sand, wo jeder verbotene Tritt zu sehen ist, Wachthunde – hüben und drüben dasselbe Wetter und fast noch die gleiche Sprache; die verbliebene Heimat, die schwierige Heimat und die andere, die keine mehr wird.

Mit Freunden ist es so: einer ist Fallschirmspringer der deutschen Wehrmacht gewesen, einer in russischer Gefangenschaft, ein anderer in amerikanischer Gefangenschaft, einer als Schüler im Volkssturm mit Panzerfaust, ein anderer ist in Mecklenburg erzogen worden und vergißt es nicht; ein amerikanischer Freund ist in Korea gewesen und spricht nie davon; wieder ein anderer, Jude, ist unter Stalin zehn Jahre im Kerker gewesen – und man versteht sich nicht weniger als mit Freunden in Biel oder Basel oder Solothurn oder Zürich; nicht weniger, doch anders. Jene sind Freunde, diese sind Freunde und Landsleute: unsere Erfahrungen sind ähnlicher, unsere Lebensläufe vergleichbar, und bei allem Unterschied der Temperamente haben wir schließlich den gleichen Bundesrat, die gleiche Landesgeschichte.

Also doch: Schweiz als Heimat?

Außer Zweifel steht das Bedürfnis nach Heimat, und obschon ich nicht ohne weiteres definieren kann, was ich als Heimat empfinde, so darf ich ohne Zögern sagen: Ich habe eine Heimat, ich bin nicht heimatlos, ich bin froh, Heimat zu haben – aber kann ich sagen, es sei die Schweiz?

Schweiz als Territorium:

kommt man nach Jahren etwa von Rom, so ist der Tessin vergleichsweise helvetisch, um die Seen herum sogar in einem erschreckenden Grad; wenn die Einheimischen sagen: IL NOSTRO PAESE! so bin ich gerührt, sofern sie damit nicht die verkauften Hänge meinen, sondern die Schweiz: die gleichen Bundesbahnmützen und die gleiche Wehrsteuer, IL NOSTRO PAESE, wobei man in diesen Tälern der schwindenden Italianità natürlich den Unterschied zwischen Deutschschweizern und Deutschen kennt, nur überzeugt er die Einheimischen nicht ganz, und ich selber, wohnhaft im Tessin, würde nie sagen, der Tessin sei meine Heimat, obschon ich mich dort wohlfühle.

Muß man sich in der Heimat wohlfühlen?

Außer Zweifel steht ferner, daß Heimat uns prägt – was sich beim Schriftsteller vielleicht besonders deutlich zeigt, nämlich lesbar. Versammle ich die Figuren meiner Erfindung: Bin auf seiner Reise nach Peking, Stiller, der in Zürich sich selbst entkommen möchte, Homo Faber, der sich selbst versäumt, weil er nirgendwohin gehört, der heimelige Herr Biedermann usw., so erübrigt sich das Vorzeigen meines Schweizer Passes. Andorra ist nicht die Schweiz,

nur das Modell einer Angst, es könnte die Schweiz sein; Angst eines Schweizers offenbar. Gantenbein spielt den Blinden; um sich mit der Umwelt zu vertragen. Graf Öderland, Figur einer supponierten Legende und seinem Namen nach eher skandinavisch, greift zur Axt, weil er die entleerte und erstarrte Gesellschaft, die er als Staatsanwalt vertritt, am eignen Leib nicht mehr erträgt, und obschon eine Revolte dieser Art nicht hier, sondern 1968 in Paris stattgefunden hat, schreibt die französische Presse: „un rêve helvétique“ . . . so geprägt ist man. Man wählt sich die Heimat nicht aus.

Trotzdem zögere ich zu sagen: Meine Heimat ist die Schweiz. Andere sagen Schweiz und meinen etwas anderes. Unsere Verfassung bestimmt nicht, wer eigentlich zu bestimmen hat, was Schweizerisch oder Unschweizerisch ist – wer: die Bundesanwaltschaft? der Stämmtisch: der Hochschulrat? die Finanz und ihre gediegene Presse? die Schweizerische Offiziersgesellschaft?

Heimat:

ist Heimat der Bezirk, wo wir als Kind und als Schüler die ersten Erfahrungen machen mit der Umwelt, der natürlichen und der gesellschaftlichen; ist Heimat infolgedessen der Bezirk, wo wir durch unbewußte Anpassung (oft bis zum Selbstverlust in frühen Jahren) zur Illusion gelangen, hier sei die Welt nicht fremd, so ist Heimat ein Problem der Identität, d. h. ein Dilemma zwischen Fremdheit im Bezirk, dem wir zugeboren sind, oder Selbstentfremdung durch Anpassung. Das letztere (es gilt für die große Mehrheit) braucht Kompensation. Je weniger ich, infolge Anpassung an den Bezirk, jemals zur Erfahrung gelange, wer ich bin, um so öfter werde ich sagen: Ich als Schweizer, wir als Schweizer; um so bedürftiger bin ich, als rechter Schweizer im Sinn der Mehrheit zu gelten. Identifikation mit einer Mehrheit, die aus Angepaßten besteht, als Kompensation für die versäumte oder durch gesellschaftlichen Zwang verhinderte Identität der Person mit sich selbst, das liegt jedem Chauvinismus zugrunde. Chauvinismus als das Gegenteil von Selbstbewußtsein. Der primitive Ausdruck solcher Angst, man könnte im eignen Nest der Fremde sein, ist die Xenophobie, die so gern mit Patriotismus verwechselt wird – eine andere Vokabel, die auf den Hund gekommen ist; auch sie brauchen wir nur noch in Führungszeichen. Zu Unrecht. Ein Patriot (ohne Führungszeichen) wäre einer, der seine Identität als Person gefunden oder nie verloren hat und von daher ein Volk als sein Volk erkennt: ein Pablo Neruda, ein Aufständischer also, im glücklichen Fall ein großer, ein Poet, der seinem Volk eine andere Sprache als die Sprache der Anpassung vorspricht und dadurch seine Identität zurückgibt oder zum ersten Mal verleiht, was unweigerlich, in beiden Fällen, revolutionär ist; denn die Masse der Angepaßten hat keine Heimat, sie hat nur ein Establishment mit Flagge, das sich als Heimat ausgibt und dazu das Militär besitzt – nicht nur in Chile . . .

Was unser Land betrifft:

Es scheint, daß die jüngeren Landsleute weitaus gelassener sind, nicht unkritisch, aber gelassener. Die Schweiz, die sie erfahren, ist die Schweiz nach dem Zweiten Weltkrieg, das heißt: sie fühlen sich weniger, als es für uns viele Jahre lang der Fall gewesen ist, auf dieses Land angewiesen. Wo wir uns aus Erinnerung ereifern, zucken sie die Achsel. Was beheimatet sie? Auch wenn sie im Land bleiben, leben sie im Bewußtsein, daß Vokabeln wie Föderalismus, Neutralität, Unabhängigkeit eine Illusion bezeichnen in einer Epoche der Herrschaft multinationaler Konzerne. Sie sehen, daß von ihrem Land nicht viel ausgeht; die Maulhelden aus

dem Kalten Krieg haben ihre Karriere gemacht, sei es als Bankier oder in der Kultur-Politik oder beides zusammen. Was sie, unsere jüngeren Landsleute, politisch beheimaten könnte, ein konstruktiver Beitrag zur Europa-Politik, davon ist wenig zu sehen. Was hingegen zu sehen ist: Law and order, und nach außen: eine Schweiz, die sich ausschweigt im Interesse privater Wirtschaftsbeziehungen, verglichen mit andern Kleinstaaten wie Schweden oder Dänemark mehr als zurückhaltend mit offizieller Willenskundgebung, die zwar das Weltgeschehen nicht ändern könnte – immerhin könnte sie unsere moralische Partizipation am Weltgeschehen entprivatisieren, und das wäre schon etwas: wir könnten uns mit der Schweiz solidarisieren.

„Unbehagen im Kleinstaat“

das ist es wohl nicht, verehrter Professor Karl Schmid, was dem einen und anderen Eidgenossen zu schaffen macht; nicht die Kleinstaatlichkeit. *Besoin de Grandeur*, das zielt nicht auf Großstaat; die Nostalgie ist eine andere. So gefällig sie auch ist, die These, Unbehagen an der heutigen Schweiz können nur Psychopathen haben, sie beweist noch nicht die gesellschaftliche Gesundheit der Schweiz. Wie heimatlich der Staat ist (und das heißt: wie verteidigungswürdig), wird immer davon abhängen, wieweit wir uns mit den staatlichen Einrichtungen und (das kommt dazu) mit ihrer derzeitigen Handhabung identifizieren können. Das gelingt in manchem. Und dann wieder nicht. Mit der schweizerischen Militär-Justiz, wo die Armee als Richter in eigener Sache richtet, kann ein Demokrat sich schwerlich identifizieren. Wage ich es dennoch, mein naives Bedürfnis nach Heimat zu verbinden mit meiner Staatsbürgerschaft, nämlich zu sagen: Ich bin Schweizer (nicht bloß Inhaber eines schweizerischen Reisepasses, geboren auf schweizerischem Territorium usw., sondern Schweizer aus Bekenntnis), so kann ich mich allerdings, wenn ich Heimat sage, nicht mehr begnügen mit Pfannenstiel und Greifensee und Lindenhof und Mundart, nicht einmal mit Gottfried Keller; dann gehört zu meiner Heimat auch die Schande, zum Beispiel die schweizerische Flüchtlingspolitik im Zweiten Weltkrieg und anderes, was zu unsrer Zeit geschieht oder nicht geschieht. Das ist, ich weiß, nicht der Heimat-Begriff nach dem Schnittmuster der Abteilung Heer und Haus; es ist meiner. Heimat ist nicht durch Behaglichkeit definiert. Wer Heimat sagt, nimmt mehr auf sich. Wenn ich z. B. lese, daß unsere Botschaft in Santiago de Chile (eine Villa, die man sich vorstellen kann, nicht grandios, immerhin eine Villa) in entscheidenden Stunden und Tagen keine Betten hat für Anhänger einer rechtmäßigen Regierung, die keine Betten suchen, sondern Schutz vor barbarischer Rechtlosigkeit und Exekution (mit Sturmgewehren schweizerischer Herkunft) oder Folter, so verstehe ich mich als Schweizer ganz und gar, dieser meiner Heimat verbunden – einmal wieder – in Zorn und Scham.

Ich komme zum Dank.

Ich danke der Schweizerischen Schillerstiftung für die hohe Ehre aus der Heimat, nicht ohne zu wissen um die ernste Verlegenheit des einen und anderen Aufsichtsrates; um so ernster danke ich. Ich danke Adolf Muschg für seine Rede. Ich danke Ihnen, daß Sie hierher gekommen sind.

(1974)

Fragebogen

1.
Wenn Sie sich in der Fremde aufhalten und Landsleute treffen: befällt Sie dann Heimweh oder dann gerade nicht?
2.
Hat Heimat für Sie eine Flagge?
3.
Worauf könnten Sie eher verzichten:
 - a. auf Heimat?
 - b. auf Vaterland?
 - c. auf die Fremde?
4.
Was bezeichnen Sie als Heimat:
 - a. ein Dorf?
 - b. eine Stadt oder ein Quartier darin?
 - c. einen Sprachraum?
 - d. einen Erdteil?
 - e. eine Wohnung?
5.
Gesetzt den Fall, Sie wären in der Heimat verhaßt: könnten Sie deswegen bestreiten, daß es Ihre Heimat ist?
6.
Was lieben Sie an Ihrer Heimat besonders:
 - a. die Landschaft?
 - b. daß Ihnen die Leute ähnlich sind in ihren Gewohnheiten, d. h. daß Sie sich den Leuten angepaßt haben und daher mit Einverständnis rechnen können?
 - c. das Brauchtum?
 - d. daß Sie dort ohne Fremdsprache auskommen?
 - e. Erinnerungen an die Kindheit?
7.
Haben Sie schon Auswanderung erwogen?
8.
Welche Speisen essen Sie aus Heimweh (z. B. die deutschen Urlauber auf den Kanarischen Inseln lassen sich täglich das Sauerkraut mit dem Flugzeug nachschicken) und fühlen Sie sich dadurch in der Welt geborgener?

9.
Gesetzt den Fall, Heimat kennzeichnet sich für Sie durch waldiges Gebirge mit Wasserfällen: rührt es Sie, wenn Sie in einem anderen Erdteil dieselbe Art von waldigem Gebirge mit Wasserfällen treffen, oder enttäuscht es Sie?

10.
Warum gibt es keine heimatlose Rechte?

11.
Wenn Sie die Zollgrenze überschreiten und sich wieder in der Heimat wissen: kommt es vor, daß Sie sich einsamer fühlen gerade in diesem Augenblick, in dem das Heimweh sich verflüchtigt, oder bestärkt Sie beispielsweise der Anblick von vertrauten Uniformen (Eisenbahner, Polizei, Militär usw.) im Gefühl, eine Heimat zu haben?

12.
Wieviel Heimat brauchen Sie?

13.
Wenn Sie als Mann und Frau zusammenleben, ohne die gleiche Heimat zu haben: fühlen Sie sich von der Heimat des anderen ausgeschlossen oder befreien sie einander davon?

14.
Insofern Heimat der landschaftliche und gesellschaftliche Bezirk ist, wo Sie geboren und aufgewachsen sind, ist Heimat unvertauschbar: sind Sie dafür dankbar?

15.
Wem?

16.
Gibt es Landstriche, Städte, Bräuche usw., die Sie auf den heimlichen Gedanken bringen, Sie hätten sich für eine andere Heimat besser geeignet?

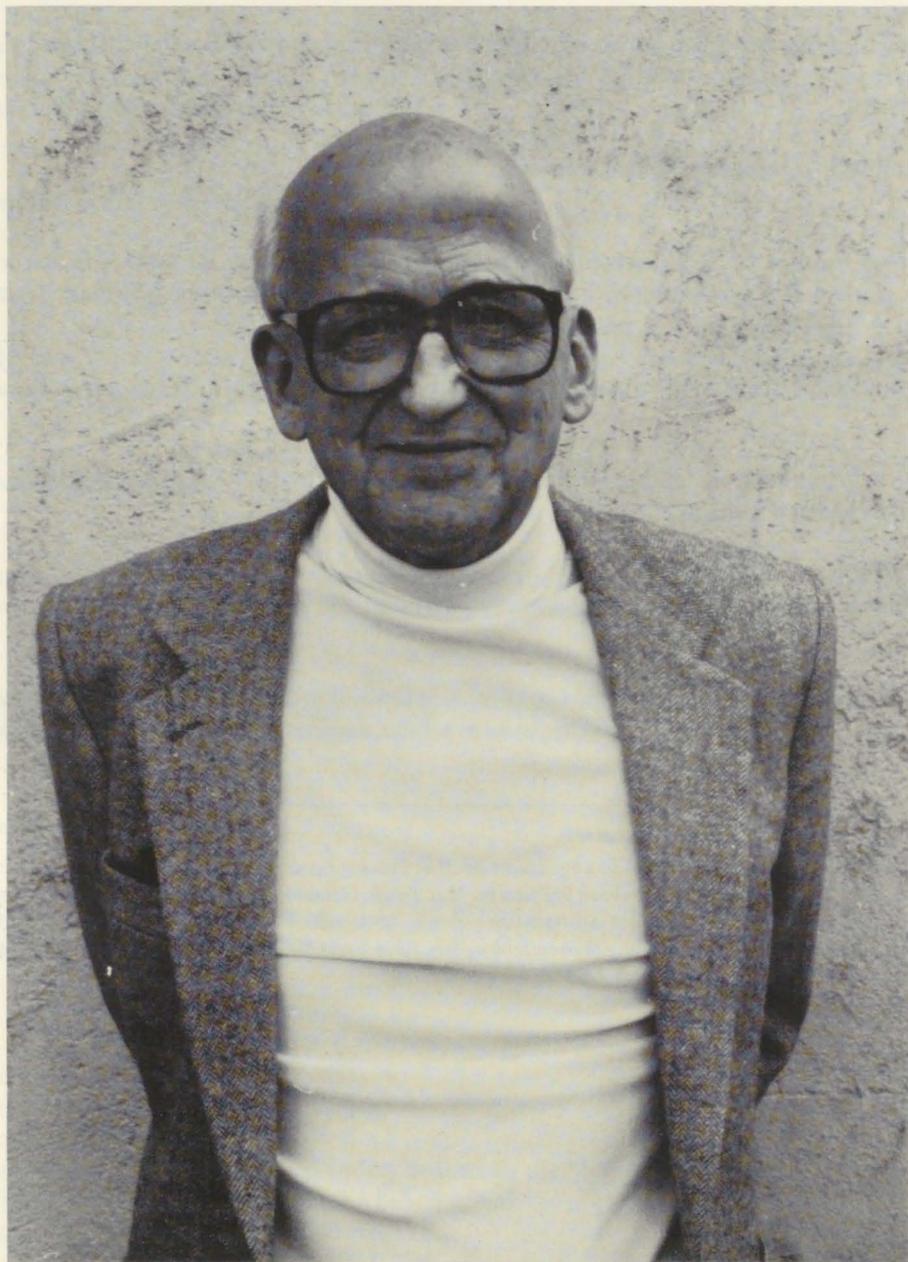
17.
Was macht Sie heimatlos:
a. Arbeitslosigkeit?
b. Vertreibung aus politischen Gründen?
c. Karriere in der Fremde?
d. daß Sie in zunehmendem Grad anders denken als die Menschen, die den gleichen Bezirk als Heimat bezeichnen wie Sie und ihn beherrschen?
e. ein Fahneneid, der mißbraucht wird?

18.
Haben Sie eine zweite Heimat? Und wenn ja:

19.
Können Sie sich eine dritte und vierte Heimat vorstellen oder bleibt es dann wieder bei der ersten?
20.
Kann Ideologie zu einer Heimat werden?
21.
Gibt es Orte, wo Sie das Entsetzen packt bei der Vorstellung, daß es für Sie die Heimat wäre, z. B. Harlem, und beschäftigt es Sie, was das bedeuten würde, oder danken Sie dann Gott?
22.
Empfinden Sie die Erde überhaupt als heimatlich?
23.
Auch Soldaten auf fremdem Territorium fallen bekanntlich für die Heimat: wer bestimmt, was Sie der Heimat schulden?
24.
Können Sie sich überhaupt ohne Heimat denken?
25.
Woraus schließen Sie, daß Tiere wie Gazellen, Nilpferde, Bären, Pinguine, Tiger, Schimpansen usw., die hinter Gittern oder in Gehegen aufwachsen, den Zoo nicht als Heimat empfinden?

Der Text „Die Schweiz als Heimat“ ist abgedruckt in: Max Frisch – Forderungen des Tages, Porträts, Skizzen, Reden 1943–1982, Subrkamptaschenbuch 957 und in: Max Frisch, Gesammelte Werke Bd. 6, Subrkamp Verlag, 1986.

Wir weisen unsere Leser auf diese Ausgaben empfehlend hin. Ebenso auf Max Frisch „Stichworte“ ausgesucht von Uwe Johnson, Subrkamptaschenbuch 1208.



Dr. Erwin Dittler

Foto: Helmut Marzluf

Dr. Erwin Dittler zum 80. Geburtstag

Manfred Hildebrand, Haslach

Am 30. August 1991 kann Dr. Erwin Dittler aus Kehl-Goldscheuer seinen 80. Geburtstag feiern. Er gehört zu den produktivsten Historikern Badens und hat auch zahlreiche Arbeiten in der „Badischen Heimat“ veröffentlicht. Der geborene Karlsruher legte 1931 an der Oberrealschule seiner Vaterstadt das Abitur ab. Nach dem Studium der Volkswirtschaft an der Universität Heidelberg bestand Erwin Dittler die Diplom-Volkswirt-Prüfung und promovierte 1935 in Heidelberg zum Dr. rer. pol. Bis zum Ausbruch des Zweiten Weltkrieges arbeitete Dr. Dittler an verschiedenen staatlichen Forschungsprojekten in Niedersachsen und im Saarland. Als Soldat und Kriegsgefangener war Dr. Dittler bis 1949 in Rußland. Nach dem Krieg war er Bundesgeschäftsführer des „Deutschen Saarbundes – Volksbund für die Wiedervereinigung Deutschlands“ und hatte verschiedene leitende Positionen in der Wirtschaft inne. Seit 1964 war er im Schuldienst tätig und unterrichtete an verschiedenen Schulen, zuletzt bis zu seiner Pensionierung 1976 an der Handelslehranstalt und am Wirtschaftsgymnasium in Kehl. In Kehl-Goldscheuer ist Dr. Dittler seit vielen Jahrzehnten ansässig. Hier wurde er zu einem der besten Kenner der mittelbadischen Geschichte. Von 1970 bis 1978 war er Redakteur des Jahrbuches des Historischen Vereins für Mittelbaden „Die Ortenau“.

Schwerpunkt von Dr. Dittlers historischen Forschens ist die Jakobinerforschung in Baden. Zahlreiche Untersuchungen über die Jakobiner am Oberrhein (Johann Georg Friedrich List, General Johann Ernst Krieg, Johann Gottlieb Bärstecher, Rudolphe de Rochebrune, Karl und Sebastian Fahrländer,

Ernst Alexander Jägerschmidt, August Wilhelm Lamey, Karl Ludwig Schulmeister, Ludwig Wilhelm Otto, Johann Friedrich Stäudlin u. a.) wurden von ihm veröffentlicht.

Inzwischen zählt Dr. Dittler zu den angesehensten deutschen Jakobinerforschern. 1981 arbeitete er am Handbuch „Deutsche Jakobiner“ mit. Daneben beschäftigte er sich in mehreren Untersuchungen mit der Revolutionsgeschichte 1848/49 und 1918/19.

Ein weiterer Schwerpunkt von Dr. Dittlers wissenschaftlicher Arbeit ist die Erforschung der Lebensgeschichte und politischen Tätigkeit der Offenburger Sozialisten Adolf Geck, Marie Geck, Eugen Geck und Oscar Geck. Neuerdings untersucht er auch die umfangreichen Aktivitäten des Offenburger Sozialisten Georg Monsch und gibt über ihn eine Dokumentationsreihe heraus, von der inzwischen sieben Hefte erschienen sind.

Als erster Historiker erforschte Dr. Dittler die Geschichte der Druckereien und Verlage in Kehl (Müller-Bärstecher und seine Beziehungen zur Druckerei Beaumarchais; zuletzt: der Verlag Dr. H. Werneke) und wies somit zum erstenmal auf die große Bedeutung von Kehl als Druckerstadt im letzten Jahrzehnt vor der französischen Revolution hin.

An zahlreichen internationalen Forschungsprojekten ist Dr. Dittler mit Beiträgen beteiligt, so am Forschungsprojekt „Demokratische Bewegungen in Mitteleuropa 1770–1850“ der Universität Innsbruck sowie am biographischen Lexikon „Demokratisch-liberale Bewegungen in Mitteleuropa“. Außerdem ist er ständiger Mitarbeiter beim Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte an der Universität Tel Aviv (Israel). Das Ver-

zeichnis von Dr. Dittlers historischen Abhandlungen weist inzwischen über sechzig Veröffentlichungen auf, die sich durch „ein hohes wissenschaftliches Niveau“ (Professor Dr. Walter Grab von der Universität Tel Aviv) auszeichnen.

Von Dr. Erwin Dittler in Zeitschriften und Büchern erschienen:

¹⁾ Friedrich List als Flüchtling in Kehl und im Hanauerland. In: Die Ortenau 1964.

²⁾ Baurat Georg Jakob Dittler (1796–1835). In: Badische Heimat, 3/4 1964.

³⁾ Steingut und Fayence aus Dautenstein und Nonnenweier. In: Geroldsecker Land 1969/70.

⁴⁾ Johann Georg Friedrich List. In: Ekkhart-Jahrbuch der Badischen Heimat 1970.

⁵⁾ Carl Dittler, Rößlewirt von Wilferdingen, Mitglied der Konstituierenden Landesversammlung 1849, In: Badische Heimat 2/3 1970.

⁶⁾ General Johann Ernst Krieg aus Lahr. In: Geroldsecker Land, Sonderheft 1970/71.

⁷⁾ Johann Gottlieb Bärstecher alias Müller, Verleger und revolutionärer Demokrat im Zeitalter der Französischen Revolution. In: Walter Grab (Hsg.) Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte, I 1972, Universität Tel Aviv.

⁸⁾ Johann Gottlieb Müller (Bärstecher), Verlagsbuchhändler im Zeitalter der Aufklärung. In: Die Ortenau 1972, 1977.

⁹⁾ Rudolphe de Rochebrune (Guillaume Plateret), Geheimer Legationsrat in Kehl. In: Die Ortenau 1973.

¹⁰⁾ Kehl als Druckort in den Meßkatalogen 1782–1786. In: Die Ortenau 1973.

¹¹⁾ Karl und Dr. Sebastian Fahländer aus Ettenheim und die revolutionäre Bewegung am Oberrhein. In: Die Ortenau 1974–76. Als Sonderdruck: Jakobiner am Oberrhein, 1976.

¹²⁾ Stadt und Veste Kehl nach Verleihung der Stadtrechte. In: Badische Heimat 3/1974.

¹³⁾ Emigrantentruppen in der Herrschaft Ettenheim unter Louis René Edouard Prinz von Rohan-Guéméné, Fürst und Bischof von Straßburg, im Jahre 1791. In: Die Ortenau 1975.

¹⁴⁾ Die Vermittlungsversuche der Freiherren Wilhelm von Edelsheim und Johann von Türckheim bei Staatsrat Johannes Müller im Frühjahr 1790 während der Reichsexekution im Amt Oberkirch. In: Die Ortenau 1976.

¹⁵⁾ Ernst Alexander Jägerschmid (1754–1833). In: Badische Heimat 1/1977.

¹⁶⁾ Die Jahre der Französischen Revolution und der Napoleonischen Kriege (1789–1815). In: Kurt Klein (Hrsg.), Land um Rhein und Schwarzwald, 1978.

¹⁷⁾ Die Revolutionsjahre 1848/49. In: Kurt Klein (Hrsg.), Land und Rhein und Schwarzwald, 1978.

¹⁸⁾ Zum Tode von Gotthold Friedrich Stäudlin (1758–1796). In: Badische Heimat 1/1979.

¹⁹⁾ Seelbach – Verlagsort der „Klio“. Herausgeber Gotthold Friedrich Stäudlin (1758–1796). In: Gerhard Finkbeiner (Red.), Seelbach im Schuttertal 1179–1979, 1979.

²⁰⁾ Jacob Anton Derndinger (1779–1850). Bergbauunternehmer und Glasfabrikant aus Ichenheim. In: Die Ortenau 1979.

²¹⁾ August Wilhelm Lamey (1772–1861), der Franke am Rheinstrom. In: Die Ortenau 1979.

²²⁾ Die Arbeiter- und Soldatenräte in Haslach nach der Novemberrevolution 1918. In: Manfred Hildebrand (Hrsg.), Haslach im Kinzigtal. Aus Geschichte und Brauchtum. 1978.

²³⁾ Karl Ludwig Schulmeister (1770–1853), der Jakobiner aus Freistett. In: Die Ortenau 1980.

²⁴⁾ Gotthold Friedrich Stäudlin (1758–1853). Seine letzten Lebensjahre in Lahr „im Zwiespalt zwischen Anhänglichkeit an die deutsche Heimat und Hingabe an das revolutionäre Frankreich“. In: Die Ortenau 1980.

²⁵⁾ Ludwig Wilhelm Otto, Graf von Mosloy (1754–1817). Ein französischer Diplomat aus Kork. In: Badische Heimat 2/1980.

²⁶⁾ Die Revolutionierung des Fricktals und die demokratische Bewegung im Breisgau im Jahre 1802. In: Walter Grab (Hsg.), Jahrbuch des Instituts für deutsche Geschichte 1980, Universität Tel Aviv.

²⁷⁾ Die Abtrennung des Fricktals vom Breisgau im Jahre 1802. In: Badische Heimat 1/1981.

²⁸⁾ Gotthold Friedrich Stäudlin und die Französische Revolution. In: Walter Grab (Hsg.), Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte 1981, Universität Tel Aviv.

²⁹⁾ Johann Georg Friedrich List (1753–1806). In: Deutsche Jakobiner – Mainzer Republik und Cisirhenanen 1792–1798. Band I: Handbuch, 1981.

³⁰⁾ Adolf Geck (1854–1942). Von der „Roten Feldpost“ zum Arbeiterrat. In: Die Ortenau 1982.

³¹⁾ Adolf Geck (1854–1942). Ein Offenburger Sozialdemokrat in der Weimarer Republik. In: Die Ortenau 63 (1983).

³²⁾ Jacob Anton Derndinger und Carl Ludwig Weißkopf. Offenburger Glasfabrikanten aus Ichenheim. In: Aus dem „Türmel“, Altenheim 1982.

³³⁾ Bäuerliche Unruhen in Südwestdeutschland im Zeitalter der Französischen Revolution. In:

Walter Grab (Hsg.), Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte 1984, Universität Tel-Aviv.

³⁴⁾ Erinnerungen von und an Otto Hörth (1842–1935). In: Die Ortenau 1985.

³⁵⁾ Der Regierungskommissar Johann Dittler. Ein Mainzer Jakobiner in der Pfalz. In: Walter Grab (Hsg.), Jahrbuch des Instituts für Deutsche Geschichte 1986, Universität Tel-Aviv.

³⁶⁾ Johann Paul Edelmann (1665–1738). Schultheiß der Stabsgemeinde Goldscheuer. Sonderdruck 1986 (Die Ortenau 1986)

³⁷⁾ Wolfgang Wipprecht zum Gedenken. In: Die Ortenau 1986.

³⁸⁾ Zum Gedenken an Wolfgang Wipprecht (1912–1985). In: Badische Heimat 4/1986.

³⁹⁾ Adolf Geck und Heinrich Hansjakob. In: Manfred Hildenbrand und Werner Scheurer (Hsg.), 1837–1916 Heinrich Hansjakob. 1987.

⁴⁰⁾ Marie Geck und Heinrich Hansjakob. In: Die Ortenau 1987.

⁴¹⁾ Caporal Pierre Teilhard de Chardin in Goldscheuer. In: Badische Heimat 2/1988.

⁴²⁾ Hundsfeld. Aspekte einer Namensdeutung. In: Die Ortenau 1988.

⁴³⁾ Ernst Ludwig Posselt (1763–1804). Im Umbruch der Zeit. In: Badische Heimat 3/1989.

⁴⁴⁾ Das Dorfzeichen der Dreiergemeinde Marlen-Goldscheuer-Kittersburg. In: Badische Heimat 2/1989. – Unser Dorfzeichen. In: Hans Roser (Hsg.), s'Blüwiel, Kehl-Goldscheuer 1988.

⁴⁵⁾ Die Bauernunruhen in der Ortenau (1789). In: Die Ortenau 1989.

⁴⁶⁾ Deutsch-französische Beziehungen zwischen den beiden Weltkriegen. Der Verlag Dr. H. Werneke in Kehl. In: Die Ortenau 1989.

⁴⁷⁾ Der „Alte Bund“ in Offenburg. In: Ortenau 1990.

⁴⁸⁾ Karl Schulmeister (1770–1853) in der Erinnerung des Joseph Freiherrn von Hormayr zu Hertenburg. In: Die Ortenau 1990.

⁴⁹⁾ Die Sozialisten und Franz Joseph Buß (1803–1878). In: Die Ortenau 1990.

⁵⁰⁾ Georg Monsch – Heft 2 – Stadtrat und Ehrenbürger der Stadt Offenburg. 1990 (Edition Reihe Monsch).

⁵¹⁾ Georg Monsch – Heft 3 – Sozialistischer Utopist, 1990.

⁵²⁾ Georg Monsch – Heft 4 – Erlösung. Poetisch-sozialpolitisches Drama, 1990.

⁵³⁾ Georg Monsch – Heft 5 – 1. Mai, 1990.

⁵⁴⁾ Carl Gütle. Offenburger Stadtpoet. 1990.

⁵⁵⁾ Eugen Geck. Eine biographische Skizze, 1990.

⁵⁶⁾ Reichsschultheiß Georg Freiherr von Riencker und sein Panegyriker Gotthold Friedrich Stäudlin. In: Badische Heimat, 1990, Heft 3.

⁵⁷⁾ Oscar Geck I, 1991.

⁵⁸⁾ Oscar Geck II, 1991.

⁵⁹⁾ Oscar Geck III, 1991.

⁶⁰⁾ Georg Monsch, Heft 6, Reiseschilderungen, 1991.

⁶¹⁾ Georg Monsch, Heft 7, Festspiel „Ursula“, 1991.

Wir müssen die Natur entlohnen Wie der Gegensatz zwischen Ökonomie und Ökologie überwunden werden kann

Alle sind für den Umweltschutz. Aber in der direkten Konfrontation zwischen ökonomischen Interessen und ökologischer Rücksicht bleibt die Natur zumeist zweiter Sieger. Das gilt für das Konsumverhalten des einzelnen genauso wie für die Produktionsbetriebe. Erst recht läßt es sich für die globalökologischen Konflikte wie Klimagefährdung, Gewässerbelastung, Bodenvergiftung oder Artenbedrohung feststellen.

Beim Umweltschutz hat sich in den vergangenen Jahren durchaus einiges getan: Das Bewußtsein der Menschen ist gewachsen, jeder Konsument erklärt seine Gutwilligkeit, und auch die Betriebe reagieren sensibler auf ökologische Argumente. Trotzdem ist noch kein Durchbruch erzielt.

Das Dilemma ist nicht lösbar, solange Natur und Ökonomie in einen Gegensatz gestellt werden. Genau an dieser Stelle aber hat sich die Ökologie-Diskussion in eine abenteuerliche Sackgasse manövriert. So glauben viele, daß der Natur nur dann geholfen werde, wenn man sie vor der Ökonomie schützt. Daher werden weniger Produktion, weniger ökonomisches Wachstum und weniger Naturaneignung gefordert. Die beste Lösung sei eine von der Industrie unberührte Natur. Das aber würde auch das Ende allen menschlichen Lebens bedeuten, weil menschliches Arbeiten, Produzieren und Konsumieren ohne Eingriff in die Ökosysteme überhaupt nicht denkbar sind. Arbeit und Leben sind immer Umwandlung von Materie. Ein Naturschutz, der auf den Gegensatz zur Ökonomie setzt, mag ökologischen Moralisten innere Befriedigung verschaffen, für die Gesellschaftspraxis dagegen wie für die Natur selbst bedeutet er eine große Gefahr.

Es ist deshalb höchste Zeit für einen Neuanfang der ökologischen Debatte: Das Verhältnis von Ökonomie und Natur muß neu bestimmt werden. Hierbei kommt es darauf an, die Gestaltung der Natur selbst zu einem vorrangigen wirtschaftlichen Ziel zu machen. Die ökologische Todsünde der modernen Industriegesellschaft besteht darin, daß zwar aller Reichtum aus der Natur gezogen wird, aber fast nichts für die Erhaltung der sprudelnden Wohlstandsquellen getan wird. Die Natur und ihr Reichtum werden außerhalb der Ökonomie gestellt, dagegen wird deren zerstörende Aneignung als Produktion von Werten betrachtet. So kann es kommen, daß unbemerkt Milliarden an Naturvermögen verlorengehen, um lediglich Millionen an Sozialeinkommen zu erzeugen.

Die industrielle Ökonomie bemißt und bewertet mit hoher Präzision die Gerätschaft, mit der sie auf Beutezug geht, aber sie kümmert sich nicht um die Erhaltung der Jagdgründe. Sie weiß viel vom Angler und seiner Angel und wenig von den Fischen.

Der einzige Weg aus der ökologischen Krise: Die Ökonomie muß sich der Natur annehmen. Das darf natürlich kein Freipaß für eine totale Naturunterwerfung sein. Vielmehr geht es um die praktizierte Einsicht, daß jedem Produkt und jedem erzeugten wirtschaftlichen Wert eine Leistung der Natur zugrunde liegt, ohne die das Wirtschaften nicht möglich wäre. So geschehen ist die Natur jene umfassende Wirtschaftskraft, an der wir alle Kriterien für Leistung, Effizienz und Wachstum zu messen haben.

Wenn Produzieren und Konsumieren unsere tägliche Form der Naturgestaltung darstellen, dann muß es auch unser erstrangiges Ziel sein, durch Produktion und Konsumtion eine humane Gestaltung der Natur hervorzu-bringen. „Ökonomie“ bedeutet Wahrung der Gesetze des oikos, heißt also pfleglicher Umgang mit der Natur.

Was heißt das praktisch? Nicht Verzicht muß im Vordergrund stehen, sondern der den wahren Kosten entsprechende Umgang mit der Materie. Es geht darum, den stofflichen und energetischen Massenverbrauch wesentlich zu senken, ohne die Versorgungsqualität entscheidend zu schmälern. Instrumente wie die Ökosteuern stehen zur Verfügung, sie müssen nur von den Betrieben und den Verbrauchern akzeptiert werden. Vor allem muß der Produktionsfaktor Natur entlohnt werden. Das verbrauchte Naturvermögen muß durch Abschreibungen beziehungsweise Ersatzinvestitionen wiederbergestellt werden, so wie dies für alle anderen Produktionsmittel selbstverständlich ist. Dem steht übrigens weder das Einkommensziel noch das Wachstumsziel der Volkswirtschaft entgegen. Als Autofahrer etwa muß man nur bereit sein, mehr Geld für ein umweltverträgliches Auto zu bezahlen und weniger Wert auf zusätzliche PS zu legen.

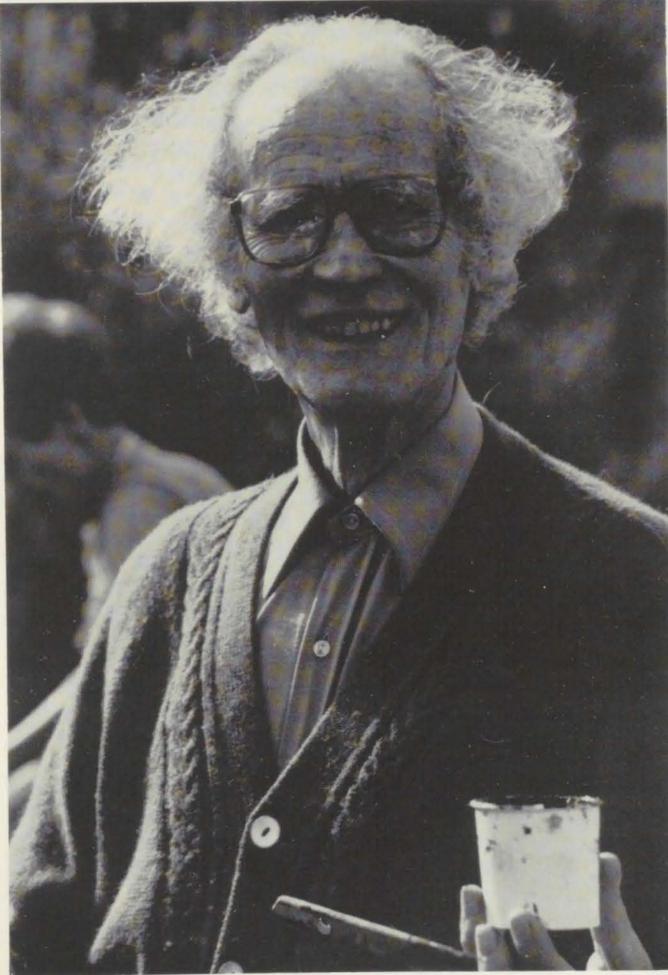
Die Zeiten, in denen die Natur alles gratis gab, sind längst vorbei. Wenn wir ihren Reichtum länger genießen wollen, müssen wir für sie sorgen. Die Natur zu erhalten ist teuer, sie nicht zu erhalten ist unbezahlbar.

Prof. Hans Immler, Kassel, In: „Die Zeit“, 10. Mai 1991, Nr. 20

V. Geburtstage

Alban Spitz zum 85. Geburtstag

Ludwig. Vögely, Karlsruhe



Alban Spitz

Foto: Karl Fritz, Schopfheim-Fahnau

Unser treues Mitglied, der Maler und Philosoph vom Dinkelberg, Alban Spitz, wurde am 6. April 85 Jahre alt. Der Landesverein grüßt ihn aus diesem Anlaß aufs herzlichste

und wünscht ihm noch viele gute und lichte Jahre. Möge es mit ihm noch lange so bleiben, wie er es selbst einmal für die Menschen seiner Heimat formuliert hat:

*Us zaihem Holz,
Trotzig und stolz,
Uufrächt wie d'Danne
Stönd d'Alemanne!*

Der Jubilar, ein echter Sohn des Dinkelberges, aus Minseln (bei Rheinfelden) stammend, besitzt noch eine gute körperliche Konstitution und vor allem die Weisheit des Alters. Wenn auch der Pinsel und das Holzschneidemesser zurücktreten müssen, so sind dafür seine Gedanken dauernd auf der

Suche, und er denkt tiefgründig über den Sinn des Lebens nach, wobei seine unbeirrbare Gläubigkeit Pate steht, und bringt seine Gedanken zu Papier. Sein köstlicher Humor läßt ihn leicht über das Leben hinblicken, weil Alban Spitz weiß, was für den Menschen göltig ist, was ihm Gewicht verleiht. Und so ist er zu einer bewundernswerten Lebenskunst gelangt, die allen Beschwerden des Alters trotzt. Er ist ein liebenswerter, allzu bescheidener Mensch und Künstler geblieben.



Schneeglöckchen

Alban Spitz, Holzschnitt

Das Werk von Alban Spitz ist bis Ende Juli 1991 im Burghof-Museum in Lörrach ausgestellt. Neben seiner Malerei, welche die Entwicklung des Künstlers bis hin zum Abstrakten sichtbar macht, beeindruckt Alban Spitz immer wieder auch als Meister der Holzschnittkunst. Geradezu unglaublich im Umfang sind die schriftstellerischen Arbeiten des Jubilars, seine Sentenzen, Weisheiten, Aphorismen und Verse. Die Tagebücher von 1950–1981 umfassen allein 6000 Schreibmaschinenseiten. Einige seiner Schriften sind im

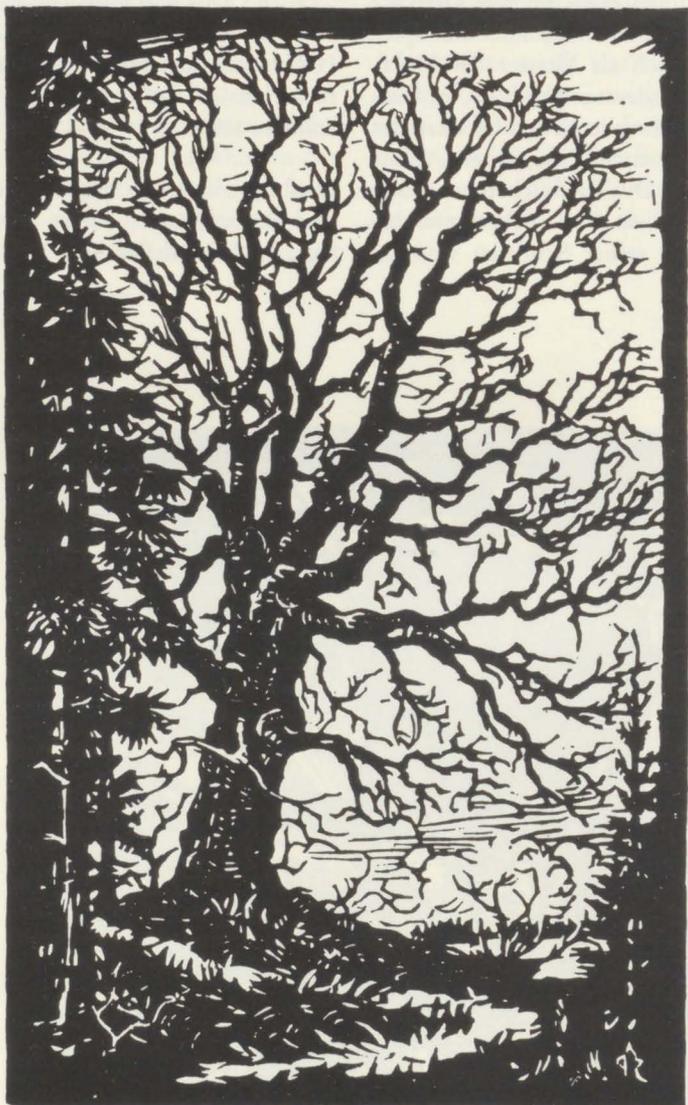
Selbstverlag erschienen, so z. B. „Erdenleben Jesu“ (1933), „Mi Heimat“ (1933), „D'r Wald“ (1933), „Des Menschen Los“ (1967), „S'riich Läebe von Johannes Thoma“ (1975). 1976 hat Spitz die Kalendergeschichten J. P. Hebels auf alemannisch erzählt. Sein letztes Bändchen „O daß es Nacht wird“ veröffentlichte er 1979.

Und nun soll Alban Spitz mit einigen Bildern und Betrachtungen selbst diesen Geburtstagsgruß beschließen.



Am Waldrand

Alban Spitz, Holzschnitt



Die Eiche

Alban Spitz, Holzschnitt

Schattessidde het e jedi Sach,
e jede Stei, e jedes Huus,
und jedi Meinig, jedes Fach.
So het au jede Mänsch
wohl sini Mugge
und sini Sorge,
wo'nen drucke!

In de Dannechrone bloost d'r Wind,
und Wulke ile dr'här so g'schwind.
I glaub es git e Dunnerwädder,
was duet's, sisch nohär um so nädder.
Lömmmer's bloose, blitze, chrache,
d'Sunne wird scho wieder lache!

E Dach überm Chopf,
e Sau im Schopf
und e Lieebi im Härze,
do chame mängs v'rschmärze,
meinsch it?

(Aus „Mi Heimat“, Holzschnitte und Verse in
alemannischer Mundart. Privatdruck 1933)

Die Dinge haben unendlich
viele Seiten,
doch nur eine Mitte.

Der Mensch ist fürwahr
ein Teufelskerl, stellt er doch
gar Gott, in Frage.

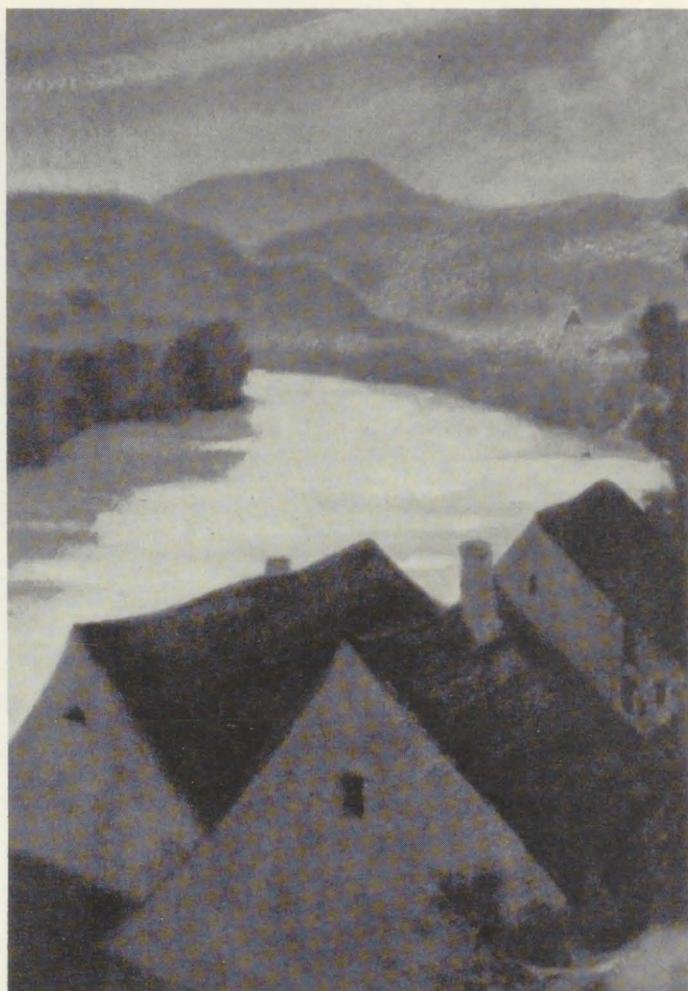
Höhe ist erreichbar,
indem wir versuchen,
Tiefe zu gewinnen.

Nie verarmt ein Leben mehr,
als wenn der Mensch sich
nicht mehr freuen kann.

Oftmals im Leben, o Qual,
sind wir nur zweite, ja
dritte Wahl.

Wer halt durchaus will
Schlangen fangen, darf
nicht vor Giftzähnen bangen.

(Aus „O daß es Nacht wird“,
Privatdruck 1979)



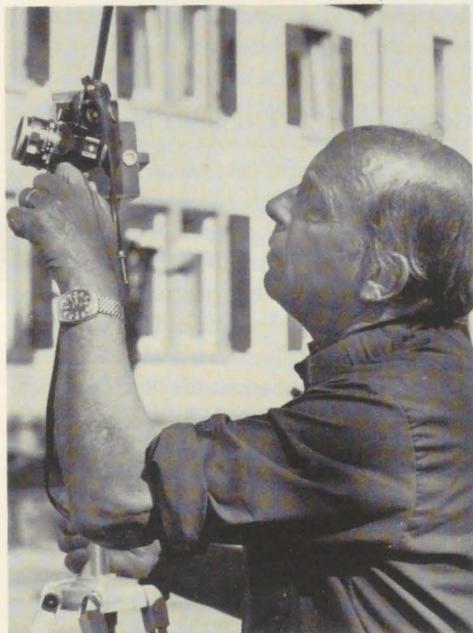
Rhein bei Hauenstein

Alban Spitz, Öl, 1968

Leif Geiges

9. September 1915 – 5. April 1990

Adolf Schmid, Freiburg



Leif Geiges (1915–1990), Selbstportrait 1976

„Leif Geiges ist unerwartet von uns gegangen. Er war noch voller Zukunftspläne“. – Diese Nachricht kam völlig überraschend, für seine Familie nicht weniger als für die große Zahl der Freunde und Bekannten. Ein großer Meister der Photographie ist plötzlich gestorben. Noch so viele seiner Ideen wollten reifen, noch manches Projekt war erst „unterwegs“, steckte in den Anfängen. – Leif Geiges hat eine große Botschaft und ein imponierendes Gesamtwerk hinterlassen, Kostbarkeiten in einer ganz und gar unbestrittenen Originalität und ausgereifter Künstlerschaft, die dem höchsten, selbstgestellten Anspruch an über-

ragende Qualität gerecht werden konnte, in einer Kunst, die oft sichtbar und verstehbar zu machen verstand, was in Worten nicht oder nur schwer zu fassen ist.

Leif Geiges war ein leidenschaftlicher Photograph mit solchem Niveau an beruflicher Disziplin, an handwerklicher Könnerschaft und beispielhafter Leistung, daß in seinem großen Werk die Lichtbildnerie wirklich zur Kunst wurde – mit vollendeten Meisterwerken der Photographie. Tatsächlich, Photos als Kunst? – „In der Photographie drückt sich die legitime Sehweise des technischen Zeitalters aus. Die photographische Linse sieht die Welt anders als das menschliche Auge; wahrscheinlich genauer, exakter; in jedem Falle als Kontrollorgan unbestechlicher, objektiver“¹⁾. Wollen wir da also gleich von „Kunst“ reden? Sicher selten, sehr selten. – Aber eben eine dieser raren Ausnahmen sehen wir bei Leif Geiges und seinem schöpferischen Auge, das uns nie unfertige oder überhastete Eindrücke weitergab, das nie einen Blickkontakt nur en passant oder so beiläufig vermittelte, das immer ganz einmalige Kompositionen zu schaffen imstande war, kunstvolle Darstellungen in großen Zusammenhängen. Er hat uns Bilder geschenkt, die immer auch noch viel Freiraum lassen für die Phantasie des Betrachters. Paul Valéry hat einmal ein Bauwerk sprechen lassen: „Ob ich spreche oder schweige, dies hängt von Dir ab, der Du vorbeigehst“. Dies muten uns auch viele Geiges-Bilder zu. Dabei hat gerade dieser Künstler überzeugend deutlich gemacht: Nicht die teure und raffinierte Technik macht den Photographen zum Künstler: „Eine photographische Ausrüstung muß robust und zuver-

lässig, universell, aber trotzdem möglichst klein sein. Wird sie zum Ballast, dann ist sie bei der Arbeit hinderlich²⁾. Er schrieb für jeden lesbar, daß er insgesamt mit vier Objektiven gearbeitet habe³⁾, und er stellte dazu selbstbewußt fest: „Selbst versierte Fachleute glauben bei vielen meiner Bilder nicht, daß sie mit der Kleinbildkamera gemacht sind“. Selbst auf die Frage, welches Filmmaterial er jeweils benutzt habe, gab er offene Antworten. Privilegien der Ausrüstung oder des Materials waren es also nicht.

Ein Stück Photogeschichte

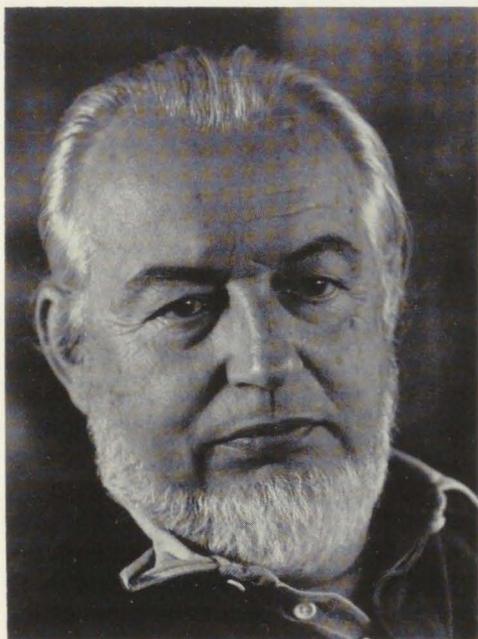
Die große Trauergemeinde, die Leif Geiges zusammen mit dessen Witwe Vreni und den Kindern am 11. April 1990 auf dem Freiburger Hauptfriedhof das letzte Geleit gab, wußte wohl, welches Vermächtnis dieser Künstler

hinterlassen hat. Michael Guttenberg sagte z. B. als Sprecher des „Club Daguerre“ in einem ehrenden Nachruf: „Wir wollen diesen großen Mann, der nicht nur für die Nachwelt ein Kapitel Photogeschichte geschrieben hat, sondern selbst ein Stück Photogeschichte ist, in ehrender Erinnerung behalten“. – Tatsächlich: Leif Geiges ist ein unvergeßliches Stück deutscher und europäischer Photogeschichte.

Geiges – ein alter Freiburger Name

Der Name Geiges ist seit der Mitte des 18. Jahrhunderts in Freiburg wohl bekannt: Zunftmeister der Leineweber war Joseph Geiges in der zweiten Hälfte jenes Jahrhunderts, einer seiner Söhne durfte studieren und der Enkel Sigmund wurde schließlich Stadtbaumeister der Münsterstadt. In der darauf folgenden Generation wurde der Name Geiges bei Künstlern und Architekten über Deutschlands Grenzen hinaus bekannt – durch Fritz Geiges⁴⁾, den „Glasmaler“, den „Michelangelo von Freiburg“ (so Hansjakob). Im Münster unserer lieben Frau lebte für Professor Geiges die ganze Geschichte „seiner“ Stadt. Die Sorge um das Juwel Freiburgs führte 1890 zur Gründung des Münsterbauvereins⁵⁾, Geiges war bei den Initiatoren. Ihm wurde die Konservierung und die Restaurierung der alten Münsterfenster übertragen (1917–1927) – das schönste Denkmal des Freiburger „Glasprofessors“.

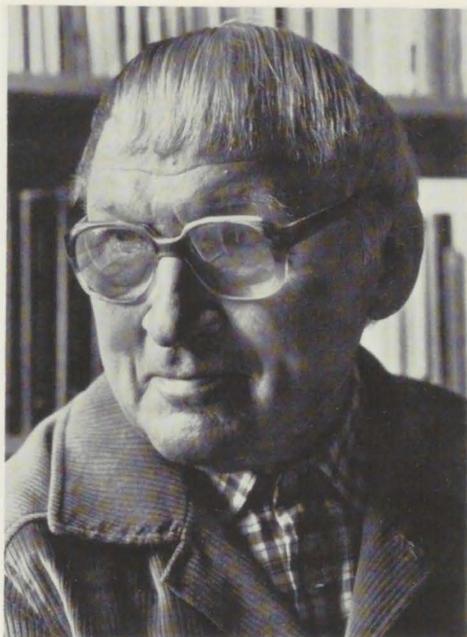
Professor Geiges hat die Aufnahme für seine 400 Seiten starke Dokumentation „Der mittelalterliche Fensterschmuck des Freiburger Münsters“ (1931) selbst gemacht und im „Geiges-Turm“ zwischen Tal- und Fuchsstraße selbst entwickelt; es waren etwa 900 Aufnahmen, die allein im genannten Buch wiedergegeben wurden. Und oft hat der Geiges-Enkel dabei interessiert zugeschaut – und geholfen. Denn sein Elternhaus war ja ganz nahe, in der Talstraße. Gar keine Frage also, wo der kleine Leif die Liebe zur Kunst geerbt



Hoimar von Dütfurth (1921–1990), Prof. Dr. med., „Wissenschaftsjournalist“ und erfolgreicher Buchautor, wohnte seit 1976 in Staufeu bei Freiburg. Aufnahme: Leif Geiges.

und gepflegt haben könnte ... Als Unterprimar entdeckte Leif Geiges bei einem Trödler in der Freiburger Universitäts-gasse eine Leica Modell I, zum anständigen Preis von 70 Mark. Der Vater, Chirurg, aber auch selbst begeisterter Hobbyphotograph, unterstützte dieses Unternehmen in angemessener Form; Leif bezahlte 50 Mark in bar, den Rest dann in 4 Monatsraten. Es war der Anfang einer großen Liebe. – Auch auf einem andern Gebiet der Photokunst machte der junge Leif Geiges Erfahrungen: Das WDR-Fernsehen brachte 1989 eine Dokumentation zur Frage: „Wer war Arnold Fanck?“ – Die Erinnerung an diesen Film-Pionier sollte tatsächlich gepflegt werden⁶⁾: Der promovierte Freiburger Geologe drehte 1912/13 mit Freunden aus dem akademischen Sportclub den ersten Hochgebirgsfilm mit großartigen Winterlandschaften und ausgezeichneten Skiläufern und er gründete in seiner Heimatstadt, in der es immerhin seit 1906 schon das „Weltkino“ gab (in der Münsterstraße) und schon 1908 ein zweites Kino (in der Schiffstraße), 1920 das anspruchsvolle Unternehmen „Freiburger Berg- und Sportfilm“. Dr. Fanck war dabei Autor und Regisseur, als Kameramann agierte Sepp Allgaier – und dessen Assistent Anfang der 30er Jahre war für kurze Zeit Leif Geiges. Aber auf Dauer war dies nicht seine Welt.

1934 machte Geiges in der Neuburg-Oberrealschule das Abitur. Der weitere Weg schien nun vorgezeichnet. Er ging an die Kunstakademie nach Berlin, an die sehr renommierte private Reimann-Schule, um dort wissenschaftliche Photographie, Graphik, Film und Kunstgeschichte zu studieren, auch Werbepsychologie. Leif Geiges erlebte im Juni/Juli 1934 in der Reichshauptstadt u. a. den „Röhm-Putsch“, für den Studenten ein politisches Schlüsselerlebnis. Er gehörte zu denen, die diese Art von „Staatsnotwehr“ mit Grauen und unheilvollen Ahnungen erfüllte. Das Interesse an politischen Fragen und Entwicklungen hielt ein Leben lang an. – Weil

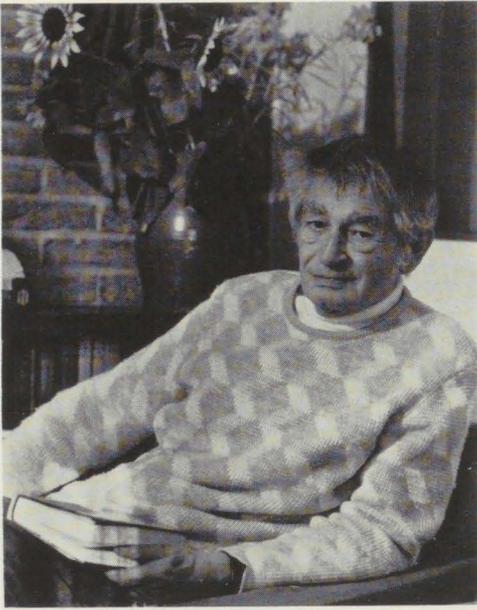


Walter Dirks (1901 in Dortmund geboren), einer der einflußreichsten und anerkanntesten sozialpolitisch engagierten Publizisten; lebte in Wittnau bei Freiburg. Gestorben 1991. Aufnahme: Leif Geiges.

Reimann – aus „rassischen“ Gründen – sein Institut in Berlin schließen mußte, ging Leif Geiges nach London, um dort bei E.O. Hoppé Bildjournalistik zu studieren.

Der Bildjournalist

Nach Abschluß dieser Studien in der britischen Hauptstadt war Leif Geiges nun gelernter und diplomierter Bildjournalist. Und er bekam rasch seine große berufliche Chance. Seine besondere Liebe galt sicher Schweden, der Heimat seiner Mutter Rut. Für ein schwedisches Verlagshaus-Ahlen & Akerlund in Stockholm – (und die „Berliner Illustrierte“) wurde Geiges „in die weite Welt“ geschickt, zunächst um Reportagen in Skandinavien, auf dem Balkan, in Großbritannien und im Baltikum zu machen. Leif Geiges erwies sich bald als „Beobachter“ wie wenige;



Peter Huchel (1903–1981), einer der großen lyrischen Dichter unseres Jahrhunderts; lebte seit 1972 bis zu seinem Tod in Staufeu bei Freiburg. Aufnahme: Leif Geiges.

seine Schilderungen waren nie Billigprodukte, sie boten immer auch Blicke hinter die Kulissen, animierten zum Weiterdenken. Fleiß, Tatkraft, innovative Ideen prägten seinen Arbeitsstil. Voyeurismus, die Seuche vieler Photojournalisten, war Leif Geiges total fremd.

Der Zweite Weltkrieg hat Leif Geiges in Riga überrascht. Krieg und Gefangenschaft wurden für ihn persönliche Schockerlebnisse. An allen Fronten wurde er zunächst eingesetzt als Kriegsberichterstatte. Seine Arbeiten entdecken wir z. B. in Bildbänden über Kroatien und Mazedonien. Aber auch als Dolmetscher für skandinavische Sprachen war Geiges zu gebrauchen. Aus der Gefangenschaft wurde er im Spätsommer 1945 entlassen, seine LEICA war ihm abgenommen worden. Das Wiedersehen mit Freiburg bot leider für ihn persönlich und vor allem beruflich gar keine Perspektiven. Nach Monaten bekam er in

Wiesbaden wieder eine Chance – als Mitarbeiter an einem für die USA bestimmten Bildband „Lost Treasures of Europe“, eine „Bestandsaufnahme“ europäischer Kulturdenkmäler vor der Zerstörung. Nach langen Bemühungen erhielt Leif Geiges von der US-Militärregierung in Wiesbaden endlich den Freigabeschein zum Erwerb einer neuen LEICA-Ausrüstung. Geiges ging wieder auf Reisen, in alle Kontinente und Kulturen.

Die Sehnsucht nach der Ferne, nach fremden Ländern hat Leif Geiges ein Leben lang umgetrieben. Er ist immer viel und gerne gereist, und die gewonnenen Erfahrungen und Einsichten hat er festgehalten in einer Fülle von Bildern und Büchern. In vielen Zeitschriften, Illustrierten, Bildbänden sind Porträts seiner Landschaften, Städte und Menschen verstreut. Sie haben alle eines gemeinsam: Leif Geiges ging es nie um rein illustrative Effekte; er zeigte nie, was nur einfach gängig ist, was jedermann sieht; er machte keine Postkarten, keine billigen Schnappschüsse. Er hatte eine ungewöhnliche Fähigkeit zu bildhaftem Sehen und er reiste nie als Tourist, der von einer Sehenswürdigkeit zur nächsten Attraktion jagt; er reiste aufmerksam, hochsensibel, voller Enthusiasmus und immer mit diesem unvergleichlichen „synthetischen Blick“ für große Zusammenhänge. Und deshalb verlangt er auch einiges von der Assoziationskraft des Betrachters seiner Bilder, seiner ganz persönlichen Art des Photojournalismus. Von Leif Geiges stammen übrigens auch meisterhafte Porträts, Zeugen seiner vielen Begegnungen, seiner Freundschaften. Solche Bilder sagen oft mehr aus als voluminöse Bücher.

Über 30 Bildbände

Daß Leif Geiges „mit zunehmendem Alter“ auf strapaziöse Weltreisen verzichtete (nicht ganz: noch 1988 bereiste er mit seiner Frau Vreni z. B. Kanada), hing wohl zusammen mit dem Städtchen, das ihm mit seiner Familie

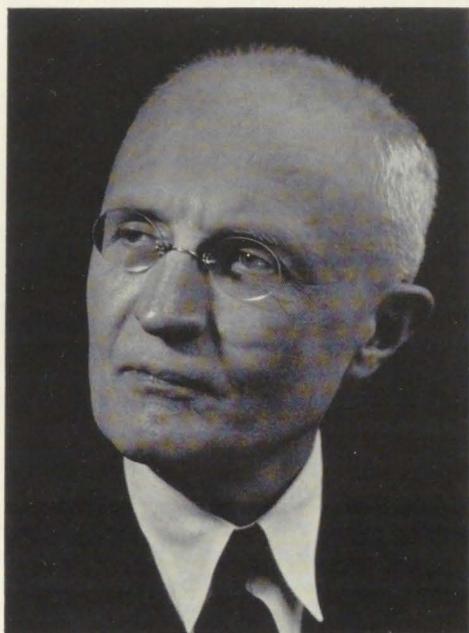
Heimat geworden war: Staufen im Breisgau. Die „Fauststadt“, in der ja manche bekannten Persönlichkeiten aus Wissenschaft und Kunst ihren Wohnsitz gewählt haben, wurde mehr und mehr zu seinem ruhenden Pol⁷⁾. Von hier aus hat er sein Lebenswerk in den letzten zwei Jahrzehnten besonders nachdrücklich erweitert; er hat noch über 30 Bildbände gestaltet. Die Sicherheit, mit der Leif Geiges dabei seine „Stoffe“ behandelte und formte, spürt jeder Leser dieser prächtigen Bände, die fast durchweg zeitlose Meisterwerke geworden sind. Natürlich zeigt sich bisweilen der Photograph auch sehr detailbesessen, aber nie bedeutet dies Verzicht auf „Überblick“, auf tiefere Einsicht; er bietet nie Zufälliges, Unvermitteltes. Fast jeder dieser Bände zeigt das intensive Verhältnis zur Natur, zur Geschichte, zur gewachsenen Kultur. Mit vielen seiner Bilder trifft Leif Geiges den Nerv unserer Zeit. Mit seismographischer politischer Sensibilität verfolgt er den tiefgreifenden Struktur- und Funktionswandel, dokumentiert er die Veränderungen, sucht er nach dem richtigen Standort. Er spürt die Krise der ressourcenerstörenden Industriegesellschaft, den Bruch in der Harmonie der Natur. Ihn treibt die Sorge um, wie in seiner Heimatregion – aber auch weltweit! – die jeweils gemäße Identität für das nächste Jahrtausend gefunden und erhalten werden könnte; die „Sorge um den blauen Planeten“! Seine Bilder alarmieren, heute und morgen. Nicht nur seine Freundschaft mit Hoimar von Ditfurth, bis zu seinem Tode ebenfalls in Staufen wohnhaft, trieb ihn zu seinem Engagement zum Schutz von Natur und Landschaft, zu seiner ausgeprägten Form von Heimatliebe. Leif Geiges war dabei durchaus streitbar; billige Zugeständnisse, z. B. Gefühlsduselei oder opportunistische Kompromisse waren ihm zuwider. So führte Leif Geiges immer ein sehr bewegtes Leben, sein Tatendrang schien unbändig, bis zuletzt. Er mobilisierte immer wieder

überraschende Energien. Wer entdeckte Ermüdungserscheinungen bei dem fast 75jährigen?

Zwei seiner Bildbände werden sicher immer unvergessen bleiben: Sein Freiburg-Buch und der Regio-Band.

„Geliebte alte Stadt“

Leif Geiges kannte ja und er pries die Schönheit gar vieler Städte, seine Geburtsstadt Freiburg hat er geliebt wie keine. Sein Buch „Geliebte alte Stadt“⁸⁾ ist wohl auch deshalb so schön ausgefallen, es wurde mit 70000 Exemplaren auch sein erfolgreichstes. Zentrum war und blieb natürlich auch für ihn das gotische Münster. Er schrieb selbst in seinen Erinne-



Walter Eucken (1891–1959), Nationalökonom, Begründer der „Freiburger Schule“ und des „Ordo-Liberalismus“. Leif Geiges machte diese Aufnahme 1949 anlässlich eines Kongresses des Deutschen Forschungsrates. Nach ihr wurde die Gedenkbriefmarke „Walter Eucken“, die aus Anlaß des 100. Geburtstages in einer Auflagenhöhe von 30 Millionen erschien, gestaltet.

rungen: „In jungen Jahren stand ich in 113,4 Meter Höhe auf dem Sandsteinsockel der Kreuzblume des Turmes, die damals gerade restauriert wurde“. Der Großvater hatte es wohl möglich gemacht, und die Liebe zu diesem unvergleichlichen Bauwerk hat den Enkel stets begleitet. Es sind mit die schönsten Bilder, die Leif Geiges diesem Münster gewidmet hat. Und auch die originellsten: Wer ist z. B. nicht angetan von der Fischaugenaufnahme des Titelbildes zur „Geliebten alten Stadt“? Und dann das Meisterphoto, die hinter der Kreuzblume des Münsters untergehende Sonne-Raffinesse und Kulmination höchster künstlerischer Konzentration! – Es paßt natürlich zu Leif Geiges und seinem Verhältnis zu diesem herrlichen Bauwerk, daß er sich gewünscht hat, bei seinem Ableben statt Blumen Geld zu spenden für den Freiburger Münsterbauverein.

„Die Regio. Landschaft am Oberrhein“

Und dann der andere Band: Die REGIO 9). Im Vorwort schrieb Leif Geiges selbst: „Die Anregung zu diesem Bildband verdanke ich persönlich erlebter Geschichte. Geschichte im weitesten Sinne: Erdgeschichte, Natur- und Menschheitsgeschichte sowie Kulturgeschichte“. – Dieser Band zeigt wirklich den ganzen Menschen, bodenständig; und welt-offen, eine ausgewogene Kombination einer vielseitigen reichen Geisteskultur. Aber vor allem eben auch bodenständig, seinen alemannischen Zungenschlag hat Leif Geiges nie verleugnet, seine feste Verwurzelung in der REGIO gab ihm großes Selbstverständnis und Standfestigkeit. Aber trotz der Liebeserklärung an diese Landschaft: Provinzialität wird ihm niemand zum Vorwurf machen können. Dieses Land rechts und links des Rheins, das – so René Schickele – ein „einziges Lächeln atmet“: Leif Geiges hat es meisterhaft ins Bild gesetzt, in einem Buch von höchster Qualität, in einer rundum gelungenen Kulturgeschichte. Für jeden, der sehen

kann, war es eine höchst ergiebige, ergreifende Spurensuche in unserer oberrheinischen Heimat, eine Bilderfolge in gültiger Form, die das Glück preist, in dieser Landschaft leben zu dürfen, die aber auch mit mancher „Sehenswürdigkeit“ sehr nachdenklich stimmt, die dazu zwingt zu sehen, wie der Eingriff in die Natur und in alte Strukturen bisweilen schon grauenvolle Folgen gehabt hat.

Ehrungen

Die meisterhafte Beherrschung der Photo-technik hat Leif Geiges immer wieder bestätigt bekommen, die sachkundige Sicherheit in allen Fragen der Ästhetik und der künstlerischen Gestaltung. Sein Name war für die Fachwelt wie eine gute, sichere Nachricht. Geiges war berufenes Mitglied der DGPH (Deutsche Gesellschaft für Photographie, gegr. 1951), die nur um die Photographie besonders verdienten Personen die ehrenvolle Mitgliedschaft anbietet. Und Leitz-Wetzlar ernannte Leif Geiges zum „Meister der Leica“, eine Auszeichnung, die auch wieder nur der Avantgarde zuteil wird. Die besonders begehrte Trophäe der Berufsphotographen, den „Kodak-Photobuchpreis“, erhielt Geiges noch kurz vor seinem Tode, und zwar für sein Schneider-Buch¹⁰⁾:

Es war eigentlich ganz natürlich, daß sich der leidenschaftliche Photograph auch für die geschichtliche Entwicklung der Lichtbildkunst interessierte, daß er auf die authentischen Quellen zurückging bis ins Jahr 1839, bis in die „Geburtsstunde“ der Photographie. Und so war es doch fast folgerecht, daß er auch regionale Recherchen zu dieser Kunst anstellte und dabei ganz Erstaunliches präsentieren konnte: „T. Schneider & Söhne. 1847–1921“. Ein imponierendes Kapitel der Photo-geschichte in unserer Heimat: 1804 ist Trut-pert Schneider in Bollschweil geboren, der exzellente Daguerreotypist und Gründer der ältesten und erfolgreichsten deutschen Bild-journalistenfamilie. – Bei der Jahrestagung

des „Club Daguerre“ 1989 in Sindelfingen, kurz vor seinem Unfalltod, hat Leif Geiges noch einem höchst interessiertem Publikum seine fachspezifisch einmaligen Recherchen über diesen Photopionier vortragen können. Bei der Trauerfeier sprach u. a. ein Klassenkamerad über die lebenslangen guten Freundschaften, die Leif Geiges mit vielen gepflegt hat. Frau Professor Krummer-Schroth skizzierte in bewegenden Worten die lange künstlerische Kooperation in der gemeinsamen Sorge um die Erhaltung und Präsentation des großen kulturellen Erbes der REGIO. Eine mächtige Welle der Anteilnahme und großer Sympathie galt der Familie, vor allem der Witwe, die mit Leif Geiges über 30 Jahre verheiratet war und die ihre Erinnerung an den Verstorbenen in einem Gedicht von Reiner Kunze treffend formuliert sieht:

*Rudern zwei ein Boot,
der eine kundig der Sterne,
der andere kundig der Stürme,
wird der eine führ'n durch die Sterne,
wird der andere füh'n durch die Stürme,
und am Ende, ganz am Ende
wird das Meer in der Erinnerung blau sein.*

Leif Geiges wird vielen durch sein Werk un-
vergessen bleiben.

Anmerkungen:

¹⁾ Vgl. „Die Sehweise des technischen Zeitalters. Hermann Kasacks Beitrag zur Mediendiskussion“. In: Marbacher Magazin. 51/1989. S. 83 ff.

²⁾ Im Vorwort zum Geiges-Bildband „Die Regio“, vgl. Anm. 9

³⁾ Aus dem Vorwort zum Regio-Bildband, vgl. Anm. 9

⁴⁾ Vgl. zu Fritz Geiges: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins („Schauinsland“), 1936. Oder in derselben Zeitschrift Jahrgang 1985: A. Schmid. Vor 50 Jahren starb der Freiburger Ehrenbürger Prof. Dr. h. c. Fritz Geiges (2. 12. 1853–23. 6. 1935).

⁵⁾ Vgl. 100 Jahre Freiburger Münsterbauverein. 1890–1990. Hrsg. von Hugo Ott. Selbstverlag Freiburger Münsterbauverein 1990. Darin vor allem: R. Beckmann, Die Sicherung und Restaurierung der Freiburger Münsterbaufenster in den Jahren 1970–1982. – Beckmann skizziert die Geschichte der kostbaren Fenster und u. a. ihrer Rekonstruktion durch Fritz Geiges (und seinen „letztlich autdidaktischen Historismus“); er zitiert Georg Dehio und sein kritisches Wort der „Gelehrsamkeitsbarbarei“ (S. 172) und verweist auf die „unter veränderten Voraussetzungen höchst aktuelle Grundsatzdiskussion“ (S. 185), wie sie 1925 in Freiburg geführt wurde.

⁶⁾ Vgl. Klaus W. Hosemann: Seinerzeit bahnbrechend-heute vergessen. Filmschaffen in Freiburg. In: Freiburger Almanach 1991. S. 109ff.

⁷⁾ Vgl. u. a. Staufen-ein Stetlin im Brisgow. Von Hecht/Geiges. Verlag Schillinger. Oder besonders: Faust's Tod in Staufen. Sage. Dokumente. Von Leif Geiges. Verlag Kehrer Freiburg.

⁸⁾ Leif Geiges, Geliebte alte Stadt. Schillinger Freiburg, 1971. 60.–70. Tausend 1986 (erweiterte und überarbeitete Ausgabe).

⁹⁾ Leif Geiges, Die Regio. Landschaft am Oberrhein. Eine Kulturgeschichte in Bildern. Mit einer Einführung von Hoimar von Ditfurth. Text von Hanns U. Christen. DuMont Köln 1986.

¹⁰⁾ Leif Geiges, T. Schneider & Söhne. 1847–1921. Ein Kapitel der frühen Photogeschichte. Vom Dorfschreiner zum Hofphotographen. Schillinger Freiburg 1989.



Aus den Händen von Bürgermeister Karl Heinz Vogt (rechts) erhält der Basler Kunsthistoriker Dr. Beat Trachsler die Hebel-Gedenkplakette 1991.

Foto: Thomas Leininger

Unverhoffte Ehrung – Dr. Beat Trachsler mit der Johann-Peter- Hebel-Gedenkplakette ausgezeichnet

Elmar Vogt, Hausen im Wiesental

Die Johann-Peter-Hebel-Gedenkplakette 1991, die nun zum 32. Mal verliehen wurde, erhielt der Basler Bürger, Dr. Beat Trachsler beim Hebelabend am 5. Mai 1991 in Hausen im Wiesental. Im Namen des Gemeinderates und der Gemeinde Hausen im Wiesental überreichte Bürgermeister Karl Heinz Vogt die Auszeichnung für das vielseitige Wirken und Schaffen an Beat Trachsler. Der am 26. Juli 1940 geborene Plakettenträger besuchte das Humanistische Gymnasium und studierte Kunstgeschichte, Germanistik und Latein. Dr. Beat Trachsler promovierte mit einer Dissertation über Giotto's Einfluß auf die Wandmalerei des Trecento in den Alpen-tälern der Südschweiz.

Von 1972 bis 1976 erhielt Beat Trachsler einen Forschungsauftrag des Schweizerischen Nationalfonds über den Basler Zeichner Emanuel Büchel (1705–1775). Der Plakettenträger hat zahlreiche Schriften über Emanuel Büchel geschrieben. Seit 1973 ist Dr. Beat Trachsler im Lehramt tätig und dort auch für die Abnahme von Prüfungen verantwort-lich.

Der Verein Gute Schriften in Basel wählte ihn 1974 zu seinem Präsidenten, gleichzeitig leitete Beat Trachsler den Verlag. Als Dozent für Kunstgeschichte unterrichtet er seit 1979 an der Schule für Gestaltung. Ein Jahr später wurde Beat Trachsler in die Basler Hebelstiftung berufen. Das Anliegen des Plaketten-trägers ist die Pflege des bewahrenswerten baseldeutschen Schrifttums und des Stadtdialekts. Zu den bekanntesten Bildbänden des

Plakettenträgers gehören unter anderem: „Basel im Schnee“, „Unter Basler Bäumen“ und „Hymnen und Helge vom Ryy“. Der Vorsteher des Erziehungsdepartements Basel-Stadt, Professor Dr. Hans-Rudolf Striebel hat in seinem Geleitwort zum Buch „Hymnen und Helge vom Ryy“ unter anderem geschrieben: Der Basler Kunsthistoriker Dr. Beat Trachsler hat mit Fachkenntnis aus der Vielfalt der Bilder und Texte, die von Dichtern und Malern seit Johann Peter Hebel dem Basler Rhein gewidmet wurden, das ausgewählt, was Anspruch der künstlerischen Originalität erfüllt und gleichzeitig Herz und Sinn nicht nur des Sachverständigen zu erfreuen und – da und dort sicher auch – anzu-rühren vermag.

Die Präsidentin der Basler Hebelstiftung, Liselotte Reber-Liebrich betonte in ihrer Laudatio: „Die Basler bezeichnen sich selbst gerne als Schnelldenker, aber die Hausener sind offensichtlich schneller. Sie haben vor den Baslern begriffen, was Beat Trachsler für das Kulturleben der Region leistet“.

Dr. Beat Trachsler dankte dem Preisgremium für die unverhoffte Ehrung „in frühen Jahren“ und überbrachte eine Gabe, die besagt, daß man sich jährlich an dem Tag, an welchem Johann Peter Hebel beerdigt wurde (23. September) bei einem Gläschen Wein und einem Vesper zusammensetzt. Die Gemeinde Hausen im Wiesental hat mit der Verleihung der Johann Peter Hebel-Gedenkplakette eine Einrichtung geschaffen, um Personen zu ehren, die sich um die alemannische Mundart in

Wort und Schrift, um die Erhaltung des heimischen Volkstums oder in der bildenden Kunst besondere Verdienste erworben haben. Die Dankrede des Plaketenträgers, Dr. Beat Trachsler, war in der Form wohl einmalig und einzigartig gehalten. Die Rede ist nachfolgend abgedruckt.

Dankrede des Johann-Peter-Hebel-Plaketenträgers 1991, Dr. Beat Trachsler, Basel: Unverhoffte Ehrung

Der Prophet gilt nichts in seinem Vaterlande. Davon konnte auch ein Schulmeister in der schönen Stadt Basel, wo der Hausfreund einst fröhlich auf der Münsterpfalz gestanden und ins Wiesental hinübergeschaut hatte, ein Liedlein singen.

Jahraus, jahrein versuchte er gutmütig, die Sitten, den Geschmack und die Sprache seiner Schüler zu veredeln. Ist aber dennoch geehrt worden. Die Zeit vergeht und wen der liebe Gott gern hat, dem wird sie nimmer lang. Unterdessen eiferte der Schulmeister treuherzig dem Hausfreund nach, und wenn er in alten Büchern einem Gedicht oder einem Geschichtlein begegnete, das der Verfasser so aufgeschrieben hatte, wie er sprach, nämlich in der Mundart, dann überlegte er sich, ob er es wieder solle an das Tageslicht bringen, damit auch andere daran sich freuen könnten. Und er machte ein Buch über den Weihnachtsbaum in den Basler Stuben und ein anderes mit vielen Bildern von der verschnei-

ten Stadt. Und über den Rhein machte er auch ein Buch, der seit 2000 Jahren und länger an den Ufern der Stadt vorbeifließt. Und wenn es nötig war, dichtete der Schulmeister auch selber ein Verslein oder eine kurzweilige Geschichte. Als er aber den 50. Geburtstag hinter sich hatte und den Weg zum 51. vor sich, klopfte der Adjunkt des Hausfreundes an seine Tür und sagte zu ihm, wie er ins Haus kommt: „Gevatter, Ihr kennt mich wohl, ich bin der Vogt aus Hausen im Wiesental und habe am gleichen Tag und im gleichen Jahr wie Ihr zum ersten Mal in die Sonne geblinzelt. Paßt auf, ich habe mit Euch zu reden“. Der Schulmeister denkt: Es geht um Bücher; denn er leitet auch einen Buch-Verlag und weiß, daß der Vogt lesen kann. Aber es geht nicht um Bücher. Der Vogt sagt: „Die Huserner haben beschlossen, daß Ihr in diesem Jahr sollt die Plakette bekommen, die an den Hausfreund erinnert, denn Ihr kümmert Euch jahraus, jahrein darum, daß die Sitten, der Geschmack und die Sprache Eurer Schüler und Leser veredelt werden.“ Da war der Schulmeister verwundert, daß man auf der anderen Seite des Schlagbaums von seiner Arbeit weiß und sie achtet, und er bekommt einen roten Kopf und denkt: Es ist gut, daß der Adjunkt des Hausfreundes bei mir ist, daß ich mich an ihm heben kann. Und er sagt zu ihm: „Gevatter, habt Dank für die gute Nachricht und sagt zu Hause: Die Ehrung tut wohl.“ Das muß der rheinische Hausfreund loben. So etwas erlebt einer nicht alle Tage.

1000 Jahre Grötzingen

Ein historischer Rundgang durch die Ortschaft anhand von 38, an den entsprechenden Plätzen aufgestellten Schautafeln.

Hans Knab, Grötzingen



Zum Jubiläumsjahr 1991 waren von Grötzingern Bürgern und Institutionen Vorschläge zur festlichen Gestaltung des Jahresablaufs erbeten worden. Darunter war u. a. auch der Vorschlag, durch Aufstellung von Bildtafeln, 60 x 42 cm groß, an den betreffenden Stellen den heutigen Grötzingern vergangene Ortsbilder vorzustellen oder wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Es sollten möglichst nur vergangene Bauten oder landschaftliche Ansichten gezeigt werden in Gegenüberstellung zum heutigen Zustand.

Das glücklicherweise langsam wieder erwachende Interesse der Bürger an längst vergangenen Dingen und Bauten, an alter Überlieferung, versprach einen gewissen Erfolg. Wie sich mittlerweile herausgestellt hat, der historische Rundgang konnte am 1. April 1991 eröffnet werden, war die Aufmerksamkeit der Bevölkerung für den Rundgang überraschend groß, auch von vielen Besuchern außerhalb Grötzingens. Eine dazu erhältliche Begleitbroschüre „Plauderei zum Historischen Rundgang“, vom Autor dieses Artikels, trug das ihrige dazu bei.

Offensichtlich waren die Grundgedanken, die mich zum Aufbau des Rundganges veranlaßt hatten, richtig gewesen und hatten dem Zug der Zeit entsprochen. Es lag nicht nur in meiner Absicht, alte Dorfromantik aufzuzeigen, mein besonderes Anliegen bestand darin, vor allem Denkanstöße zu geben, ob es sich wirklich lohnt, stets einem oft zweifelhaften Fortschritt nachzujagen, der sich nach meist nur wenigen Jahren als Fehler erweist: Ich möchte heimatgeschichtliches Interesse und Heimatbewußtsein wecken und fördern, was ich als äußerst wichtig erachte, weil dadurch letztendlich auch das kommunal- und landespolitische Interesse angeregt und hoffentlich der immer mehr platzgreifenden Staatsverdrossenheit der Bürger entgegengewirkt wird. Ich möchte die Frage nach der „Lebensqualität“ stellen; vielleicht dem Begriff „Romantik“ auch bei der jüngeren Generation wieder zu besserem Ansehen verhelfen – es war doch das romantische Dorf Grötzingen, das die jungen Karlsruher Maler veranlaßte, sich hier niederzulassen. –

Es soll aber auch der erhobene Zeigefinger nicht übersehen werden, der warnen will, Fehler in der Ortsgestaltung, besonders in der Nachkriegszeit aus verschiedenen Gründen begangen, nicht ständig zu wiederholen. In diese Richtungweisende Überlegungen wollte ich in meine Arbeit einbringen.

In der Vorbemerkung zu meiner „Plauderei über den Historischen Rundgang“ habe ich geschrieben: „Es sind Bilder, die Ruhe ausstrahlen, eine Zeit beschreiben, in der die Handarbeit noch Vorrang besaß, Wege zu



„Das Gäßle“ 1991 (Foto: H. Hauß)



„Das Gäßle“, 1904 von Friedrich Kallmorgen

Fuß gegangen oder mit dem Fahrrad erledigt wurden. Es war, wie man oft von älteren Mitbürgern hören kann, eine beschauliche Zeit, zwar mit weniger Wohlstand, aber größerer Zufriedenheit.“

Ältere Menschen, die jene Zeit noch erlebt haben, geben mir darin recht, die jüngere Generation kann dies meist noch nicht verstehen, sie jagt dem Phantom des hemmungslosen Konsums nach, ohne Zufriedenheit finden zu können, vielleicht vermag meine Arbeit auch hier, zum Nachdenken anzuregen.

Bei der Neugestaltung unserer Städte und Dörfer innerhalb der letzten 30, 40 Jahre spielte die Fortschrittsgläubigkeit, die Anpassung, das Anschlußhalten an eine „moderne“ Entwicklung eine zu starke Rolle. Man schoß, nicht nur in der Städten, die autogerecht gestaltet werden sollten, oft über das Ziel hinaus, besonders wenn schon Kriegszerstörungen vorlagen. Heute sind wir wieder dabei, innerörtlichen Verkehr zu dämpfen, woraus der Schluß zu ziehen wäre, daß der Eifer vorher zu groß gewesen ist und

man vielleicht manche Idylle hätte erhalten können. Dafür gibt es auch in Grötzingen Beispiele. – Die Kanalisation des romantischen Pfinzlaufs allerdings, die das historische Ortsbild Grötzingens zerstörte, war von realitätsbezogenen Gründen diktiert. Ursprüngliche Planung hochwasserbannender Flußkorrektur ging schonender mit dem Ortsbild um als es dann bei der tatsächlichen Durchführung geschah, weil inzwischen zwei wesentliche Brücken im Ort kriegszerstört waren, deren Wiederaufbau man durch die ausgeführte radikale Lösung einsparen konnte. Kapitaleinsparung war in jenen Jahren, wie wir wissen, ein wichtiges Argument. Beim Angehen meiner Aufgabe hatte ich den Vorteil zu wissen, daß ich genügend Bildmaterial zur Verfügung haben würde, teils aus eigenem Kallmorgen-Familiennachlaß, teils aus dem Gemeindearchiv Grötzingens, und als einheimischer Bürger waren mir auch selbstverständlich private Quellen bekannt. Ich hatte die Dinge und Veränderungen, die ich beschreiben wollte, größtenteils miterlebt,

oder sie waren mir aus Erzählungen meiner Eltern bekannt, außerdem standen zwei Heimatchroniken zur Verfügung, so daß ich alles in allem nicht lange auf die Suche gehen mußte.

Zur technischen Durchführung meiner Arbeit wäre noch zu sagen, daß die Auswahl der Bilder hinsichtlich des zukünftigen genauen Standorts einer Tafel wichtig ist, zum einen aus verkehrstechnischen Gründen und vor allem, weil der Begleittext auf der Tafel dem Beschauer genau veranschaulichen soll, wo er sich das dargestellte Objekt vorstellen muß. Wenn möglich, sollten die Tafeln der Sonne abgewandt stehen, eine wetterfeste und bruchsichere Umrahmung ist unumgänglich. Ist dies alles bedacht, hat man sich gute Reproduktionen besorgt – vorwiegend in schwarz-weiß, etwas Farbiges eingestreut –, die Texte der besseren Lesbarkeit wegen etwas vergrößert, kann die Montage und Gestaltung mit Vergnügen losgehen und bedarf eigentlich nur noch eines ästhetischen Empfindens.

Beispiele für die Schautafeln



„Badisches Dorf“, 1904, Ölbild von Friedrich Kallmorgen



Das „Gässle“

Wir schauen „Das Gässle“ hintunter über traulich beschützende alte Dächer hinüber zur Kirche. Fr. Kallmorgen nannte sein Bild Badisches Dorf. Er empfand es wohl als ein typisches Dorfbild unserer süddeutschen Heimat.

Oben rechts: So bot sich das „Friedens-Gässle“ noch bis in die 60er Jahre dar.

„Das Gässle“ ist eine uralte Grötzinger Straße und bildete lange den Abschluß des Dorfes nach Osten. Ein paar Schritte abwärts, dort, wo die Straße eine Verschwenkung macht, konnte uns vor 50 Jahren noch gut jeden Abend eine kleine Gänseliesel mit ihren Gänsen auf dem Heimweg begegnen, und sie nahm ihr Amt ernst, auch dachte niemand dabei an Kinderarbeit.

Zur Orientierung: Im Obstgarten hinter den Kindern stand bis vor einigen Jahren noch das Vereinsheim des Athleten Sportvereins. Das Original dieses Bildes von Fr. Kallmorgen besitzt die Stadt Karlsruhe.



„Abendsonne“ 1892, Ölbild von Friedrich Kallmorgen



Foto nach einem Ölbild von Friedrich Kallmorgen 1909



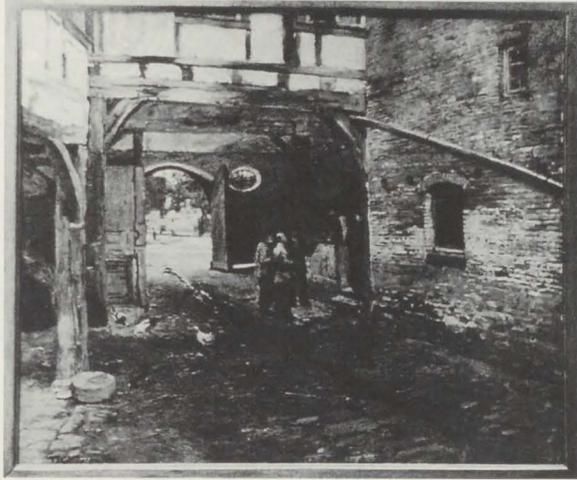
Mühlestraße

Oberes Bild: Beim Dreschen an der Mühle um die Jahrhundertwende. Elektrischer Antrieb ab 1907 möglich. Hinter den Erntewagen floß die Pfinz, dahinter Gasthaus Zur Kanne.

Mitte: Hochwasser in den dreißiger Jahren. Am rechten Bildrand Ecke der nach dem Brand von 1930 wiederaufgebauten Mühle.

Bei dem kleinen Bild unten rechts schauen wir nach Süden. Links der Dreschschuppen (auf dem Bild in der Mitte schon abgebrochen). Im weiteren Straßenverlauf stehen heute die Sparkasse und Firma Pfannkuch. Die Straße ist durch eines der häufigeren kleineren Hochwasser verschlammmt.





Innenhof der „Kanne“, Ölbild von Friedrich Kallmorgen Foto: Hans Knab



„Vom Kirchhof ins Wirtshaus“, 1915, Ölbild von Friedrich Kallmorgen

Im Hof der Kanne

Wir stehen hier im Hof des Gasthauses „Zur Kanne“, schauen über den „Kandeplatz“, heute Niddaplatz, auf die heutige Metzgerei Arheid, dazwischen die Pfnz. Drei ältere Männer bekommen gerade über den Hof ihr Bier ausgeschenkt. Ein bemerkenswertes Ölbild von Friedrich Kallmorgen aus dem Jahre 1895.

1690 übernahm das junge Ehepaar Nidda das Gasthaus (Sie haben es sicher auf Tafel 2 gelesen) und führten es mit großem Erfolg bis zum Tode des für Grötzingen hochverdienten Johann Nikolaus v. Nidda im Jahre 1722. Von mehreren Generationen von Wirten geführt, ging die Kanne an die Grötzingener Methodistengemeinde über, wurde ihr Gemeindehaus.

Auf dem [Bild links](#) blicken wir wieder durch das Tor über den Platz und werden Zeuge, wie vier zylinderbehütete Männer Unterschlupf vor dem Regen im Kannenhof suchen.

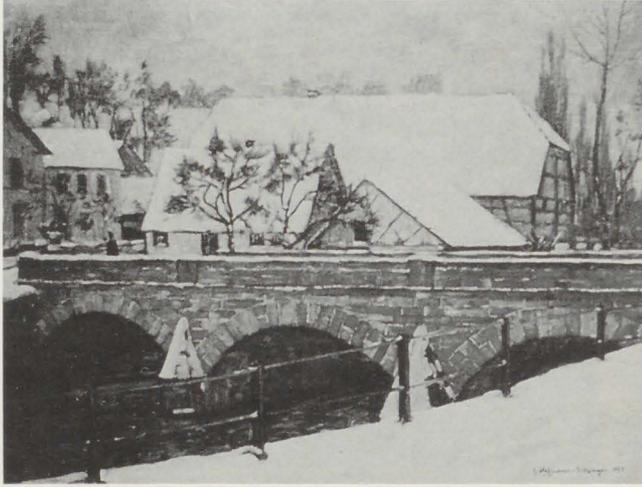
„Von Kirchhof zum Wirtshaus“ hat Friedr. Kallmorgen sein 1915 gemaltes Bild genannt. Und so war es früher auf dem Land, eh man wieder an die Arbeit ging, auf dem Heimweg noch einen Ehrentrunk auf den eben zur Ruhe begleiteten Nachbarn.

Auf dem unteren Bild sehen wir, was der Bombenkrieg noch von der stolzen „Kanne“ übriggelassen hat.

Im Hintergrund über den Trümmern neues Leben, die 1951 geweihte neue Kapelle der Methodistengemeinde.

Links von Ihrem Standort sehen Sie das in die Mauer eingelassene Tor des Gasthauses „Zur Kanne“.





Die Rathausbrücke, 1929, Ölbild von Gustav Hofmann, Foto: Hans Knab

Rathausbrücke erbaut im Jahre 1840

Im Zentrum von Grötzingen war diese Brücke für die aufstrebende Gemeinde im 19. Jahrhundert als Verbindung zum Bahnhof der 1861 in Betrieb genommenen Bahnstrecke Karlsruhe-Pforzheim wohl der wichtigste Brückenschlag über die Pfalz, zumal hier nur eine Furt vorhanden war.

Die Brücke hatte 3 Joche, war etwa 25m lang und 9,60 m breit. In der kurzen Bauzeit vom 13. Juli bis 18. Oktober 1840 wurde sie von Maurermeister Daniel Eichele aus Königsbach errichtet. Auf der westlichen Brüstung befand sich der Sinnspruch:

„Alles ist Übergang zur Heimat hin,“

während an der östlichen Brüstung folgende Worte eingemeißelt waren:

„An jeden Ort, wohin Du gehst, nimm Deinen Maßstab mit, zum Tanz, zum Schmaus,
zum Spiel, und fügt sich's, daß Du stille stehst, dann frage, wars zu viel?“

Diese Inschriften zieren heute die neue Oberausbrücke. – Am 3. April 1945 ist die Rathausbrücke dem Irrsinn des Krieges zum Opfer gefallen, sie wurde gesprengt.

Das Fachwerkhaus hinter der Brücke gehörte der Familie Martin, das kleine Haus davor nannte man die „Rattenvilla“, beide fielen 1944 den Bomben zum Opfer.

Quelle: Grötzinger Heimatbuch 1965, W. Mössinger



„Stadtbibliothek im Ständehaus“

Die Badische Heimat stellt ihren Vorschlag zur Gestaltung vor

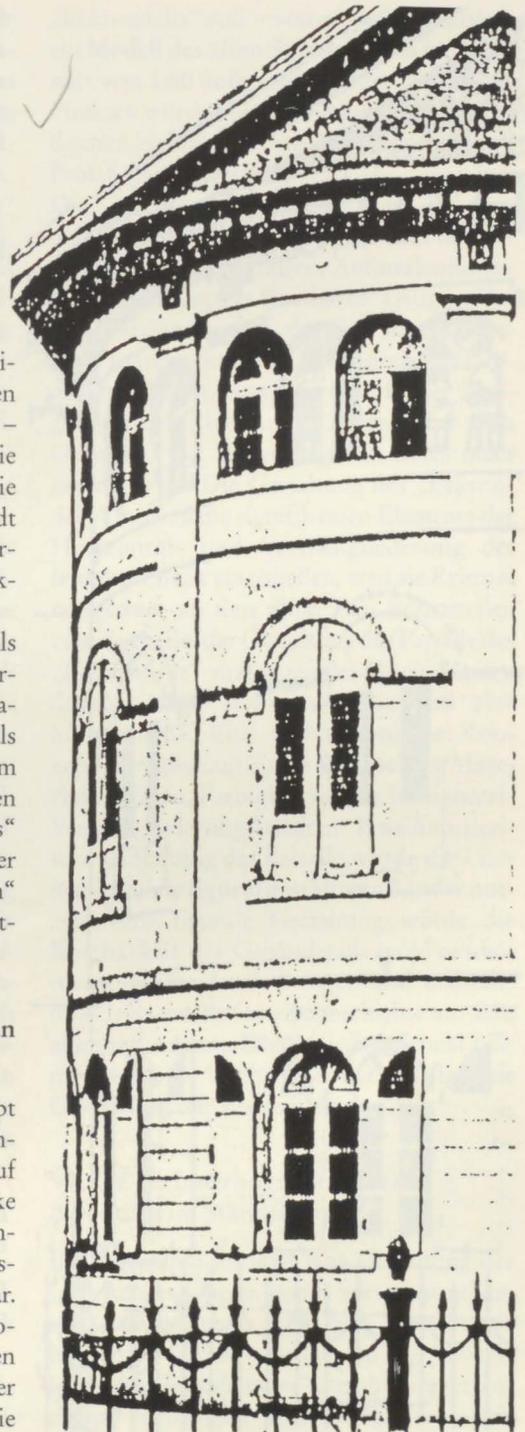
Heinrich Hauß, Karlsruhe

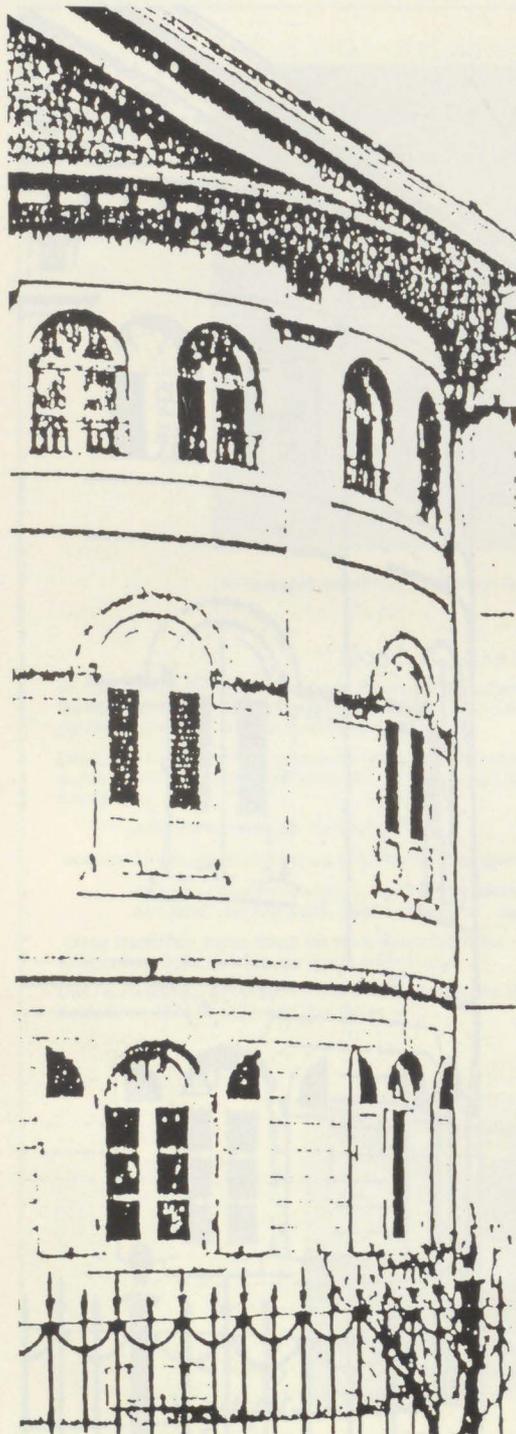
In den Jahren 1987/88 veranstaltete die Badische Heimat in Zusammenarbeit mit den BNN die Veranstaltungsreihe „Ständehaus – Was nun?“ Nach Erstellung der Pläne für die „Stadtbibliothek im Ständehaus“ sah sich die Badische Heimat auch im Sinne der Stadt Karlsruhe und des Gemeinderates aufgefordert, zu den Plänen realistisch und konstruktiv Stellung zu nehmen.

Am 15. Mai 1991 stellten Ludwig Vögely als Landesvorsitzender, Udo Theobald als Vorsitzender der Ortsgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat und Heinrich Hauß als Schriftleiter in einer Pressekonferenz im „Medienhaus“ den Vorschlag der Badischen Heimat zur Gestaltung des „Ständehauses“ der Öffentlichkeit vor. Erarbeitet wurde der Vorschlag von der „kleinen Kommission“ der Badischen Heimat (Hauß, Prof. Dr. Rietchel, Theobald, Vogel, Vögely).

I. Grundlage des Konzeptes: Das Defizit an Originalstücken

Die Badische Heimat geht in ihrem Konzept realistischerweise von der Tatsache der fehlenden Originale aus. Es fehlen sowohl auf der architektonischen Ebene Originalstücke des früheren „Eckrundells“ als auch auf innenarchitektonischer Ebene Ausstattungsstücke des früheren Baus wie etwa Mobiliar. Schließlich können aus museumskonservatorischen Gründen Originale wie Urkunden und historisches Material im Innern der „Stadtbibliothek im Ständehaus“ auf die





Dauer nicht ausgestellt werden. Das Defizit an Originalstücken ist eine Misere, aber auch ein Stück realer Nachgeschichte des Ständehauses und eine Chance für die Kreativität der Geschichtsvermittlung von Architekt und Museumsdesigner.

II. Historische Erinnerung

Die Auffassung über die Gestaltung des sogenannten „Eckrondells“ und der „Erinnerungsstätte“ hängt ab von der Vorstellung, die wir von einer zeitgemäßen Vermittlung von historischer Erinnerung haben. Geschichtliche Erinnerung ist nicht allein an „Originale“ gebunden. Denn historische Originalstücke sind einem zeitlichen Prozeß unterworfen, der auch die „Originale“ verändert. Im Falle des Karlsruher Ständehauses hat die nationalsozialistische Zeit, die Zeit des Zweiten Weltkrieges und die Nachkriegszeit das Original buchstäblich „zum Verschwinden“ gebracht. Aber auch dieses **„Verschwinden des Originals“ ist Geschichte**. Darum würde der gelegentlich von einigen Bürgern vorgebrachte Wunsch eines originalgetreuen Wiederaufbaus des „Eckrondells“ gerade das leugnen, was eigentlich intendiert ist: die Präsenz von Geschichte an diesem Ort. Die Badische Heimat hat deshalb von der Vorstellung, man könne und müsse einfach das alte „Eckrondell“ wieder aufbauen, Abstand genommen. Die architektonische und innenarchitektonische Realisierung der Erinnerung an den Geist und die Geschichte des Ortes kann bei der Tatsache des „Verschwindens der Originale“ nur **kreativ evoziert** werden.

III. Konzept eines transparenten Beziehungsgefüges

Da der Geist und die Geschichte des Ortes bei fehlenden Originalen nur kreativ evoziert werden kann, schlägt die Badische Heimat die Gestaltung des Raumes vor dem „Ständehaus“, die Gestaltung der Fassade des „Eck-

rondells“ und die Innenraumgestaltung der „Erinnerungsstätte“ im Sinne eines **transparenten signifikanten Bedeutungsgefüges** vor. Somit wären drei Teile in die Planung miteinzubeziehen und zueinander in Beziehung zu setzen:

1. der Straßenraum vor dem „Ständehaus“ Ecke Ständehaus-, Ritterstraße;
2. die Fassade des sogenannten „Eckrondells“,
3. die Gestaltung des Innenraumes.

IV. Die zwei Herzkammern Karlsruhes

In einem früheren Aufsatz habe ich das Schloß und das Ständehaus als die beiden Herzkammern Karlsruhes und Badens bezeichnet. Das Schloß weist durch die radiale Stadtanlage auf sich selbst hin. Die „Stadtbibliothek im Ständehaus“ bedarf durch eine überlegte Gestaltung des Außenraumes eines solchen Hinweises. Deshalb bezieht das Konzept der Badischen Heimat bewußt die Gestaltung des **Straßenraumes vor der „Stadtbibliothek im Ständehaus“** in die Planung mit ein. Verzichtet man auf die originalgetreue Rekonstruktion des „Eckrondells“ als signifikantem Element, so muß ein **architektonischer Bedeutungszusammenhang** erst aufgebaut werden. Der **Hinweis auf die Bedeutung des Ortes** muß dann konsequenterweise im Außenraum beginnen. Zwei Lösungen für die Gestaltung des Außenraumes im Sinne eines Hinweiszeichens sind denkbar: Aufstellung einer Stele an der westlichen Ecke des Friedrichplatzes oder das Einlassen eines badischen Wappens in Schräglage im Bereich vor dem „Eckrondell“.

V. Die Gestaltung des „Eckrondells“

Die Beziehung von Außen und Innen im Bereich des „Eckrondells“ wird hergestellt durch die Möglichkeit von außen in den Grundmauernbereich des alten Eckrondells hinunterschauen zu können. Im Innern des

„Eckrondells“ soll – von außen einsehbar – ein **Modell des alten Ständehauses** im Maßstab von 1:50 aufgestellt werden. In beiden Punkten wurde bereits eine Einigung der Badischen Heimat mit dem Architekten, Herrn Prof. Schroeder erzielt.

Die Gestaltung der Fassade des „Eckrondells“ bedarf in städtebaulicher und historischer Hinsicht besonderer Aufmerksamkeit. Sie sollte als **„etwas Kostbares“** (August Vogel) gestaltet werden, das sich von der Gebrauchsarchitektur der kommerziellen Umgebung abhebt. Soweit wurde bisher Einigung erzielt, daß eine „Lochfassade“ dem Geist und der Bedeutung des Ortes nicht gerecht wird. Die Gestaltung des „Eckrondells“ muß an die signifikanten Elemente der **Horizontal- und Vertikalgliederung des früheren Baus** anschließen, weil sie **Erinnerungswert an den alten Bau** herzustellen vermögen. Bei der Gestaltung der Fassade des „Eckrondells“ sind zweierlei Möglichkeiten denkbar, eine architektonische und eine künstlerische. Eine architektonische Konzeption müßte mit einem **Wechsel der Materialien** (Stein, Farbigkeit) in der Horizontal-Vertikalgliederung arbeiten. Eine künstlerische Gestaltung der Fassade würde die Lisenen im Sinne **figural gestalteter Bänder** nutzen. Eine figurale Gestaltung würde die **Kostbarkeit** des Gebäudeteils wohl am besten zum Ausdruck bringen und badische und deutsche Parlamentsgeschichte am **Bauablesbar** machen. Die Badische Heimat plädiert für eine solche **künstlerisch-figurale Gestaltung der Lisenenbänder**.

VI. Die „Erinnerungsstätte“ in der Bibliothek im Ständehaus

Die Vorstellungen über eine Gestaltung des Innenraums gingen, wenn wir recht sehen, zunächst von einer Freilegung der **Grundmauern** des „Eckrondells“ und der Ausstellung des **„Grundsteines“** aus. Aus dieser zunächst vorläufigen Vorstellung leitete sich

wohl dann auch der Name „Erinnerungsstätte“ ab. Der originale Grundmauernteil in den beiden Untergeschossen der Rotunde darf aber für sich allein genommen nicht überbewertet werden. Eine bloße, an einem Gebäudeteil festgemachte Gedenkstätte enträt über kurz oder lang nicht der Gefahr, zu einer isolierten Weihstätte zu degenerieren, die weder dem früher im Ständehaus tagenden Parlament noch der Demokratie angemessen wäre. Die „Erinnerungsstätte“ ist deshalb nur denkbar und sinnvoll als **„Lernort“, als kleines Museum der badischen und deutschen Parlamentsgeschichte nach museumspädagogischen Gesichtspunkten.**

Eine „Gedenkstätte“ ohne die Ergänzung eines den Geist und die Geschichte des Ortes dokumentierenden Museumsteiles wäre pädagogisch wertlos. Der Gemeinderat hat sich einstimmig für die Einrichtung einer „Erinnerungsstätte“ an das erste deutsche Parlament im Innern der „Stadtbibliothek im Ständehaus“ entschieden. Wir meinen diesen Beschluß so richtig zu interpretieren, wenn wir der Auffassung sind, daß er eine museumspädagogische Gestaltung der „Erinnerungsstätte“ miteinschließt.

Für den Museumsteil stehen nach den Planungen 1000 m² zur Verfügung, dies allerdings unter Einschluß der „Verkehrsflächen“. Bei dem begrenzten Raum, der für die Dokumentation zur Verfügung steht, empfiehlt die Badische Heimat eine **Dokumentation in historischen Schnitten** der für Baden und Deutschland wichtigen Ereignisse der Parlamentsgeschichte. Trotz der „Flachware“, die für ein solches Unternehmen nur zur Verfügung steht, muß das oberste Gebot der Dokumentation lauten: **Schaulust vor Lese-lust.** Unter diesen Umständen braucht man sich auch davor nicht zu scheuen, **Geschichte zu inszenieren** (wie das teilweise im Landesmuseum für Technik und Arbeit in Mannheim versucht wurde).

Im einzelnen ergeben sich für die Gestaltung der Dokumentation zwei Möglichkeiten:

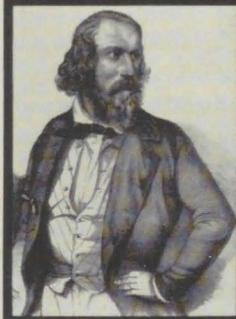
1. eine **Dauerausstellung zur Dokumentation der parlamentarischen Geschichte** soweit sie beispielhaft an diesem Ort stattgefunden hat; 2. **Sonderausstellungen** von begrenzter zeitlicher Dauer mit Originalen.

VII. Zwei Jubiläen – eine Verpflichtung

Für eine künstlerisch figurale Gestaltung der Lisenenbänder an der Fassade des Eckron-dells und für die Einrichtung eines „kleinen Museums“ im Innern der Stadtbibliothek im Ständehaus ist die finanzielle Hilfe des Landes Baden-Württemberg unverzichtbar. Angesichts zweier aufeinanderfolgender Jubiläen im Lande – **1992 wird das Bundesland Baden-Württemberg vierzig Jahre alt. 1993 jährt sich der Erlaß der von Nebenius entworfenen badischen Verfassung zum ein-hundertfünfundsiebzigsten Male** dürfte dem Lande Baden-Württemberg das politische Engagement in Sachen „Ständehaus“ nicht schwer fallen, da die badische Parlamentsgeschichte **einen denkwürdigen Teil der Geschichte des ganzen Bundeslandes** darstellt. Falls es dafür überhaupt noch der Argumente bedürfte, verweisen wir auf Hans Fenske Einführung zu dem Buch „Der liberale Südwesten – Freiheitliche und demokratische Traditionen in Baden-Württemberg“ (Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, 1981). Die besondere Bedeutung Badens für die Entwicklung freiheitlicher und demokratischer Traditionen hat Fenske dort folgendermaßen zusammengefaßt:

„Der deutsche Südwesten – hier im engeren Sinne verstanden als der Raum des heutigen Baden-Württemberg – spielte in der Entwicklung des liberalen und demokratischen Denkens und Handelns seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert vermutlich eine größere Rolle als die meisten anderen Teile Deutschlands. Nur in der benachbarten Pfalz, die naturräumlich unbestreitbar ebenso zu Südwestdeutschland gehört wie das südliche

DAS BADISCHE STÄNDEHAUS IN KARLSRUHE



DEUTSCHLANDS ERSTES PARLAMENTSGEBÄUDE
INFO

Hessen, die bei den folgenden Erörterungen aber außer acht bleiben soll, machten sich freiheitliche Regungen ähnlich intensiv geltend.

Die Berechtigung des Wortes vom liberalen Südwesten wird ohne weiteres deutlich, wenn man in nur knappem Überblick die wesentlichen Beiträge Badens und Württembergs zur Formierung des modernen demokratischen Staates nennt.

Zwischen 1818/19 und 1848 waren Baden und Württemberg gewiß keine konstitutionellen Musterländer, aber trotz aller gebotenen Rücksichtnahme auf den Deutschen

Bund und seinen seit der Ermordung Kotzebues in den 20er, seit dem Hambacher Fest in den 30er Jahren straff repressiven Kurs gewann ihr politisches Leben doch **Vorbildcharakter für das übrige Deutschland**. Die hier ausgefochtenen Verfassungskämpfe wurden weithin beachtet, und besonders die **Tribüne der Zweiten Kammer Badens** stand oft stellvertretend für das fehlende deutsche Parlament. Infolge des intensiveren Verfassungslebens vollzog sich in Baden die **Umformung der politischen Meinungsströmungen zu strukturierten Parteien schneller als in den anderen deutschen Län-**

dern. Der Beitrag Südwestdeutschlands zur Ausbildung des liberalen und des demokratischen Gedankenguts blieb in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts bedeutend.

In den Offenburger Dreizehn Punkten vom September 1847 und in den von Struve im Vorparlament am 31. 3. 1848 vorgelegten Fünfzehn Punkten fand **das demokratische Gedankengut eine bündige Zusammenfassung. Während der ersten Phase der Revolution von 1848 gingen von Baden und Württemberg wichtige Impulse aus;** erinnert sei nur an die von Friedrich Römer angeregte Heidelberger Versammlung, die mit ihrer Erklärung vom 5. März die liberalen Forderungen präsentierte, und an das von Welcker formulierte Programm der Siebener-

Kommission vom 12. März, das in knappster Fassung die Zielvorstellungen der späteren Paulskirche enthielt. Im weiteren Verlauf der Revolution hatten der demokratische Radikalismus und der entschiedene Liberalismus in Baden und in Württemberg sehr starke Positionen. **Es gab in dieser Zeit neben Baden keinen anderen deutschen Landstrich, in dem demokratisches Denken so breite Schichten der Bevölkerung erfaßte.** So kam es hier 1849, als die Bewegungspartei im übrigen Deutschland fast allenthalben resignierte, zur Machtübernahme durch die demokratische Linke, der die Kräfte des status quo ante mit massivem militärischen Einsatz begegnen mußten. Nur in Baden bestand 1849 faktisch für kurze Zeit eine Republik.

Ortsgruppe Karlsruhe

Die Ortsgruppe Karlsruhe des Landesvereins „Badische Heimat“ besuchte am Samstag, den 9. März 1991 das bekannte Weinbaustädtchen Rauenberg bei Wiesloch. Der Bürgermeister der aus drei Ortschaften bestehenden Gemeinde zeigte bei einem Stadtrundgang die Sehenswürdigkeiten: Rathaus, Kirche, Tierpark und die aus dem Jahre 1738 stammende Schloßanlage des Fürstbischofs von Schönborn. Diese beherbergt seit dem Jahre 1986 ein großes und interessantes Heimatmuseum. Es folgte eine fachkundige Führung durch dessen Leiter, Herrn Geißler. Mittelpunkt ist das Winzermuseum, das einen umfassenden Einblick in die Arbeit und das Leben der Winzer früher wie heute bietet. In weiteren Räumen werden viele dörfliche

Handwerksgruppen wie Küfer, Wagner, Schmied, Schneider, Sattler, Schuhmacher, Bäcker und Metzger dargestellt. Besonders attraktiv ist die Einrichtung einer alten Schulstube und eines Krämerladens.

Das Geschick und die technischen Fähigkeiten des Museumsvereins bestimmen im ganzen Museum, das sich wegen der Betonung seiner Spezialität „Winzermuseum“ nennt, die didaktisch hervorragende Präsentation seiner Schätze. Es wurde deshalb bei den Heimattagen Baden-Württemberg 1990 in Bretten als vorbildliches Heimatmuseum mit einem Preis des Arbeitskreises Heimatpflege Nordbaden ausgezeichnet.

Zum Abschluß der Exkursion lud die größte Weinbaugemeinde Nordbadens zu einer gemütlichen und informativen Weinprobe in den restaurierten Kellergewölben ein.

Ilse Vögely

Anlauf- und Informationsstelle der Badischen Heimat im neuen „Medienhaus“ des Verlages G. Braun

Heinrich Hauß, Karlsruhe

Eine Schwierigkeit bestand für die Ortsgruppe Karlsruhe der Badischen Heimat schon seit langem darin, daß sie ausgerechnet in Karlsruhe über keine räumlich fixierte Anlaufstelle verfügte. Im Jahre 1990 hat der Verlag G. Braun im Hause Karl-Friedrichstr. 22 am Rondellplatz sein neues „Medienhaus“ eröffnet, das auch von der „Stadtinformation Karlsruhe“ genutzt wird. Das „Medienhaus“ versteht sich nicht nur als Möglichkeit „der Repräsentanz interner und externer Informationseinrichtungen, sondern in erster Linie als Forum für Podiumsgespräche, Presseveranstaltungen, Seminare und Präsentationen.“ Seit der 1813 erfolgten Firmengründung war der Verlag G. Braun in Publikationen und Engagement aufs engste mit Baden, dem Oberrhein, der Residenz und der Stadt Karlsruhe verbunden. Erinnert sei nur an die von Eberhard Knittel 1949 herausgebrachte Zeitschrift „Baden“, später „Die Welt am Oberrhein“, dann an die seit 1971 unter dem Titel „Baden-Württemberg“ herausgebrachte Zeitschrift. Im Rahmen des traditionellen badisch-oberrheinischen Engagements des Verlages war es deshalb nur konsequent, daß sich Geschäftsführung und Verlagsleitung vertreten durch die Herren Scheuble und Kapp und die Referentin für Öffentlichkeitsarbeit Frau Linder mit dem Präsidenten der Badischen Heimat, Ludwig Vögely, dem Vorsitzenden der Ortsgruppe Karlsruhe, Udo Theobald und dem Schriftleiter der Badischen Heimat zu einem Gespräch trafen, um Möglichkeiten der Nutzung des Medienhauses für die Badische Heimat zu diskutieren. Folgende Vereinbarungen wurden getroffen:

Das G. Braun Medienhaus ist bereit, „im Kommunikationszentrum für die Badische Heimat eine Informations- und Anlaufstelle einzurichten“. „Im Rahmen der Veranstaltungen im G. Braun Medienhaus“ wird der Badischen Heimat das „Kommunikationszentrum im Erdgeschoß für Veranstaltungen zur Verfügung“ gestellt. „Angedacht sind 4–6



Anlauf und Informationsstelle „Medienhaus“

Foto: Hauß

Veranstaltungen im Jahr. Möglich sind Ausstellungen zu allgemein interessierenden Themen“. „Möglich sind auch Abendveranstaltungen.“

Das Medienhaus ist auch bereit, Informationsmaterial der Badischen Heimat auszulegen und an Interessenten weiterzuleiten. „Ebenso sind Hinweise auf dem Infoboard möglich“.

Die Zusammenarbeit mit dem Medienhaus bietet der Badischen Heimat neue Möglichkeiten der Kommunikation und eine repräsentativere Anbindung an die Stadt, da ja im Medienhaus auch die „Stadtinformation Karlsruhe“ untergebracht ist. Die Kooperation mit dem „Medienhaus“ bietet der Badi-

schen Heimat in der „badischsten aller badischen Städte“ endlich eine Adresse mit der zukunftssträchtigen Visitenkarte des Medienunternehmens G. Braun. Der Landesverein Badische Heimat, die Schriftleitung und der Vorsitzende der Ortsgruppe Karlsruhe bedanken sich bei der Geschäftsführung des Verlages G. Braun herzlichst für dieses Angebot, das dem Landesverein und der Ortsgruppe neue Möglichkeiten eröffnet. Besonders freuen wir uns aber auch über die Weiterführung der Zusammenarbeit zwischen dem Verlag G. Braun und der Badischen Heimat über den Tod von Dr. Eberhard Knittel hinaus, der der Badischen Heimat in besonderer Weise verbunden war.



Anlauf und Informationsstelle „Medienhaus“

Foto: Hauß

Feier zum 100. Geburtstag von Emil Baader

Annemarie Kaiser, Lahr

Wir Lahrer können feiern, das behaupten wenigstens Auswärtige, die in unsere Stadt kommen. Diesmal galt es, einen berühmten Bürger unserer Stadt zu feiern: Emil Baader, dessen 100. Geburtstag sich am 8. Februar ge-jährt hatte, Ehrenmitglied der „Badischen Heimat“. Es waren der Freunde Scharen, froh vereint, die da hinaufzogen auf den Langenhard zum Gasthaus „Schöne Aussicht“, dessen Lichter so freundlich einladend ins Tal hinableuchteten. Die festlich geschmückte Gaststube konnte die Gäste nicht mehr fassen, Tische mußten herbeigeschleppt werden, Stühle und Bänke, bis endlich der letzte An-kömmling sich seines Platzes erfreuen durfte. Aus seinem Bild an der Wand schaute Emil Baader ruhig und gelassen auf seine Getreuen, als ob er sagen wollte: „So ist's recht!“ Aus Stadt und Land waren sie gekommen, Regie-rende und Regierte, aus Schwarzwaldstuben und Amtszimmern, ehemalige Schüler, seine Kinder, Enkel und Verwandte.

Telemanns Tafelmusik erklang gespielt von Gertraude Seyffer und den Enkelinnen Emil Baaders. Der Vorsitzende unserer Ortsgruppe Lahr, Andreas Mannschott, begrüßte Mit-glieder und Freunde, besonders unseren Prä-sidenten Herrn Ludwig Vögely, Herrn Alt-Oberbürgermeister Dr. Brucker, Oberbür-germeister Dietz, den ehemaligen Bürger-meister Jäger, Kulturreferenten Dr. Maier, den Vorsitzenden des historischen Vereins, Herrn Klemm, Herrn Adolf Wild, Verleger Jörg Schauenburg und Frau Többe, auch eine Abordnung aus Baaders Heimatgemeinde Göschweiler war gekommen.

Wer war Emil Baader? Aus den geist- und humorvollen Reden von Ludwig Vögely und Philipp Brucker formte sich sein Bild. Er war Pädagoge, Volkskundler und Heimatschrift-steller, ein „treuer Diener der Heimat, ein Pilger durch das badische Land“, das er so liebte, ein Freund von Hermann Eris Busse, der ihm in seinem Roman „Peter Brunnkant“ als Glorian Kling ein literarisches Denkmal setzte.

Baader begann am 8. Februar 1891 in Göschweiler seine Erdenfahrt, Waldshut, Ettlingen, Weiterdingen, Konstanz, Radolfzell, Karsau, Emmendingen, Ubstadt, Großsachsen waren Stationen seines Lehrerlebens, bis er sich in Brezingen seinen Hausstand gründete. 1934 wurde er nach Lahr versetzt, und hier fand er 1967 seine letzte Heimat auf dem Bergfriedhof.

200 Heimatstuben hat Baader eingerichtet, darunter ein so glänzendes Juwel wie unsere Hebelstube. Jahr für Jahr gedenken wir dort beim Hebelschoppen dieses großartigen Hei-matfreundes. Als Volksschriftsteller wurde er bald bekannt. Die Beilage unserer Lahrer Zei-tung „Der Altvater“ wurde von ihm gegrün-det, hier veröffentlichte er seine Beiträge, ebenso in „Land und Leute der oberen Orte-nau“. Von schwerer Zeit kündet sein Kriegs-tagebuch, 1947 erschien zweisprachig sein „Geroldsecker Land“.

Nach schönen Musikdarbietungen kamen andere literarische Kostbarkeiten, Lesungen aus Baaders Buch „Land der hohen Him-mel“, das von Dr. Brucker zusammengestellt und an diesem Abend erstmals vorgestellt wurde. („Land der hohen Himmel“, ein Hei-

matbuch der Erinnerungen, zusammengestellt und mit einem Nachwort versehen von Philipp Brucker, Vorwort von Ludwig Vögely, Schauenburg-Verlag, 24,80 DM) Bei dieser Lesung zeigte es sich wie sehr die Heimat Kraftquelle für Emil Baader war. Da tauchte sie auf, aus vergangener Zeit, eine mit kraftvollem Humor gewürzte bäuerliche Welt. Dorfschönheiten, verschmitzt lachende Bauern, lustige Tagediebe, die liebevoll gezeichneten Gestalten der Eltern, ein einfaches Leben, in dem auch der Tod seinen Platz hatte.

-Ruhm und Ehrungen ließen Emil Baader nicht hochmütig werden. Er wurde mit dem Bundesverdienstkreuz erster Klasse ausgezeichnet, ein wohlverdienter Lohn für seine Lebensarbeit.

Baadere Geburtshaus in Göschweiler, die alte Brauerei, ist verschwunden, grüner Rasen deckt die Stelle, an der es einst stand. Aber seine Heimatgemeinde will ihrem berühmten Chronisten eine eherne Tafel aufstellen, ihm, der andern die Augen für die Heimat öffnete und sie selbst nie vergaß.

„Alemannische Moderatheit“

Der bekannte Autor Manfred Bosch war zu Gast beim 38. Hebelschoppen der Badischen Heimat, Ortsgruppe Lahr

Lahr (rh). Der traditionelle Hebelschoppen der Badischen Heimat, Ortsgruppe Lahr, stieß am Samstag im Gasthaus „Schöne Aussicht“ auf dem Langenhard einmal mehr auf eine sehr gute Resonanz. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand die Lesung des Schriftstellers Manfred Bosch aus Rheinfelden. Nach dem Musikstück „F. Devienne“, einem Duo für zwei Klarinetten, dargeboten von Veronika Narr und Bernadette Salhab vom Staatlichen Aufbaugymnasium Lahr, begrüßte der Vorsitzende der Badischen Heimat, Andreas Mannschott die HebelFreunde und Mitglieder der Badischen Heimat.

Sein besonderer Gruß galt Oberbürgermeister Werner Dietz, dem Präsidenten der Badischen Heimat, Ludwig Vögely, Oberbürgermeister a. D. Dr. Philipp Brucker, den ehemaligen Bürgermeistern Dr. Rudolf Ritter und Friedrich Dilger, Oberstudiendirektor Bernhard Monzel vom Staatlichen Aufbaugymnasium und Eberhard Stulz vom Schwarzwaldverein sowie dem Leiter der Volkshochschule, Gerd Möllmann.

Manfred Bosch, der 1947 in Bad Dürkheim geboren ist, machte 1968 das Abitur in Radolfzell und studierte nach seinem Ersatzdienst Soziologie und Germanistik. Lesen sei für ihn stets mit einer kritischen Urteilsfindung verbunden, übrigens machte der Schriftsteller aus seiner Nicht-Vertrautheit mit Johann Peter Hebel kein Hehl. „Indirekt kennengelernt“ hat Manfred Bosch den Meister der alemannischen Literatur erst bei seiner Arbeit zur Dokumentation über die Geschichte des Hebelpreises, als er in einem Buch die bis dahin ausgezeichneten 44 He-

belpreisträger von Hermann Burte im Jahr 1936 bis Michael Köhlmaier (1988) zusammengetragen hat.

Zum Konzept des Hebelgastes gehört, daß er „zu Unrecht vergessene alemannische Schriftsteller“ wieder entdeckt hat, so den Emigranten Max Barth, die jüdischen Schriftsteller Max und Jakob Picard, so sagte Manfred Bosch einmal, sein Herz schlage vor allem für das Entlegene und Übersehene, fürs Vergessene und Verdrängte.

Wie Andreas Mannschott weiter ausführte über den Lebensweg des Schriftstellers Bosch, habe dieser inzwischen viele Bücher herausgebracht, Aufsätze und Rezensionen verfaßt. Für sein vielseitiges Schaffen und Wirken durfte Manfred Bosch viele Preise und Ehrungen entgegennehmen, eine besondere Ehrung erfuhr der Schriftsteller durch die Verleihung des Johann-Peter-Hebel-Preises im Jahr 1990, eines der ältesten und traditionsreichsten Literaturpreise der Bundesrepublik.

Friederike Katzer, eine ehemalige Schülerin des Staatlichen Aufbaugymnasiums, trug im Dialekt des Hochrheins das Gedicht „Erinnerung an Basel“ von Johann Peter Hebel vor. Dann stand die Lesung „Mein Hebel“ von Manfred Bosch im Mittelpunkt des 38. Hebelschoppens, der betonte, daß er seit Jahren keine Lesungen mehr gegeben habe. Bosch befaßte sich mit Hebel aus eigenen Werken. Hebel habe einen eigenen Begriff von Aufklärung, er habe das Wort sehr geliebt, seine Begriffe seien auf das Praktische ausgerichtet. Die Hebelsche Kunst des Ausgleichs habe er in dessen literarischem Werk „Mein Schatz-



Manfred Bosch bei der Dichterlesung im Gasthaus „Schöne Aussicht“ auf dem Langenhard Foto: Heinrich Hauß

kästlein“ gefunden. Bekanntlich wäre alles einfacher, wenn die Menschen einfacher wären. Hebel gewinne aber auch den Gaunereien der Menschen etwas ab. Hebel verurteilte Krieg und Unmoral, seine Schauplätze lägen inwendig. Manfred Bosch befaßte sich sehr eingehend mit dem Menschen Hebel, der in der Zeit des Nationalismus und des Krieges nicht still gewesen sei, wie er auch wirklich hintergründige und tiefsinnige Texte zum besten gab. Bosch erhielt für seinen großartigen Vortrag reichen Beifall.

Nach dem traditionellen Hebelmahl, Schäufele, Kartoffelsalat und Bauernbrot, leiteten Veronika Narr und Thomas Moßmann mit dem Musikstück „Zwei Kegelduette für zwei Klarinetten“ von Mozart zum zweiten Teil des Hebelschoppens über. Friederike Katzer trug das Gedicht von Johann Peter Hebel „Das Liedlein vom Kirschbaum“ vor und Manfred Bosch war dann wieder an der Reihe mit der Lesung Landschaftsprosa von Hochrhein und Bodensee in Hochdeutsch. Dies war ein sehr guter Kontrast zu seiner ersten Lesung, denn er befaßte sich mit den Menschen und der Landschaft am Bodensee und Hochrhein.

Nach einem Musikstück, dargeboten von Bernadette Salhab und Thomas Moßmann, dankte Andreas Mannschott dem Hebelgast Manfred Bosch für seinen Vortrag und Lesung und überreichte ihm den Bildband der Stadt Lahr. (Lahrer Zeitung, 8. Mai 1991)

Am 4. Mai 1991 lud Andreas Mannschott, der Vorsitzende der Badischen Heimat in Lahr, zum traditionellen „Hebelschoppen“ im Gasthaus zur „Schönen Aussicht“ auf dem Langenhard ein. Zum 38. „Hebelschoppen“ erfüllte sich Andreas Mannschott „einen lang gehegten Wunsch“: er lud Manfred Bosch, den 45. Hebelpreisträger, zur Dichterlesung ein. Bosch trug die Rede vor, die er anlässlich der Verleihung des Hebel-Preises 1990 konzipiert hatte. Der Hebel, dem hier nachgespürt wurde, ist ein Hebel „alemannischer

Moderatheit“ inmitten der Versuchungen einer „absolut gesetzten Aufklärung“, die in ihren Intentionen so menschlich gedacht war und sich später als so unmenschlich herausstellte, weil sie vor lauter Systemgedanke die Leute in ihren konkreten Bedürfnissen vergaß. Dieser philosophischen Versuchung konnte der aufklärerisch erzählende Hebel nicht aufsitzen. Er vermied durch die Klugheit des vorsichtigen Erzählens jene Endgültigkeit und Ausschließlichkeit, die Gefahr jedes philosophischen Konstrukts ist. Wir halten den Beitrag Boschs zum Hebelbild für so wichtig, daß wir im folgenden einige Grundgedanken seiner Rede abdrucken:

„Doch Hebel hat einen eigenen Begriff von Aufklärung – und ein kleines Wörtchen, das ihn selber nicht übel charakterisiert. Es heißt „ein bischen“, und als verschwiegenen Notenschlüssel findet mans vor manchen seiner Kalendergeschichten. Hebel muß das Wort geliebt haben, denn einmal, in den „Allgemeinen Betrachtungen über das Weltgebäude“, konnte er der Versuchung nicht widerstehen, es an eine höchst merkwürdige Stelle zu schmuggeln. Der englische Seekapitän Cook, heißt es da, sei auf seiner dritten Weltumseglung auf der Insel Owai von den Eingeborenen „ein bischen totgeschlagen und gegessen“ worden. „Ein bischen totgeschlagen“ – es ist, als ob Hebel noch beim bloßen Erzählen zurückschreckte vor der Endgültigkeit des Schicksals.

Diese alemannische Moderatheit bestimmt Hebel bis in sein Verhältnis zur Aufklärung hinein. So wenig er, der er das Universum aufs lieblichste verbauert haben soll, sich mit dem Licht einer Stall-Laterne begnügte, so wenig mochte er das All mit dem gleißenden Flutlicht radikaler Entmythologisierung ausleuchten, und die Bilanzen der Schöpfung nachzuprüfen, schienen ihm die bescheidenen Grundrechnungsarten menschlicher Logik unzureichend. „Der gelehrige Leser begreifts ein wenig, aber doch nicht recht“. Hebels Begriff von Vernunft ist zu sehr aufs

Praktische gerichtet, als daß er in Gefahr stünde, ihr die Wirklichkeit bedingungslos auszuliefern – andererseits ändert die Forderung, daß der Mensch Herr werde über sich selbst, nichts an seiner Erlösungsbedürftigkeit. Hebel mag wohl schon etwas von dem künftigen Dilemma und der fatalen Dialektik absolut gesetzter Aufklärung gehnt haben, die so unversehens in eine Diktatur der Rationalität, in die Profanität einer entzauberten Welt umschlägt.

Nicht weniger freilich behauptet jedes beliebige System und jede beliebige Ideologie. Wenns die guten Leuten nur endlich begreifen wollten – bekanntlich wäre alles so einfach, wenn die Menschen nicht wären. Bei Hebel aber sind die Leute nicht im Weg. Wer bei ihm seinen Auftritt bekommt – und der Dichter läßt von keinem, er hätte ihm denn zuvor seine Geschichte entlockt – darf sich verstanden fühlen bis in seine Unarten hinein – und wenn sie nur pffiffig und listig genug sind, gewinnt Hebel auch den Gaunereien noch etwas ab. Er hält sich so lange wie möglich auf der Seite seiner Figuren; nichts da vom puritanischen Gehabe der Berufsverarger eines schmalen Lebensglücks: „Item – wens nur wohlgetan hat“. Anders als die fetten Prediger der Magerkeit, die es nicht nur zu Hebels Zeit ganz in der Ordnung fanden, daß ab und zu ein Krieg die Menschen in ihrer angeblichen Sittenlosigkeit etwas zause, bedauert Hebel ganz heinrichheinehaft, daß es mit jenem Krieg „noch nicht recht hat wollen in Gang kommen, wo mit Apfelküchlein geschossen und kriegsgefangene Kronentaler eingebracht werden“.

Dieses Bewußtsein bildet recht eigentlich den tieferen Grund allen hebelschen Erzählens.

Um was anderes wäre es dem Rheinländischen Hausfreund zu tun, als aus dem schlimmsten Endgültigen uns einen moralischen Zins gutzuschreiben, und aus dem, was immer in Gefahr ist, eine „Bürgschaft für das Beste“ abzuzweigen: „Wie oft hätte es zu einem Totschlag gereicht, und hat doch nur zu einem Betteln um etwas Liebe geführt“. Weil der überwiegende Erzählaufwand Hebels in diesem Widerspruch gegen das „ewige, wiederkehrende Einerlei eines schlechten Schauspiels“ zu suchen ist, liegen die eigentlichen Schauplätze stets inwendig – dort also, wo bisweilen auch etwas ungerad hergehen soll. Von daher die Beständigkeit des Zweifels in den Kalendergeschichten, ihre Tendenz zum Offenen und Unabgeschlossenen, die Beharrlichkeit ihres Infragestellens, die Unablässigkeit ihrer listigen Attacken auf das, was man die „Trägheit des Herzens“ nennt, auf die korrumpierende Macht der Gewöhnung, auf das Abstumpfen unserer Neugier und die moralische Ermüdbarkeit. Aber auch nichts leichter, als diese Herausforderung in Hebels Werk kleinzuschreiben – hat doch noch niemand ein gewinnenderes Programm der Selbstprüfung entworfen als er: keine unwiderstehlichere Einladung, sich selber zu mißtrauen, kein verbindlicheres Störpotential gegen die „perennierenden Torheiten“ als seine Kalendergeschichten, keine verbindlicheren Widerworte gegen die so reale Möglichkeit, „das Menschengeschlecht könne einmal für nichts und wieder nichts dagewesen sein“, kein nachhaltigeres Abschminken der Rollen, die wir uns zurechtgelegt haben, kein schalkhafterer Erzieher als dieser, der keiner ist: „Der Hausfreund hat mir eine Lehre erteilt“. – „Lügst Du wieder? Willst Du noch eine?“

Buchbesprechungen

Auf der Baar – für die Baar. 150 Jahre Bezirkssparkasse Donaueschingen. Dargest. v. Detlef Herbner. Hrsg. v. d. Bezirkssparkasse Donaueschingen. Stuttgart: Deutscher Sparkassenverlag 1989. 250 S. 20,- DM. – **Detlef Herbner: Die Bezirkssparkasse Donaueschingen.** Beispiel einer mit Gemeindebürgerschaft versehenen Sparkasse in Baden (1839–1966), unter besonderer Berücksichtigung der Entwicklung der badischen Sparkassen bis 1880. 2 Tle. Zulassungsarbeit zum Staatsexamen für das Höhere Lehramt an Gymnasien Freiburg i. Br. 1989. Masch. XIII, 117 S. und VI, 88 S. (zu beziehen über die Bezirkssparkasse Donaueschingen)

„Auf der Baar – für die Baar“ lautet das Motto der Bezirkssparkasse Donaueschingen, die 1989 ihr 150jähriges Bestehen feierte und zu diesem Anlaß ein Buch in Auftrag gab, das weitaus mehr darstellt als eine bloße Festschrift. Unter Federführung von Detlef Herbner konnten vier weitere Autoren gewonnen werden, die gemeinsam wenigstens anderthalb Jahrhunderte Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Baar beschrieben – und zwar wissenschaftlich fundiert, ohne dabei vergessen zu haben, an wen sich der Band richtet, nämlich an die Bevölkerung im Raum Donaueschingen. Neben diesem wurden auch die Städte Blumberg und Bräunlingen, Geisingen und Hüfingen mit gesonderten Beiträgen bedacht.

Im Hauptteil von gut einem Drittel, widmete sich Herbner den Sparkassen in Donaueschingen und Hüfingen, geschickt eingebunden in den historischen Gesamtzusammenhang. Erläuterungen wie „vier Kilo Roggenbrot, soviel waren 24 Kreuzer wert“ oder „Stifter, heute würde man sagen Gewährsträger des Vereins“ bieten dem Leser nützliche Hilfestellungen, ohne jemals belehrend zu wirken. Schaubilder über die Entwicklung der Spareinlagen, Kredite und Bilanzsummen vermitteln auf anschauliche Weise eine schwierige Materie. Herbner weiß freilich sehr wohl, von was er schreibt: Die Ergebnisse seiner detaillierten Examensarbeit über dasselbe Thema vermochte er hier in seinem populär aufbereiteten Beitrag einem größeren Publikum vorzustellen.

Die wissenschaftliche Version kann über die Bezirkssparkasse Donaueschingen – für wissenschaftliche Zwecke sogar unentgeltlich – bezogen werden. Die vom Ordinarius für Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Professor Hugo Ott, betreute

Arbeit verdient es nämlich sehr wohl, aus der Nische der oft zur Vergessenheit verdammt „grauen Literatur“ herausgeholt zu werden. Sich maßgeblich stützend auf bisher kaum ausgewertetes Quellenmaterial (FFA, GLA, Sta Hüfingen, Sparkassenarchiv u. a.), vermag Herbner sehr stichhaltige Aussagen über die soziale Struktur gerade auch früher Sparkassenkunden und -kundinnen zu machen. In der Literatur wurde dieser Problemstellung bisher kaum nachgegangen, bis der Sparkassenhistoriker Josef Wysocki in den 70er Jahren auf die Bedeutung der Geschäftsbücher als Quelle hinwies. Aus den Bilanzen rekonstruierte Herbner die Auswirkungen wirtschaftsgeschichtlicher Ereignisse auf die Region sowie damit im Zusammenhang innerbetriebliche Personalveränderungen und Strukturen. Mit Blick auf die Gegenwart kommt er zu dem Schluß, „daß sich die Idee von einer zentralen, unter möglichst regionalen, d. h. bürgernahen Gesichtspunkten geführten Sparkasse im Wirtschaftsraum Donaueschingen . . . als tragfähig erwiesen hat.“ (S. 117)

Die wohl abgerundete Untersuchung gliedert sich sinnvollerweise nicht nach äußeren, sondern nach wirtschaftshistorischen Gesichtspunkten von der Gründung der Sparkasse (1839) über das in ganz Deutschland vielbeachtete badische Sparkassengesetz von 1880, über die Inflation (1923) bis zur Währungsreform (1948) sowie zur Wirtschaftskrise 1966. Die Berücksichtigung von Waisen- und Leihkassen konnten im Rahmen dieser Arbeit freilich nicht berücksichtigt werden. Eine Zusammenfassung der Ergebnisse dieser nicht immer ganz einfachen Materie wäre freilich wünschenswert gewesen. – Doch zurück zur Festschrift:

Die Stadt und ihr Umland sind mit ihrer Sparkasse nur schwer voneinander zu trennen, so daß eine reine Sparkassengeschichte sowohl für Herbners Beitrag als auch für den gesamten Band keineswegs den Rahmen bot. Für Donaueschingen selbst war mit Volkhard Huth der ideale Autor angesprochen worden, weil er seine ebenfalls 1989 erschienene Stadtgeschichte hier in gekürzter Form wiedergeben vermochte. Hans Müller, nochmals Herbner, Hans Sorg und Manfred Krausbeck übernahmen die Aufgabe, in Anlehnung an Ludwig Heilmanns historische Darstellung der Gemeinden der Amtsbezirke Donaueschingen und Neustadt (1933) für die Orte Blumberg und Bräunlingen, Geisingen und Hüfingen einen Essay zu schreiben.

Auf Fußnoten wurde grundsätzlich verzichtet, als Ersatz dafür jedoch pro Beitrag ein Verzeichnis benutzter Quellen und Literatur geboten. Das ist mit Rücksicht auf die angesprochene Leserschaft bei entsprechend volkstümlich gehaltenen Büchern legitim und nicht unüblich, obwohl ein in den Anhang verbannter Anmerkungsapparat sicherlich sinnvoller gewesen wäre. Wiederholungen sind somit vorprogrammiert; beispielsweise taucht Kolbs Lexikon oder auch die nur noch handschriftlich überlieferte Gewerbestatistik von 1912 bald in jedem Verzeichnis auf. Es ist Herbner zu verdanken, diese Statistik der Vergessenheit entrisen zu haben, denn am Vorabend des Ersten Weltkrieges angelegt, liefert sie umfangreiches, bisher kaum ausgewertetes Material zur badischen Wirtschaftsgeschichte. Sie scheint für die kleineren Ortsbeschreibungen freilich auch die einzige ungedruckte Quelle zu sein. Während Herbner seine Archivalien dezidiert anführte und Huth auf seine Stadtgeschichte verweisen konnte, war es gemäß den Vorgaben allerdings auch nicht die Aufgabe der anderen Autoren, ein umfangreiches Quellenstudium zu betreiben. Eine systematische Zusammenfassung der Sekundärliteratur genügte hierbei vollauf. Da und dort sind neuere Betrachtungen jedoch etwas zu kurz gekommen; zu denken wäre etwa an August Vettors umfangreiches Opus über Hüfingen (1984).

Dies ist aber auch der einzige Kritikpunkt. Um so erfreulicher ist dagegen die ungemein reichhaltige Bebilderung, welche den Band zu einer wahren Fundgrube werden läßt. Es ist das große Verdienst von Otto Huber, eine ganze Reihe von alten Photographien neu entdeckt und hier erstmals veröffentlicht zu haben. Gerade auch dadurch gedieh der Text-Bild-Band zu einem Schmuckstück, das die Bezirkssparkasse Donaueschingen ganz im Sinne ihres Mottos den Bewohnern der Baar überreichte.

Dr. Stefan Ph. Wolf

Heinrich Hansjakob, Stille Stunden. Tagebuchblätter. Nach der Ausgabe von Adolf Bonz Stuttgart 1904. Illustriert von Curt Liebich, 412 S., 32,- DM, Waldkircher Verlag 1990

In der Reihe der Tagebücher Hansjakobs liegt nun nach „In der Karthause“ der Band 2 „Stille Stunden“ vor. Er umfaßt den Zeitraum vom 2. Januar bis 31. Oktober 1901, also eine Spanne von zehn Monaten. Diese Tagebuchblätter wurden überwiegend in der Karthause geschrieben. Am interessantesten sind die Aufzeichnungen, welche sich mit dem Bau seiner Kapelle in Hofstetten befassen, die in jenem Jahr errichtet wurde. Ansonsten blickt der „alte Hansjakob“ aus jeder Zeile. Und wenn man das Buch zur Seite legen will, weil man der Auslas-

sungen über die Wibervölker, Volksbildung, das Altwerden oder seines Moralisieren überdrüssig wird, so bringt man dies letzten Endes doch nicht fertig. Das liegt ganz einfach daran, daß Hansjakobs Charakterstudien fesseln, und er in manchen Belangen mit seiner Kulturkritik recht behalten hat. Man findet seine Persönlichkeit in diesen Tagebuchblättern, ein Zeitgemälde um die Jahrhundertwende, gesehen von einem kritischen Pfarrherrn, der sich als „Revoluzzer“ gibt und im Grunde doch ein Erzkonservativer ist. Menschlich stark anrührend sind seine Schilderungen und Gespräche mit den alten Leuten, die in der Karthause ihre letzte Wohnung vor ihrem Tode gefunden haben. Da tritt der weiche, seelsorgliche Kern des Heinrich Hansjakob einmal rein zutage. Vögely

Hansjakob erzählt, Geschichten, Erinnerungen, Aufzeichnungen aus seinem Werk. Mit vielen Illustrationen; ausgewählt von Heinrich Lehmann, 240 S., 22,80 DM, Waldkircher Verlag 1991

Die Texte, die in diesem Erzählband anzutreffen sind, hat der Geschäftsführer des Waldkircher Verlages, Heinrich Lehmann, ausgewählt. Es sind Texte aus Büchern Hansjakobs, die dem Herausgeber in seinem Vorhaben entgegenkamen, dem Leser Geschichten, Erinnerungen, Aufzeichnungen Hansjakobs in einem bunten Kaleidoskop darzubieten. Und es ist natürlich eine subjektive Auswahl, die aber doch manche Perle Hansjakobscher Betrachtungen enthält. Man mag zu Hansjakob stehen, wie man will, und wenn man auch das Buch mit den leicht widerstrebenden Gedanken „schon wieder ein neues Hansjakobbuch“ zur Hand nimmt, gelingt es dem pfarrherrlichen Autor doch schnell, das Interesse des Lesers zu wecken und ihm damit den Zugang zu seinen Überlegungen und Betrachtungen zu eröffnen. Woran liegt das? Hansjakob ist eben ein Erzähler, der den Stoff, der so reichlich vor ihm lag, faßte, frisch, urwüchsig, herb, manchmal derb und ganz gewiß nicht verschlüsselt. So schilderte er die Originale und Sonderlinge seiner Heimat, griff dabei hinein ins volle Menschenleben und hatte seine Freude an alten Handwerkern, Tagelöhnern oder Bauern voller Philosophie des Alltags. Erfreulich, daß in diesem Sammelband Texte über die Flößerei im Kinzigtal, die „Sympathidöcker“ oder die Hirtenkinder im Schwarzwald zu finden sind, denn diese volkskundlichen Beiträge sind inzwischen Dokumente geworden. Deshalb schrieb Hermann Eris Busse: „Er treibt Vokskunde am Quell; keine Wissenschaft, sondern Wissen ist es bei ihm. Er beklagt den Niedergang der Bräuche, der Tracht, des Volksliedes. Er sieht das unrettbare Versinken des Kulturgutes vieler Geschlechter, aber er erhält es

wenigstens in seinen Schriften, indem er es lebensvoll gestaltet.“ Dem ist nichts hinzuzufügen.

Vögely

Weber, Klaus, Brauchtum in St. Peter. Unter Mitwirkung des heimatgeschichtlichen Arbeitskreises. Hrsg. Gemeinde St. Peter, 222 S., viele Abb., Rombach Verlag Freiburg, 1990

Klaus Weber, der frühere langjährige Ratschreiber von St. Peter, hat die Unterlagen zu diesem Buch jahrzehntelang zusammengetragen. Der von ihm mit Unterstützung der Mitglieder des heimatgeschichtlichen Arbeitskreises und des Fotografen R. Schreiber gestaltete Band ist ein schöner Beweis örtlicher Zusammenarbeit für Bewohner, Gäste und volkskundlich interessierte Menschen. Nach einer einleitenden Betrachtung über das Brauchtum und seine Bedeutung – ein Thema, das auf so kurzem Raum bei weitem nicht ausgeschöpft werden kann – folgen Feste, Feiern, Gebräuche im Ablauf des Jahres vom Ansingen des neuen Jahres bis zum Jahresschluß-Gottesdienst. Adäquat dazu werden Sitten und Gebräuche im Lebensablauf dargestellt: Brautwerbung, Heirat, Hochzeit, Geburt, Taufe, Tod und Begräbnis. Das sind interessante Kapitel, da sie zeigen, was im Laufe der Jahrzehnte an wertvollem Brauchtum verlorengegangen ist, und das ist viel, was wiederbelebt wurde und heute noch geübt wird. Letzteres wird in den Betrachtungen geschildert, die dem Brauchtum nach 1945 gelten, das einem starken Wandel unterworfen worden war. Es gibt die Sternsinger, den Martinsumzug, und wie in allen Fremdenverkehrs-orten laden die Vereine die Gäste z. B. zum Hammeltanz ein, um sich eine kommerzielle Scheibe vom heutigen Trend zum Brauchtum abzuschneiden. Daß das Patrozinium Peter und Paul (letzter Sonntag im Juni) würdig gefeiert wird, ist selbstverständlich. Weitere Kapitel befassen sich mit der Bauernstube (Essen, Arbeitsgeräte usw) und dem bäuerlichen Arbeitsrecht, dem Vergnügen auf dem Tanzboden.

Die Beschreibung der Volkstracht, ihre Entwicklung und Herstellung ist für St. Peter, eine der bedeutendsten und traditionsreichsten Trachtengemeinden des Hochschwarzwaldes besonders wichtig und interessant. Ein willkommener Abschnitt ist auch die Aufführung der Hof- und Hausglocken, Kapellen, Bildstöcke, Holz- und Hauskreuzen und anderer Kleindenkmale. Die beigefügte Karte, gezeichnet von Hansjörg Waldvogel, ist eine nützliche Beigabe zur Auffindung dieser ehrwürdigen Zeugen vergangener Zeiten.

Arbeitskreis Stadtgeschichte der Heimatgilde „Frohsinn“, Vöhrenbach, Hrsg., Die Linachtal-

sperre. Geschichte eines Baudenkmals der Schwarzwaldgemeinde Vöhrenbach. 120 S., 115 teils farbige Abb., 29,- DM, 2. Aufl. Nov. 1990

Die Linachtalsperre ist seit einigen Monaten zu einem interessanten und vieldiskutierten Projekt der Denkmalspflege geworden, ein Beispiel dafür, daß technische Denkmale vermehrt in den Vordergrund der Denkmalpflege rücken. Beispiele ließen sich viele nennen, denn schon abgegangene Berufe oder veraltete Herstellungsmethoden lassen Einrichtungen in Vergessenheit geraten, die es zu erhalten gilt. Dies sind meist örtliche Probleme, die selten über einen gewissen Bereich ausstrahlen, die Linachtalsperre aber ist ein Kulturdenkmal von internationalem Rang. Sie ist ein hochinteressantes Bauwerk in vieler Hinsicht. Sie ist ein Jahrhundertbauwerk, das in den Jahren 1922–1925 erstellt wurde mit einer Mauerbreite von 143 und einer Höhe von 25 Metern, einem Einzugsgebiet von 11,7 Quadratkilometern und einem jährlichen Wasserzufluß von 12–13 Millionen Kubikmetern. Am interessantesten ist die Konstruktion der Staumauer, wie sie nach langer Diskussion schließlich angenommen wurde. Sie ist eine Eisenbetonmauer in aufgelöster Bauweise, damals einmalig in Deutschland, eine Pioniertat. Zu ihrer Errichtung brauchte man 11 000 Kubikmeter Beton, für eine Vollmauer hätte man 32 000 benötigt. Diese Konstruktion ist heute noch sehr beeindruckend und Anziehungspunkt für viele Ingenieure aus aller Herren Länder. Das Jahr 1969 wurde zu einem Schicksalsjahr des Bauwerkes. Das Kraftwerk wurde still gelegt. 1988 wurde dann der Stausee abgelassen. 1990 begannen dann die notwendig gewordenen Sanierungsarbeiten, die Betonsanierung und die Sanierung des Dichtungssystems auf der Wasserseite der Talsperre als die wesentlichen Komponenten. Frühestens im Herbst 1992 kann mit dem Abschluß der Arbeiten gerechnet und mit einem probeweisen Einstau begonnen werden. Das Kraftwerk könnte dann wieder reaktiviert werden und damit einen Beitrag zum Schutz der Umwelt leisten.

Das sehr interessante Buch ist zu beziehen bei der Heimatgilde AK, Postfach 39, 7741 Vöhrenbach.

Koennemann, Friedrich-Franz, Wanderungen durch Heidelberger Wälder, Ziele am Wegesrand, 128 S., 56 Abb., Heidelberger Verlagsanstalt, 1990 Nach seinem Buch „Der Heidelberger Stadtwald, seine Geschichte vom 17. bis zum 20. Jahrhundert“ legt nun der Autor gewissermaßen als Ergänzung die Wanderungen durch die Heidelberger Wälder vor. Der profunde Kenner dieser Wälder suchte seine Ziele im Alten Stadtwald, in den Wäldern von Handschuhsheim, Neuenheim, Rohrbach und Ziegelhausen. Diese Ziele sind Gedenksteine, Bäu-

me, Mühlsteine u. a., die an den Wanderwegen liegen und an denen der Spaziergänger oft vorübergeht und sie entweder nicht bemerkt oder nichts von ihrer Bedeutung weiß. Es ist erstaunlich, was sich in den Wäldern alles findet. In diesen Kleinodmalen wird Geschichte lebendig, so in den Steinen, welche an die Notstandsarbeiten 1921, an die Völkerschlacht bei Leipzig 1813, an Bismarck, Hindenburg oder an Kaiser Franz erinnern. Es gibt Steine, welche dem Gedenken berühmter Männer dienen, es gibt das Wildererkreuz, den dicksten Baum des Odenwaldes, den Riesenstein, den Bürgermeistermordstein von 1921 u. v. m. Jedes dieser Ziele wird im Planquadrat im amtlichen Stadtplan 1:15 000 genau bezeichnet, im Bild gezeigt und im Text erläutert. Im Anhang sind die Schutz- und Grillhütten auf Heidelberger Gemarkung aufgeführt. Alles in allem: ein handliches, interessantes, nützliches Buch mit einem ausgesprochenen Aufforderungscharakter, die gezeigten Ziele aufzusuchen, sich die Wälder Heidelbergs unter diesen Gesichtspunkten neu zu erschließen.

Zimmermann-Ebert, Käthe, Rund um den Steinsberg. Die Große Kreisstadt Sinsheim a. d. E., 285 S., Hrsg. Große Kreisstadt Sinsheim, 1990

Frau Käthe Zimmermann, die engagierte Heimatforscherin, die für Sinsheim a. d. E. schon so viel getan hat, legt mit diesem Buch ein für die Große Kreisstadt und alle eingemeindeten Orte ein heimatgeschichtlich wichtiges Werk vor. Es ist praktisch die Ergänzung ihres ersten Buches „Sinsheim a. d. E.“, ein Kapitel Heimatgeschichte in Bildern“, und deshalb findet die Kernstadt im neuen Buch nur ergänzend Raum. Dafür werden die Teilorte mehr in den Vordergrund gerückt. Frau Zimmermann schreibt keine Ortschronik, sondern gibt Ausschnitte aus der Geschichte und wendet ihre Aufmerksamkeit besonders den Lebensbedingungen in den Dörfern zu. Das Handwerk findet seine Darstellung, die Auswanderungswelle des vorigen Jahrhunderts und vor allem die Zigarrenindustrie, die, wenn auch relativ geringe, Verdienstmöglichkeiten in die Orte brachte und damit die Auswanderungen beendete. Diesem Band liegen eingehende Untersuchungen zugrunde, und wer weiß, wie schwierig es ist, eine so große Anzahl alter Bilddokumente zusammen zu bringen, kann nur mit Hochachtung auf die Leistung Frau Zimmermanns sehen. Alle zwölf Teilorte der Kernstadt – Weiler, Hilsbach, Waldangelloch, Eschelbach, Dühren, Hoffenheim, Rohrbach, Steinsfurt, Adersbach, Hasselbach, Ehrstädt, Reihen – werden in Text und Bild treffend charakterisiert. Persönlichkeiten, besondere Ereignisse der Geschichte, Jugendstift

Sunnisheim, der Steinsberg natürlich, das untergegangene Schlupferstadt, die Juden in Sinsheim, die Märkte u. v. m. sind in dem Buche zu finden. Dieses ist das Resultat eines mit unglaublichem Fleiß zusammengetragenen Materials, das kenntnisreich verarbeitet und zu einem Band gestaltet wurde, der den Heimatfreund mit Wärme anspricht. Bei den Älteren werden viele Erinnerungen geweckt, den „so war es einst“, den Jüngeren aber ist es ein nützlicher Anschauungsunterricht ihres dörflichen Herkommens.

Die Kreis- und Gemeindegewappen im Regierungsbezirk Karlsruhe, bearbeitet von Herwig John unter Mitarbeit von Hiltburg Köckert und Gabriele Wüst. Theiß-Verlag 1990

Der vorliegende zweite Band (von insgesamt vier) der Reihe Kreis- und Gemeindegewappen in Baden-Württemberg stellt die Wappen des Regierungsbezirkes Karlsruhe in Bild, heraldischer Beschreibung und mit inhaltlicher und historischer Erklärung vor. Er schließt damit die regionalen Darstellungen ab und ermöglicht ein umfassendes Bild der „kommunalen Wappenlandschaft im Bundesland Baden-Württemberg, wie diese sich nach der Gemeinde- und Kreisreform der Jahre 1968–1974 darbietet.“ (Vorwort) Damit ist ein Hauptpunkt des Wappenbuches angesprochen, nämlich, daß im Zuge der Reform über die Weiterführung überkommener oder die Aufnahme neuer Wappen in den entstandenen Kommunen entschieden werden mußte. So wurde von den zwölf Stadt- und Landkreisen und von 204 der insgesamt 206 Städte und Gemeinden des Regierungsbezirkes Karlsruhe etwa ein Drittel nach der Reform mit neuen Wappen versehen. Schade, aber nicht zu ändern, ist, daß man z. B. beim Stadtkreis Karlsruhe eben nur den bekannten „Fidelitas-Wappen“ findet und nicht mehr diejenigen so traditionsreicher, eingemeindeter Orte wie Neureut oder Grötzingen.

Der sorgfältig gestaltete Band, der die Wappen im Farbendruck hervorragend wiedergibt, beweist, daß Wappen sich über Jahrhunderte gleichbleibend behaupten und in der Gegenwart sich wieder neuer und zunehmender Beliebtheit erfreuen. Das gilt auch für die aufgeführten Gemeinden, nur zwei von 206 haben bisher kein neues Wappen angenommen.

Irma Guggolz, Licht uff em Weg. Mundartgedichte, Heidelberger Verlagsanstalt, 1990

Wer der Meinung sein sollte, daß Mundart, in diesem Fall die Mundart im Kraichgau und noch genauer die aus Sulzfeld, könnte die zarte Lyrik der Gefühle und Empfindungen, die einen Menschen beseelen, nicht wiedergeben, hier wird er eines

Besseren belehrt. Das schmale Bändchen, das eingeteilt ist in die Kapitel: „Worzel schlag“, „D Leit un s dägliche Läwe von noochem betracht „und“ Durch Johr und Dag“, – zeugt von einer großen Entwicklung, die die Autorin, vom Inhalt und von der Form her, durchgemacht hat: man spürt an allen Ecken und Enden einen Tiefgang in den Gefühlen und den Stimmungen eines Menschen, der alles natürlich erlebt, der aber auch in der konkreten Mundart tiefe philosophische Erkenntnisse zum Ausdruck bringen kann, im Grunde läßt sich bei ihr alles auf die Formel bringen „Wer nie fort-kommt, der kommt nie hoom“. Es ist eine glückliche Entdeckung, wenn man nach der Lektüre eines Buches – auch dieses Büchleins – sagen kann, daß man Neues für sein Leben entdeckt hat, das einen weiterbringt und neue Räume öffnet. Irma Guggolz, 1924 in Sulzfeld im Kraichgau geboren und immer dort verlieben, hat schon verschiedene Preise für ihre Dichtungen in Mundart und Hochdeutsch erhalten, das zeigt auch wiederum, wie sie doch etwas wiedergeben kann, was den Menschen in unserer Zeit bewegt. Sie weiß auch um eine verlorene Welt, was diese Gedichte noch origineller macht.

Neben dem dichterischen Ausdruck bringt Irma Guggolz in ihren Versen und Metaphern das Typische der Sprache des Kraichgaus und ihres Heimatdorfes zum Ausdruck, auch darin liegt ein Verdienst, diese Ausdrücke zu erhalten, z. B. „rätze“ für „spielen“, „käffrich“ für „quicklebendig“, „de Pfiffes gnomma“ für den „Übermut genommen“. Aber Irma Guggolz hat auch dichterische Neuschöpfungen, wie z. B. „ährablond“ für „ähren-blond“, „Roodewuu“ für „Rendez-vous“, sie bringt das „noord“, was dem „dann“ im Hochdeutschen entspricht. Ist nicht das „kutzerooi“ ein treffender Ausdruck für „reinlich wie eine Katze“? me

Ferdinand Mehle, Elsaß und Vogesen. Der große Elsaßführer. Für Reisen und Wandern. Von Nord nach Süd, Morstadt-Verlag, Kehl, 1991

Was hier der Morstadt-Verlag, Kehl, zum „Reisen und Wandern im Elsaß und in den Vogesen“ vorlegt, ist fast etwas Ideales. Besser als dieser Elsaßführer – nach seiner Aufmachung und nach seinem Inhalt – kann kaum eine andere Publikation dieser Art in solch knapper Weise sein. Man kann darum mit Fug und Recht behaupten, daß dem Verlag Morstadt, der in dieser Hinsicht schon viele Meriten hat, wider ein meisterlicher Coup gelungen ist, der das Land zwischen Rhein und Vogesen lieb macht. Aber nicht nur das ist ein beachtlicher Vorzug, wir dürfen noch andere hinzufügen. 88 Ortschaften und 100 Burgen werden beschrieben, auf ihre reichhaltige Geschichte wird eingegangen und

auch zur Situation des Landes und seiner Menschen wird manches Beherzigenswerte beigetragen. Dem, der Fahrten oder Wanderungen im Elsaß unternimmt, wird eine Einführung gegeben in die Situation des Landes heute, das kann ihm eine gute Hilfe sein. Auf Schritt und Tritt erkennt man, vor allem, wenn man selbst vergleichen kann, wie hier ein Kenner liebevoll seine Kenntnisse und Erfahrungen mit diesem Land und seinen Menschen wiedergibt. Skizzen der Touren und einige Aufnahmen in Farbe erhöhen noch den Reiz dieses Buches, das sehr handlich in seinem Format ist und gut bei Reisen und Wanderungen mitgenommen werden kann. Geradezu wohltuend ist es, daß die wunderschönen alten Namen des Landes in einer einheitlichen deutschen Schreibweise wiedergegeben werden. Auch das muß man hervorheben, vor allem, wenn man sieht, wie viele Deutschen hier sündigen und dann doch die französischen Ortsnamen falsch nach ihrer französischen Version schreiben. me

Hansgert Schmolck, Erinnerungen-Reflexionen eines Pfarrers im Selbstverlag, 1990.

Der Verfasser, Pfarrer in der badischen Landeskirche bis 1987 und selbst Sohn eines badischen Pfarrers, gibt interessante Einblicke in die Situation eines Theologiestudenten nach 1945 und eines Pfarrers, der im ganzen badischen Land herumgekommen ist. Genauso von Bedeutung sind für uns, die wir der Kulturgeschichte des badischen Landes uns verpflichtet fühlen, die „Altbadischen Miniaturen“, die vom Urgroßvater des Verfassers, Wilhelm Ludwig Schmolck, und vom Großvater, Wilhelm Schmolck, der Missionar der Basler Mission in Indien war, handeln. Wir werfen dabei einen Blick nach Lahr, auf die Verhältnisse, wie sie dort um die Mitte des letzten Jahrhunderts vor allem auf schulischem Gebiet herrscheten. me

In alemannischer Freundschaft. Gedichte für Raymond Matzen. Morstadt-Verlag, Kehl-Strasbourg-Basel, 1988.

Freunde aus dem Elsaß, aus Baden und der Schweiz haben mit diesem schön aufgemachten Bändchen bis jetzt unveröffentlichter Gedichte im jeweiligen Dialekt Raymond Matzen, dem 65jährigen, eine Dankesgabe dargebracht und damit den Mundartdichter -forscher und -förderer ganz besonders geehrt. In allem bringen die Gratulanten die Leidenschaft zum Ausdruck, die den Jubilar im Blick aus seine Heimatsprache erfüllt und leitet, ihr hat er sein ganzes Lebenswerk gewidmet, Raymond Matzen hat nicht nicht nur mit Akribie das Institut für elsässische Dialektologie mustergültig aufgebaut, er weiß sich auch verantwortlich dafür, daß

diese seine Heimatsprache innerhalb der europäischen Sprachen- und Geistesgemeinschaft in der Zukunft erhalten bleiben möge. Dieser bunte poetische Strauß, von allen Mitarbeitern mit engagiertem Herzen dargeboten, kann wieder mithelfen, diesen Auftrag noch stärker ins Bewußtsein zu bringen bei allen, die er betrifft, und, wie es Conrad Winter ausdrückt, „s Elsaß mit'm Rajeboeje ganz einfach an de Himmel binde“.

Claude Vigée, „Wenderowefir“ (Winterabendfeuer), herausgegeben von der Association J. B. Weckerlin, Straßburg, 1988.

Es war ein besonderes Ereignis, als Claude Vigée, ein geborener André Strauß aus Bischweiler im Unterelsaß, vor Jahren Gedichte in elsässischer Mundart veröffentlichte und damit eine Wende in seinem dichterischen Schaffen einleitete: er kehrte in dieser Weise als elsässischer Jude zu seinem Ursprung zurück. Und das will viel heißen bei einem, der 1921 geboren wurde, der nach 1940 aus dem unbesetzten Frankreich nach den Vereinigten Staaten in Amerika fliehen mußte, der nach 1945 Professor für französische Literaturgeschichte in Israel wurde und währenddessen zu einem beachteten französischen Lyriker avancierte, der aber dann in der elsässischen Mundart den adäquaten Ausdruck fand für das, was ihn als Mensch im Tiefsten bewegt. Dieses „Wenderowefir“, im Sommer 1984 in Jerusalem entstanden, ist „e gedicht ewer leid und fraid en drizen Lieder ingedeild“, der Inhalt dieser Lieder und die Art, wie Vigée uns das mitteilt, kann trotz allem für das Elsaß und seine Heimatsprache Hoffnung erwecken.

Marie-Louise Staiber, Das Exil von René Schickele, 1932–1940, Doktor-These, vorgelegt an der Straßburger Universität, 1988.

Es ist angebracht, auch hier die Einreichung einer solchen Doktor-These anzuzeigen, denn es ist ein besonderes Ereignis. Zum einen ist es das erste Mal, daß in Straßburg an der dortigen alma Mater jemand zum elsässischen Dichter René Schickele promoviert wird – das geschieht bei Professor Adrien Finck, der sich dem Werk des Dichters verschrieben hat. Zum anderen wird mit dieser Arbeit nicht nur eine Lücke ausgefüllt, sondern mit großer Akribie die schwerste Periode im Leben Schickeles untersucht und erhellt. Maria-Louise Staiber ist auch schon als Dichterin – in allen dort üblichen Ausdrucksweisen: elsässisch, hochdeutsch und französisch – hervorgetreten.

Rezension eines Aufsatzes in der Zeitschrift „Das Markgräflerland“ **Die Geschichte des Naturschutzes im ehemaligen Amtsbezirk Müllheim**

von Dr. Helmut Gutzler. In: „Das Markgräflerland. Beiträge zu seiner Geschichte und Kultur“. Teil I Heft 2/1989 S. 49–61. Teil II Heft 1/1990 S. 46–62 mit 4 Photos

Die Begriffe „Umwelt“ und „Umweltschutz“ wurden zwar im 19. Jahrhundert noch nicht benutzt. Die Geschichte des Naturschutzes und der Heimatpflege geht trotzdem bis in die Mitte des vergangenen Jahrhunderts zurück. Am Anfang stand der Vogelschutz.

Bereits 1864 wurde eine großherzogliche Verordnung „den Schutz der nützlichen Vögel betreffend“ in Baden erlassen.

Etwa 40 Jahre später wurde man sich des Wertes der ursprünglichen Landschaft und des gewachsenen Ortsbildes bewußt. Man bemühte sich, die aufkommende Außenreklame bzw. ihre Auswüchse in den Griff zu bekommen. Das Innenministerium in Karlsruhe wies in einem Erlaß vom 10. Dezember 1904 die Bezirksämter darauf hin, gegen die „Unsitte, Reklameschilder und sonstige geschäftliche Anpreisungen in Schrift und Bild anzubringen oder aufzustellen“ anzugehen, soweit dadurch „geschmacklose Verunstaltungen der Naturschönheiten, landschaftlich hervorragender Gegenden sowie der Schöpfung von Kunst und Baukunst“ bewirkt würden.

Zur gleichen Zeit begann man Maßnahmen zum Schutz gefährdeter und vom Aussterben bedrohter Pflanzenarten in Baden zu treffen. 1912 wurde durch badisches Landesgesetz eine Rechtsgrundlage für den Erlaß bezirkspolizeilicher Vorschriften zum Schutz der einheimischen Pflanzen und Tiere geschaffen.

Eine bezirkspolizeiliche Vorschrift für den Amtsbezirk Müllheim verbietet im Jahre 1914 das Ausreißen oder Abpflücken der wildwachsenden Orchideen, der Knabenkräuter, Enziane aller Sorten, von Türkenbund und Weißer Anemone.

Ferner ist es verboten, zwölf weitere Pflanzenarten in größeren Mengen abzupflücken und mit ihnen zu handeln, darunter z. B. der Seidelbast, Arnika, Kätzchen von Weiden, Erlen und Haselnüssen sowie die Silberdistel. Das Handeln mit fünf weiteren Arten, darunter Küchenschelle und Fingerhut ist ebenfalls verboten. Begriffe wie „Naturschutzgebiet“, „Landschaftsschutzgebiet“ oder „Naturdenkmal“ waren damals noch unbekannt. Immerhin stammt die älteste Liste über schützenswerte Örtlichkeiten oder wie es in ihr heißt „Gegenstände des Naturschutzes“ von 1908, die durch eine weitere vorläufige Zusammenstellung vom Badischen Landesverein für Naturkunde im Jahre 1912 ergänzt wurde.

Nach einer kriegsbedingten Pause während des Ersten Weltkrieges erfuhren die Bestrebungen des

Naturschutzes in den 20iger Jahren unseres Jahrhunderts vermehrten Auftrieb. Das Bewußtsein der Gefährdung unwiederbringlicher Naturschätze und wertvoller Landschaften war ebenso gewachsen wie die Heimatliebe und Hochschätzung historischer Baudenkmäler. Das erforderliche reichseinheitliche Gesetz war im Entwurf vorbereitet. Die politischen Wirren der Weimarer Zeit, die Ablehnung auch als notwendig erkannter Gesetze aus Parteienzwist und Fraktionsdenken heraus und der Widerstand aus großagrarisches Kreisen Nord- und Ostdeutschlands verhinderten jedoch den Erlaß des Reichsnaturschutzgesetzes bis zum Machtantritt der Nationalsozialisten.

Kein Wunder, daß die neuen Machthaber das 1935 erlassene Reichsnaturschutzgesetz – zu Unrecht – als ihr geistiges Kind beanspruchten. Die organisatorischen Voraussetzungen für den Naturschutz werden im Gefolge dieses Gesetzes verbessert, der Artenschutz in einer eigenen Verordnung neu geregelt. Der Zweite Weltkrieg verhinderte jedoch die geplante Ausscheidung vieler Naturschutzgebiete, geschützter Landschaftsteile und Naturdenkmäler.

Die hier geschilderte allgemeine Entwicklung gewinnt Leben und Wert für die heutige Naturschutzarbeit, wenn sie im Spiegel der örtlichen oder regionalen Entwicklung dargestellt wird. Solche Darstellungen sind leider noch selten. Der Verfasser hat nach mühevoller Aktenstudium im Staatsarchiv Freiburg die Geschichte des Naturschutzes im früheren Bezirksamt Müllheim bzw. in dem 1938 gebildetem Landkreis Müllheim (mit Teilen der früheren Bezirksämter Staufen und Kandern) in der Zeitschrift „Markgräflerland“ erschöpfend dargestellt. Als junger Regierungsassessor beim Landratsamt Müllheim mit der Aufgabe des Naturschutzes bis zum Beginn seines Kriegsdienstes im Jahre 1940 betraut, ist Gutzler auch noch teilweise Zeitzeuge der von ihm beschriebenen Entwicklung gewesen.

Bemerkenswert ist einmal die Fülle einzelner Verordnungen und Amtshandlungen der damaligen unteren Naturschutzbehörde, aus welchen man erkennen kann, daß sich der Naturschutz heute noch teilweise mit denselben Problemen herumschlagen muß. Eine erste Bezirksnaturschutzstelle war in Müllheim 1928 errichtet worden. Ihr Vorsitzender war der damalige Landrat Schmidt und ihr Geschäftsführer, der bekannte Naturschützer Dr. Ernst Scheffelt aus Badenweiler. Von den sechs ehrenamtlichen Mitgliedern waren fünf Lehrer.

Außerdem waren die Vorstände der Forstämter, des Bezirksbauamtes, des Domänenamtes und des Kreisschulamtes in der Bezirksnaturschutzstelle

vertreten. Nach Erlaß des Reichsnaturschutzgesetzes konstituierte sich eine neue Bezirksnaturschutzstelle 1937 im Belchenhaus. Vorher war es zu politisch bedingten Querelen gekommen, aufgrund deren der zweite Geschäftsführer der früheren Bezirksstelle, Realschuldirektor Dr. Hättich, sein Amt zur Verfügung gestellt hatte. Neuer Geschäftsführer wurde Dr. Fritz Fischer. Unter den Mitgliedern findet man weitere hervorragende Natur- und Heimatfreunde wie Apotheker Fohmann aus Schliengen und Otto Ernst Sutter, den „Landschreiber von Liel“. Auch Vertreter der Forstämter, wie Forstrat Ringes aus Oberweiler und Forstassessor Hockenjos vom Forstamt Kandern, der spätere Präsident des Schwarzwaldvereins, die Vorstände des Kultur- und Wasserbauamtes Freiburg und des Landwirtschaftamtes Müllheim sowie ein Vertreter der Bergwacht gehörten der unter dem Vorsitz des jeweiligen Landrates stehenden Bezirksstelle an. Dr. Scheffelt schied wegen persönlicher, wahrscheinlich ebenfalls politischer Differenzen 1937 aus dem Gremium noch vor seiner endgültigen Konstituierung aus.

Die wichtigste Aufgabe der Bezirksnaturschutzstelle war Listen schutzwürdiger Objekte, die als Naturschutzgebiete, geschützte Landschaftsteile oder Naturdenkmäler unter Schutz gestellt werden sollten, zu verfassen. Diese Listen enthielten Vorschläge für acht Naturschutzgebiete, mit dem Münstertal und dem Kandertal zuletzt 24 Vorschläge für geschützte Landschaftsteile und Vorschläge für 20 Naturdenkmäler. Die Aufstellung dieser Listen war schwierig, da die Bezirksstelle unter ständigem Geldmangel litt und „bisher wenig Vorarbeiten“ geleistet worden waren. Mit ganz wenigen Ausnahmen, wie dem Landschaftsschutzgebiet Schauinsland, an welchem der Bezirk von Staufen noch Anteile hatte, wurden die Schutzmaßnahmen durch den beginnenden Zweiten Weltkrieg unterbrochen. Das Naturschutzgebiet Belchen wurde 1949, andere Naturschutzgebiete wie der Innerberg oberhalb von Niederweiler, zwei Gebiete im Neuenburger- bzw. Zienkerer Rheinwald oder das Naturschutzgebiet „Auf der Eck“ wurden erst in den 80iger Jahren erklärt. Verglichen mit der großen Zahl von Vorschlägen aus den Jahren 1936–1939 ist das bisherige Ergebnis der Unterschutzstellungen mager und die von Gutzler veröffentlichten Listen können teilweise auch noch für heutige Naturschutzbestrebungen befruchtend wirken. Zwei Leistungen vermochte die Bezirksnaturschutzstelle beim Landratsamt Müllheim vor dem Zweiten Weltkrieg noch zu vollbringen. Einmal wurde das Naturdenkmalbuch für den Landkreis im Februar 1940 angelegt und rechtskräftig. Zum anderen gelang es, die für die Landschaft des

Markgräflerlandes so prägenden Nußbäume vor einer Fällungsaktion für eine Waffenfabrik am oberen Neckar zu retten.

Auch die übrigen Aktivitäten auf dem Gebiet des Naturschutzes aus den letzten Jahren vor dem Zweiten Weltkrieg, welche Gutzler aufführt, besitzen teilweise noch heute Aktualität.

George Orwell hat sinngemäß gesagt, daß nur wer die Vergangenheit kennt, die Zukunft meistern könne.

Das gilt sicher auch für ein heute so bedeutendes Gebiet wie den Natur- und Umweltschutz. Der Verfasser hat einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis des geschichtlichen Werdens des Naturschutzes in unserem Markgräflerland geleistet.

Prof. Dr. P. Gürth

Heimat auf Zeit. Literaturlandschaft um Maulbronn, hg. von Hansjörg Ziegler und Günther Mahal; Stieglitz-Verlag, Mühlacker/Irdning/Steiermark, 1989.

„Heimat“ scheint in unseren Tagen wieder „in“ zu sein. Gerade auch im Raum, der hier gemeint ist. In Bretten, das ja in unmittelbarer Nähe von Maulbronn liegt, finden im September 1980 die Baden-Württembergischen Heimattage statt, 1987 begibt man in Knittlingen und Umgebung die Baden-Württembergischen Literaturtage, die just „Heimat“ auch zum Thema hatten. Dieses Buch faßt – und das mit einer Ausnahme – Aufsätze zusammen, die eben im Vorfeld dieser Literaturtage im „Mühlacker Tageblatt“ erschienen sind. Es sind Beiträge zu Persönlichkeiten, die in diesem Raum literarisch eine gewisse Rolle gespielt haben, sei es, daß sie in dieser Gegend heimisch waren oder daß sie länger oder für eine Zeitlang hier gewirkt haben. Für die meisten gilt, daß ihre Ausstrahlung weit über diesen Raum hinausgeht. Die Art der Beiträge macht allesamt deutlich, daß diese geistigen und literarischen Vertreter, die herangezogen werden, Heimat „als Appell, als Ziel, als nie erledigte Aufgabe“ angesehen haben. Der größere Teil der Herangezogenen hat in der schwäbischen Landschaft Akzente gesetzt, einige von ihnen gehören aber eindeutig in den badischen Raum. So der Poet des Biedermeiers, Samuel Friedrich Sauter, den Flehingen und Zaisenhausen zugleich für sich in Anspruch nehmen, und Joseph Viktor von Scheffel, der Maulbronn und sein Kloster besingt; Friedrich Schiller gehört auch in diesen Rahmen, hat dieser doch über Knittlingen in Bretten badischen Boden bei seiner Flucht erreicht. Aber auch Hermann Hesse und Georg Herwegh haben es zeitweise mit badischem Ambiente zu tun. Diese einmalige Kulturlandschaft um Maulbronn und die angeführten Schriftsteller und Poeten können uns in das Wesen

dessen, was Heimat für uns ist, hineinführen. Und gerade das kann in der Reflektion für uns eine Hilfe sein. me

Groll, Karin, Alfred Rethel: „Auch ein Totentanz aus dem Jahre 1848“. Meßkirch: Armin Gmeiner Verlag 1989, 78 S., 34 Abb. DM 24,80.

Wer kennt ihn nicht: Friedrich Hecker, den Aufständischen vom Bodensee und die Symbolfigur der badischen Revolution von 1848/49? Der „Heckerzug“, der „Heckerhut“ und nicht zuletzt das „Guckkastenlied vom großen Hecker“ sind untrennbar mit seinem Namen verbunden und machten ihn weit über die badischen Grenzen hinaus zu einem Mythos, einer Legende. Sein Name grub sich ein in das Gedächtnis des Volkes und gab seiner Person in ganz Deutschland einen Bekanntheitsgrad, wie es nur selten einem Badener zuteil wurde. Hecker war freilich nicht allein positiv besetzt; gleichsam als Symbol der „48er“ genoß er in weiten Kreisen auch negatives Ansehen, was seine zeitgenössische Popularität aber eher noch zu steigern schien.

Dies muß man wissen, wenn man das Buch der Freiburger Kunsthistorikerin Karin Groll zur Hand nimmt, die sich dem Holzschnittzyklus „Auch ein Totentanz aus dem Jahre 1848“ des aus dem Rheinland stammenden Malers Alfred Rethel widmete. Ursprünglich ein eifriger Anhänger und Verfechter demokratischer Ideen hatte sich dieser nach dem Ausbruch der Revolution zum liberal gesinnten Gegner der Aufständischen entwickelt, eine sehr spannungsreiche Entwicklung, die in dem genannten Zyklus ihren Niederschlag fand und – was für den Badener von großem Interesse ist – mit der Popularität Heckers eng verknüpft ist.

Der „Totentanz“ ist die allegorische Darstellung eines Reigens, den der personifizierte Tod mit Menschen jeden Standes und jeden Alters tanzt. Die Tradition dieses Genres reicht bis in das Spätmittelalter zurück und fand mit Rethel eine Wendung, die das bedrohliche Element seiner Gegenwart balladenhaft, in Gestalt einer Moritat darstellt. Abgestoßen von den haßerfüllten Aufständischen des Jahres 1848, von den todbringenden Barrikadenkämpfen und den revolutionären Umtrieben entwarf Rethel seinen „Totentanz“, der im Mai 1849 in Leipzig erschien und in sechs, mit Versen untermauerten Blättern die Sinnlosigkeit der Revolution darstellte. In Zeitungen besprochen, von Behörden und regierungstreuen Vereinen verteilt, fand das Flugblatt in ganz Deutschland weiteste Verbreitung, ja wurde derart populär, daß es durchgängig bis 1948, zuletzt in Heidelberg gedruckt, erschien.

Versehen mit der typischen Heckerbekleidung – den hohen Stiefeln und dem berühmten „Heckerhut“ mit roher Hahnenfeder und Kokarde, der schließlich weit verbreiteten Kopfbedeckung des aufständischen Volkes – verleitet der einem Grab entstiegene Tod den revolutionsanfälligen Pöbel zu einem sinnlosen gegenseitigen Morden. Mit Demagogie bemächtigt er sich einer durch „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ verführten Masse, die zu spät erkennt, daß sie erst mit dem eigenen Tod frei und gleich wird. Der demaskierte Tod triumphiert über die Barrikadenkämpfer und enthüllt sich als teuflischer Trugschluß des verführten und verhetzten Volkes.

Frau Groll stellt eine detaillierte Beschreibung und Ikonographie der einzelnen Blätter sowie ihrer Entwürfe in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung: „Der Tod entsteigt dem Grab“ – „Der Tod reitet zur Stadt“ – „Der Tod vor der Schenke“ – „Der Tod übergibt dem Volk das Schwert“ – „Der Tod auf der Barrikade“ – „Der Tod als Sieger“. Lediglich eingebettet in die historische Situation, der politischen Entwicklung Rethels sowie der Verbreitung des Zyklus, hätte diese Arbeit bereits eindrucksvolle Wirkung gezeigt. Doch allein damit wollte sich die Autorin nicht begnügen. Mit großem Einfühlungsvermögen belegt sie, in welcher langer Tradition Rethel bis hin zu Hans Holbein d. J. und Albrecht Dürer steht, aber auch, wie sein Werk bis in die Gegenwart hinein wirkte – aber nie erreicht, geschweige denn übertroffen werden konnte. Sachlich und doch anregend, anschaulich und mit steten Hinweisen auf die reiche Bebilderung bringt die Autorin dem Leser ihre Thematik nahe. In ihrem am Schluß des Bandes aufgeführten Anmerkungsapparat benennt sie ihre Belege und zitiert – was in der Tat als höchst positiv hervorzuheben ist – mitunter längere Quellentexte. Auch versäumt sie es nicht, den Leser in die Geschehnisse der Revolution selbst kurz einzuführen, wobei man als weiterführende Literatur freilich besser auf Willy Real als auf Thomas Nipperday verwiesen hätte: Ein Schönheitsfehler, der dem Buche wahrlich keinen Abbruch tut, das – wie so oft bei kleinen, eher unbekanntem Verlagen – sehr hübsch und leserfreundlich aufbereitet wurde, und zwar sowohl was den Aufbau und die Bebilderung als auch den ansprechenden Einband betrifft; auch der zweispaltige Text befördert deutlich den Lesefluß. – Man nimmt das Buch gerne zur Hand.

Stefan Ph. Wolf

Karl Mez – Lebensbild eines christlichen Unternehmers und sozialen Politikers, von Helmut-Guenter Oewermann, Waldkircher-Verlag, 7808 Waldkirch, DM 19,80.

Der Badener Karl Mez aus Freiburg hatte sein Glaubenserlebnis auf dem Friedhof in Königsfeld; dort fand er einen Grabstein mit seinem Namen vor. Von da an war er ein überzeugter Christ, gleichzeitig aber auch ein Mann der sozialen Tat. Mitglied des badischen Landtags. Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt. Heimlicher Bürgermeister von Freiburg. Mitglied der badischen Synode. So mancher soziale Gedanke von Karl Mez ist bis heute durch die Politik sehr aktuell. Ein Mann der Ganzheitlichkeit des 19. Jahrhunderts.

Buchhinweis zum Aufsatz

SÜDWESTDEUTSCHE SCHRIFTEN

Wolfram Förster

**Wirtschaft, Gesellschaft
und Verkehr in
Nordostbaden 1806-1914**



Institut für Landeskunde und Regionalforschung der Universität Mannheim
1990

Autoren dieses Heftes

Thomas Adam

Bachstraße 36, 7520
Bruchsal-Untergrombach

Bernd Boll

Reischstr. 9 A, 7800 Freiburg

Sabine Diezinger M. A.

Franz-Abtstraße 9, 7500 Karlsruhe

Dr. Wolfram Förster

B 6.12, 6800 Mannheim 1

Heinrich Hauß

Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Manfred Hildenbrand

Georg-Neumaierstr. 15,
7612 Hofstetten

Bernhard Huber

Heimatverein Karlsdorf, 7521
Karlsdorf-Neuthard 1

Kurt Klein

Haselwanderstr. 11, 7613 Hausach

Hans Knab

Im Brühl 2, 7500 Karlsruhe 41

Alois Kraftczyk

Hofstetterstr. 8a, 7612 Haslach/Kinzigtal

René Löffler

Kohlenbacher Talstraße 12, 7800
Waldkirch-Kollnau

Prof. Bertold Rudolf

Friedlanderstr. 3, 7500 Karlsruhe

Adolf Schmid

Steinhalde 74, 7800 Freiburg

Dr. Clemens Siebler

Wildtalstr. 79, 7800 Freiburg

Siegfried Schuster

Amriswilerstr. 11,
7760 Radolfzell

Dr. Claudia Ulbrich

Forsthausstraße 54,
6680 Wiebelskirchen

Ilse Vögely

Busenbacherstr. 13,
7500 Karlsruhe 41

Ludwig Vögely

Tiefentalstr. 35,
7500 Karlsruhe 41

Elmar Vogt

Riedackerweg 7,
7862 Hausen im Wiesental